Hiltraud Casper-Hehne/
Irmy Schweiger (Hg.)

Deutschland und die „Wende“ in Literatur, Sprache und Medien

Interkulturelle und kulturkontrastive Perspektiven



Universitätsverlag Göttingen

Hiltraud Casper-Hehne / Irmy Schweiger (Hg.)

Deutschland und die „Wende“ in Literatur, Sprache und Medien

This work is licensed under the
Creative Commons License 2.0 “by-nd”,
allowing you to download, distribute and print the
document in a few copies for private or educational
use, given that the document stays unchanged
and the creator is mentioned.
You are not allowed to sell copies of the free version.



erschienen im Universitätsverlag Göttingen 2008

Hiltraud Casper-Hehne /
Irmy Schweiger (Hg.)

Deutschland und die „Wende“ in Literatur, Sprache und Medien

Interkulturelle und kulturkontrastive Perspektiven

Dokumentation eines Expertenseminars
für internationale Alumni der
Georg-August-Universität Göttingen
vom 8. – 13. Juli 2007



Universitätsverlag Göttingen
2008

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Anschrift der Herausgeber
Abteilung für Interkulturelle Germanistik
Deutsch-chinesisches Institut für Interkulturelle Germanistik und Kulturvergleich der Georg-August Universität Göttingen
Käthe-Hamburger-Weg 6, 37073 Göttingen
http://www.uni-goettingen.de/de/21867.html

Wir bedanken uns für die Förderung durch den DAAD im Rahmen des ‚Alumni-Plus'-Programms.



In Zusammenarbeit mit dem Alumni-Büro der Georg-August-Universität Göttingen und dem Literarischen Zentrum Göttingen.





Dieses Buch ist auch als freie Onlineversion über die Homepage des Verlags sowie über den OPAC der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek (http://www.sub.uni-goettingen.de) erreichbar und darf gelesen, heruntergeladen sowie als Privatkopie ausgedruckt werden. Es gelten die Lizenzbestimmungen der Onlineversion. Es ist nicht gestattet, Kopien oder gedruckte Fassungen der freien Onlineversion zu veräußern.

Satz und Layout: Wiebke Schuldt
Umschlaggestaltung: Margo Bargheer
Titelabbildung: Teilnehmende des Expertenseminars 2007

© 2008 Universitätsverlag Göttingen
http://univerlag.uni-goettingen.de
ISBN: 978-3-940344-58-8

Inhaltsverzeichnis

Deutschland und die „Wende“ in Medien

Filmgespräch

Essay

Grußwort

Mit ihren Expertenseminaren für Alumni im Ausland möchte die Georg-August-Universität Göttingen mit Unterstützung des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) die Bindung zu ihren Ehemaligen langfristig stärken und ein weltweites Netzwerk aufbauen.

Vorrangige Zielgruppe des Expertenseminars „Deutschland und die Wende in Literatur, Sprache und Medien" waren Alumni aus China, Japan und Korea, die sich in ihren Heimatländern für die Verbreitung der deutschen Sprache und Kultur engagieren. Ihr Wirken bildet in besonderem Maße eine Brücke zu Deutschland und zur Universität Göttingen.

Das Thema „Deutschland und die Wende" stellt eine spezifisch deutsche Erfahrung in den Mittelpunkt und thematisiert damit gleichzeitig Fragen, die zurzeit unter anderem in Korea und China hohe Aktualität besitzen.

Die Veranstaltung suchte zum einen der Tatsache Rechnung zu tragen, dass sich die Auslandsgermanistik in den Herkunftsregionen der Alumni derzeit in einer schwierigen strukturellen, aber auch konzeptionellen Krise befindet. Hier suchten die Veranstalter das Gespräch und den Informationsaustausch. Zum anderen verfolgte das Seminar das Ziel, den Teilnehmern neue Entwicklungen des Faches nahe zu bringen. Ein Beispiel dafür ist die wachsende Bedeutung einer kulturwissenschaftlich geprägten Interkulturellen Germanistik.

Die vorliegende Dokumentation ermöglicht den Teilnehmerinnen und Teilnehmern einen Rückblick auf das Expertenseminar, soll aber auch weiteren Interessierten das Thema „Deutschland und die Wende in Literatur, Sprache und Medien" näher bringen. Insbesondere soll sie unsere Ehemaligen in aller Welt ermutigen, den Kontakt zu ihrer Alma Mater zu intensivieren oder auch neu aufzunehmen.

Kurt von Figura

Prof. Dr. Dr. Kurt von Figura
Präsident

Göttinger Luft macht frei!

Min Suk Choe, Seoul[*]

Die Einladung zum Göttinger Alumni-Expertenseminar kam für mich unerwartet und unverhofft. Umso größer war meine Freude über die ehrenvolle Einladung. Meine Begeisterung beruhte vor allem auf zwei Tatsachen: Zum einen ist es ein hochzulobendes Novum, dass sich überhaupt eine deutsche Universität um ihre Alumni so hingebungsvoll kümmert. Zum anderen war es auch das erste Mal, dass sich chinesische, japanische und koreanische Alumni-GermanistInnen in Göttingen zum wissenschaftlichen Austausch zusammenfanden. Hinzu kam noch, dass das Seminarthema „Deutschland und die Wende in Sprache, Literatur und Medien. Interkulturelle und kulturkontrastive Perspektiven" so treffend gewählt war, dass ich das Gefühl hatte, es wäre just für mich formuliert worden.

Denn es zielte genau auf meine beiden größten Schwachstellen als Auslandsgermanistin, die Mitte der 80er Jahre mit dem Studium fertig war und Deutschland verließ: Ich „verpasste" (zumindest an Ort und Stelle) zeitgeschichtlich die Wende und die Wiedervereinigung Deutschlands, und dann wissenschaftlich den so genannten „cultural turn", der sich seither in den Geisteswissenschaften Deutschlands vollzogen hat.

Gewiss hatte ich mir all das Wissen über diese Zeit und die historischen Ereignisse durch Bücher und verschiedene Medien selbst angeeignet, es fehlten aber in diesem Wissen sowohl eine Systematik als auch – und vor allem – ein lebendiges

[*] Prof. Choe ist seit 1986 Professorin für Germanistik an der Ewha Womans University, Seoul. Sie studierte in Seoul, Bonn, Göttingen und Paderborn. Sie ist seit 1986 Göttinger Alumna und kehrte im Sommer 2007 als Teilnehmerin des Alumni Expertenseminars „Deutschland und die Wende" nach Göttingen zurück.

Nachfühlen der Vorgänge und ein Mitfühlen mit den betroffenen Menschen und den kompetent interpretierenden deutschen Kollegen.

In meinem Seminar zur deutschen Literaturgeschichte erwähne ich deshalb nur sehr kurz die Wende und die Wiedervereinigung Deutschlands. Dabei interessiere ich mich eigentlich in mehrfacher Hinsicht für diese historischen Ereignisse: Einerseits natürlich aufgrund meines Berufes als Germanistin, andererseits aber auch persönlich als Staatsbürgerin des einzig noch „geteilten“ Landes der Welt.

Deshalb freute es mich außerordentlich, dass ich in diesem Seminar von kompetenten Leuten etwas über die deutsche Gegenwartsgeschichte lernen und mit ihnen diskutieren konnte.

Der Beginn des Seminars – der literarische Rundgang durch Göttingen – ermöglichte es mir, nach langen Jahren Göttingen wieder zu sehen. Seitdem und während des ganzen Seminars klangen Goethes Sätze aus *Faust* sanft wie Äolsharfentöne in meinen Ohren:

> Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten,
> Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt.
> Versuch ich wohl, euch diesmal festzuhalten?

In den Beiträgen der teilnehmenden Wissenschaftler, Schriftsteller und Filmemacher wurden die unterschiedlichsten Themen erörtert: die Sprache vor und nach der Wende, die literarische Intelligenz in Ost und West, die Filme der DEFA und die Wendefilme, die Wende im Spiegel der Gegenwartslyrik sowie der Wandel der DDR-Medien durch die Wende.

Und damit lieferten die Teilnehmenden häufig selbst ein gutes Beispiel für den interkulturellen, interdisziplinären und kulturwissenschaftlichen Austausch. Die Begegnungen mit den Künstlern und Filmemachern waren sehr anregende und fruchtbare Ereignisse des Seminars.

Wie intensiv und emphatisch sich Manfred W. Hellmann z.B. mit der „Sprache vor und nach der Wende“ befasst hatte, beeindruckte mich sehr. Denn sein Beitrag war selbst eine historische Dokumentation über die Kommunikationskultur in beiden deutschen Staaten. Ich konnte gut nachempfinden, warum er es für bedauernswert hielt, dass das Interesse der Bürger der westlichen Bundesländer für die DDR-Kultur und -Sprache derart nachgelassen hatte.
Andererseits fand ich es gut, dass die Künstler wie Schriftsteller und Filmemacher, die aus der ehemaligen DDR stammen, mit dem Seminar die Gelegenheit bekamen, sich mit ihrer eigenen Kultur und Vergangenheit auseinanderzusetzen. So genoss ich sowohl den Vortrag „Die Wende im Spiegel der Gegenwartslyrik“ von Michael Braun als auch Kathrin Schmidts Lesung „Königs Kinder“.

Auch die Filmvorführungen und „Der kursorische Gang durch die Filmgeschichte ab den 90er Jahren" von Irmy Schweiger vermittelten uns die Atmosphäre der DDR und der Wendezeit.

Bei der Vorführung von Filmausschnitten aus der Langzeitdokumentation „Die Kinder von Golzow" wurde mir klar, dass ich diese Serie zum Teil schon kannte. Für mich war es allerdings neu, dass diese Filmserie auch noch bis zum Jahr 2007 gedreht und im Jahre 1985 als die längste TV-Filmserie ins Guinnessbuch eingetragen wurde. Dabei hat mich das melancholische Fazit des Filmemachers zutiefst berührt: Wenn etwas aus diesen Kindern geworden wäre, dann hätte er in seiner so schwierigen und langwierigen Arbeit einen Sinn gefunden. Allerdings konnte man sich auch fragen, ob ausschließlich das politische System Schuld an dem Schicksal dieser kleinen Leute gehabt hatte?

Der Beitrag von dem renommierten Germanisten Wolfgang Emmerich verstärkte noch einmal meine große Bewunderung für diesen deutschen Wissenschaftler. Er gab quer durch die Geschichte des 20. Jahrhunderts einen klaren Überblick über die literarischen Intellektuellen in Ost und West. Dabei zeigte er, „wie die alltägliche Akzeptanz gewaltförmiger, autoritärer Strukturen in der DDR selbst noch die Utopie deformieren konnte." Am Ende konnte ich – wie Wolfgang Emmerich ein „altmodischer Mensch" – seiner Bitte an die jüngeren Autoren nur zustimmen: Sie mögen „die klassische Intellektuellenrolle nicht vollständig preisgebend, sie bewusst reflektierend und zurücknehmend, an Sinnkonstrukten von bescheidener, mittlerer Reichweite mitarbeiten".

Die Beiträge der chinesischen, japanischen und koreanischen Alumni waren auch sehr anregend, und ich konnte durch Gespräche mit ihnen sehr viele Erkenntnisse gewinnen. Obwohl die koreanische Germanistik in ihrer Geschichte sehr stark von den beiden Ländern beeinflusst worden ist, sind die gegenwärtigen Entwicklungen in den drei Ländern sehr unterschiedlich. Die chinesische Germanistik befindet sich jetzt noch in der Wachstumsphase, während die Germanistik in Japan stagniert und die Germanistik in Korea nach der großen Expansion – wir sprechen vom „Luftballon-Effekt" – im Stadium des Gesundschrumpfens angekommen zu sein scheint.

Nicht nur mit den hervorragenden Beiträgen, sondern auch mit dem Angebot der verschiedenen Rahmenprogramme verwöhnten die Veranstalter uns sehr. Geboten wurde uns eine sehr schöne Mischung aus Atmosphäre und historischen Informationen. So saß ich abends gemütlich mit den deutschen und ostasiatischen Alumni und KollegInnen auf der Burg Hardenberg, im Paulaner oder Apex zusammen, um entspannt mit ihnen zu plaudern. Die Exkursion nach Berlin am letzten Tag erwies sich letztendlich als der Höhepunkt unseres Seminars. Obwohl ich schon oft und

manchmal für längere Zeit in Berlin war, konnte ich zusammen mit den Göttinger Alumni Berlin dank der fachlichen Begleitung ganz anders erleben.

Aufgrund des Seminars konnte ich nicht nur wissenschaftliche Themen und Gedanken austauschen, sondern auch die Beziehung zu anderen ostasiatischen Alumni intensivieren und über Aspekte und Herausforderungen der Germanistik in Ostasien im Zuge der Globalisierung und der sich formierenden Medien- und Informationsgesellschaft diskutieren. So konnte ich mich mit anderen Alumni darüber austauschen, was mich seit langem quälte und womit ich als Germanistin innerlich nicht allein fertig werden konnte, nämlich, dass sich in der Mediengesellschaft die Rolle der Literatur grundsätzlich stark verändert hat, dass wir von der Literatur nicht mehr so viel verlangen können und sollten, wie wir es früher getan haben. Nun weiß ich, dass es nicht nur meine Schuld ist, dass sich immer weniger Studierende für Literatur interessieren, dass ich vielleicht nun mit einem anderen Selbstgefühl und mit anderen Methoden meine Lehrveranstaltungen organisieren sollte. Die gesellschaftliche Rolle und Aufgabe von mir als Auslandsgermanistin wird mich in der Zukunft weiterhin intensiv beschäftigen.

Hier darf ich mir erlauben, eine kleine Anekdote zu erwähnen. Einmal bat mich eine Studentin – keine Germanistin – um einen Termin in meiner Sprechstunde. Ihre ersten Worte klangen wie eine Beichte vor dem Priester: „Wie kann man wieder einen Traum haben?“ Nach dieser Äußerung fragte ich sie, warum sie mit solchen Problemen ausgerechnet zu mir gekommen sei? Sie antwortete mir, sie habe meine Vorlesung über Goethe gehört. Sie möchte so gern wenigstens einmal die Begeisterung der jungen Stürmer und Dränger nachempfinden und dann nicht zuletzt meine Begeisterung für deutsche Literatur teilen. Meine schwache Antwort war: „An Ihrer Stelle würde ich lesen, angefangen von *Dichtung und Wahrheit* ... “

Dieses Mädchen, das ihre Traumlosigkeit wie eine große Sünde empfand und gerade in der deutschen Literatur einen Weg suchte, war ein Zeichen für mich, dass wir nicht die Hoffnung aufgeben sollten. Gerade im 21. Jahrhundert wird man wieder die deutsche Innerlichkeit zu schätzen lernen, die Thomas Mann im Zusammenhang mit dem deutschen Bildungsroman als „die schönste Eigenschaft des deutschen Menschen“ bezeichnete. Und ich hoffe, nun aus ganz pragmatisch-realistischer Sicht heraus, sehr darauf, dass die deutschen Politiker in der Zukunft für so ein unschätzbares Kulturerbe der Menschheit wie die deutsche Sprache und Literatur wesentlich mehr Ressourcen zur Verfügung stellen als bisher, und dass sie sich weltweit noch intensiver als bisher um die Pflege ihrer Sprache und Literatur kümmern. Denn: Hat nicht gerade dieses Göttinger Seminar unter Beweis gestellt, wie viel „geistvoller“ nur ein bisschen mehr „Materie“ uns Geisteswissenschaftler machen kann?

Ob die Göttinger Luft mich etwa zu frei gemacht hat?

Zum Schluss möchte ich Frau Prof. Casper-Hehne und Frau Dr. Irmy Schweiger für ihre unermüdlichen Bemühungen um dieses Seminar zutiefst danken. Den bei-

den bin ich auch dankbar dafür, dass sie mich noch einmal den Stolz auf mein Geschlecht fühlen ließen, zumal ich an der weltgrößten Frauen-Universität arbeite, ohne deren Absolventinnen die Modernisierung Koreas nicht denkbar gewesen wäre. Mein Dank gilt natürlich dem DAAD für seine großzügige Unterstützung und allen Mitarbeitern der Göttinger Universität, die rund um die Uhr dabei waren, dieses Seminar und unsere Berlin-Reise perfekt laufen zu lassen.

Wenden oder halb Wenden? – eine chinesische Perspektive

Yin Zhihong, Nanjing[*]

Ein Argument, mit dem ich den Ärger meiner chinesischen Bekannten, die über die „anti-chinesische" Medienberichterstattung Deutschlands klagen, beschwichtigen möchte, lautet: Seht euch doch die scharfe Kritik der Wessis an den DDR-Literaten zur Wendezeit an! Dann wisst ihr, der deutsche „Angriff" zielt nicht in erster Linie auf unser „bedrohliches" Land – ein Argument, das sich aus meiner persönlichen Beobachtung entwickelt hat.

1989 erfuhr ich mehrere verschiedene, private wie öffentliche „Wenden". Nach der Studentenbewegung auf dem Tian'anmen-Platz, fuhr ich Ende September mit der Transsibirischen Eisenbahn über Moskau nach Deutschland. Ich landete zunächst in Ostberlin, um mit einem dortigen Verlag die Herausgabe einer Anthologie jüngerer chinesischer Autoren vorzubereiten. Vor dem Hintergrund einer sich abzeichnenden Wende, begannen wir, die in China ausgewählten Erzählungen zu übersetzen. Auf einmal fiel die Mauer. Dann der Verlag. Irgendwann folgte dann der Fall Christa Wolfs, über die ich gerade meine Doktorarbeit schrieb. Wie viele andere, war ich sehr von der harten Polemik seitens des westlichen Literaturbetriebs überrascht, weil ich große Sympathie für die Autorin hegte. Sie hatte sich

---

[*] Prof. Yin ist Professorin für Germanistik und Leiterin der Deutschabteilung der Universität Nanjing. Mehrere Gastdozenturen und Forschungsaufenthalte führten sie als Direktorin des Deutsch-Chinesischen Instituts für Interkulturelle Germanistik und Kulturvergleich an die Universität Göttingen. Als Alumna nahm sie am Göttinger Expertenseminar teil.

doch der Partei gegenüber sehr kritisch verhalten und war vor der Wende – nach meinem chinesischen Dafürhalten völlig unverständlich – in beiden deutschen Teilstaaten verehrt worden?! Mao hatte uns doch gelehrt: Alles, was der Feind befürwortet, müssen wir ablehnen!
Inzwischen hat Christa Wolf wieder mehrere Bücher veröffentlicht und Preise erhalten, darunter den deutschen Bücherpreis (2002) für ihr Lebenswerk. In Deutschland, so scheint es, wird die Vergangenheit aufgearbeitet und man blickt nach bald 20 Jahren auf die Wendezeit zurück: Was ist geblieben? Einen dieser Rückblicke bot auch das Göttinger Alumniseminar *Deutschland und die Wende in Literatur, Sprache und Medien – Interkulturelle und kulturkontrastive Perspektiven* im Sommer 2007, zu dem Teilnehmer aus verschiedenen asiatischen Ländern eingeladen waren. Und stets waren meine chinesischen Erfahrungen präsent: ich spürte die Vertrautheit mit vielen DDR-Begriffen, die unserem zum großen Teil unreflektiert gebliebenen „sozialistischen" Wortschatz sehr ähneln; ich fragte nach dem Grund der fehlenden Melancholie für die Utopie, die auch in China präsent sein müsste; ich erkannte den vormodernen Charakter unserer literarischen Intelligenz vor allem in der Mao-Zeit, und lernte die Kehrseiten und Gefahren von Intellektuellen im Umgang mit Utopien kennen, deren Erforschung in meinem Land längst fällig wäre...

Wir haben uns, ich möchte sagen, eine halbe Wende geleistet und eine halb ge*wende*te Literatur. Letztere setzte ein mit der „Wunden-Literatur" nach der Kulturrevolution, in der viele chinesische Germanisten und deutsche Sinologen Ähnlichkeiten mit der deutschen Trümmerliteratur sehen. Einen weitergehenden Vergleich, nämlich Parallelen der Funktion von Kunst im kulturrevolutionären bzw. nationalsozialistischen Kontext herauszuarbeiten, ist in der VR China verboten. Es dürfte daher kaum verwundern, wenn die Rede von der DDR als dem „zweiten totalitären Sündenfall im zwanzigsten Jahrhundert" im chinesischen Diskurs undenkbar ist. Dies ist jedoch genau ein Aspekt, der von den Kritikern an Christa Wolf und den Reformsozialisten der DDR stark gemacht wurde. Diese wollten von den westdeutschen „Belehrenden" nicht über das Wesen ihres Staates aufgeklärt werden, um „perfekt sich über die Wirklichkeit betrügen" zu können (Schirrmacher 1991: 136). Ihre „Schuld und Mitverantwortung" liege an den „zu frühe[n] Bindungen und zu späte[n] Abschiede[n]", woraus sich ihre Gemeinsamkeit mit den „vom Nationalsozialismus belasteten Intellektuellen der Nachkriegszeit" ergebe (Schirrmacher 1991: 134).

Dem großen Protest und der „Häme" gegen Christa Wolf kann vermutlich nur zustimmen, wer ihren literarischen Verdienst zur Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit und zum Nachdenken über die DDR-Gegenwart ignoriert. Auch wenn die Autorin in der DDR nicht die Nachfolge des nationalsozialistischen Regimes sah, sondern „das untergehende Troja" das sich durch den bösartigen Eumelos, der die Stasi verkörpert, blindlings dem eigenen Ende verschrieben hat, hat sich dennoch über ihre Kassandra die eigene Stimme erhoben: Lasst euch

nicht von den Eigenen täuschen! Man könnte ohne Übertreibung sagen, dass Christa Wolfs ganzes Lebenswerk den unablässigen Versuch zeigt, sich nicht zum Objekt machen zu lassen, sondern zu sich selbst, zur Autonomie zu kommen, indem sie in erster Linie schmerzhaft ihren Hang zu den Ihren bekämpft. Die „Eigenen" hat sie – wie ihre Kassandra – „verraten"; wem sie sie treu blieb und was sie am Weggehen hinderte, war ihre Utopie, den wahren Sozialismus aufzubauen, weshalb sie im Angesicht des Zusammenbruchs der DDR auch ihre Mitbürger zum Bleiben aufrief. Etwas, das schon ihre Kassandra tat: „Jetzt, da es Troja nicht mehr gibt, bin ich es wieder, Troerin."

Der Charme des Widerspruchs macht sowohl Christa Wolfs Prosa als auch Volker Brauns Lyrik aus. Auch das berühmteste Gedicht Volker Brauns aus der Wendezeit, *Das Eigentum,* das mich erstmals im Alumniseminar durch den Vortrag von Michael Braun sehr berührt hat,[1] thematisiert das „Bleiben und Gehen" mit „verräterischer Treue" oder „nüchternem Träumen": „Mein Land geht in den Westen. […] Ich selber habe ihm einen Tritt versetzt". „Und ich kann bleiben wo der Pfeffer wächst. Und unverständlich wird mein ganzer Text". Auch wenn die Hoffnung „im Weg wie eine Falle" lag, wird geträumt: „Wann sage ich wieder mein und meine alle." In diesem Widerspruch sehe ich den Weder-noch- bzw. Sowohl-als-auch-Standpunkt, der mich auch bei Christa Wolf besonders beeindruckte. Dieser nicht-festhaltende Standpunkt[2] fasziniert mich und scheint mir vor diesem Hintergrund ein deutsches oder ostdeutsch-reformsozialistisches Phänomen zu sein. Volker Brauns „Ostalgie" kann ich nur respektieren, wie man seine untreu klingende, zwielichtige „Mauer" (1966) nur bewundern kann. Wem wurde mehr eingeprägt als uns, dass für das große kommunistische Ideal, diese beste aller Gesellschaftsformen, unzählig begabte und hervorragende Menschen sich zu opfern bereit waren? Vor nicht allzu langer Zeit wurde ich von einem Verlagsleiter belehrt, dass Aufsätze über „sensible" Themen zur Verlagsschließung führen könnten. Aber welcher chinesische Schriftsteller leistet Trauerarbeit? Und zwar kritisch, oder gar verurteilend?!

Es ist wenig verwunderlich, dass hierzulande die Utopien längst aufgegeben wurden. Wer wurde in der Kulturrevolution schlimmer als chinesische Literaten von der „proletarischen Diktatur" unterdrückt und von der Scheinheiligkeit des so genannten Sozialismus belehrt? Anlass zur Nostalgie ist hier kaum geblieben? Hat es sich nicht zwischenzeitlich als Trugschluss erwiesen, dass das Sowohl-als-auch

[1] Ich lernte früh *Das Eigentum* von Volker Braun über einen chinesischen Aufsatz kennen, hatte mich aber kaum von der chinesischen Version unter dem Titel „Caichan 财产" beeindrucken lassen. Das mag mit der Nicht-Übersetzbarkeit des Gedichtes zu tun haben. Denn „Eigentum" als „Caichan" assoziiert lediglich Materielles; möglich wäre ev. eine Übertragung als „Caifu 财富" oder „Suoyou 所有", diese Begriffe implizieren sowohl Materielles als auch Geistiges.

[2] Das buddhistische Diamanten-Sutra lehrt: „Man sollte niemals einen festhaltenden Geist auftauchen lassen; Einen nicht-festhaltenden Geist sollte man auftauchen lassen" zitiert nach Toshihiko 1991: 23.

noch einen Traum ermöglichen könnte!?[3] Klar ist mein Land noch da und „geht nicht in den „Westen". Doch es „wirft sich", wie hinreichend bekannt ist, auch „weg" – auch und gerade, was sein sozialistisches Wesen, also sein „Eigentum" angeht. Nur seine „magere Zierde", auch wenn sie dick und stark aussieht, bleibt nach wie vor. Was nicht bleibt und geht, ist der Idealismus: „Krieg den Hütten Friede den Palästen". Ein Blick auf die immer beunruhigender werdende Kluft zwischen Arm und Reich reicht hier aus. Dort, wo mit dem real reformierten Sozialismus die Wirtschaft gedeiht, gedeiht auch die Korruption. Kein Ort. Nirgends, wo „Pfeffer wächst" und „mein ganzer Text" verständlich würde. Keiner träumt mehr, dass „mein" alle meint. Hatten sich Reformsozialisten wie Volker Braun oder Christa Wolf eine halbe Wende, eine chinesisch pragmatische Wende vorgestellt?

Der Ort, an dem mein „Eigentum" ist, ist nirgends mehr, allein noch in der Literatur, der schönen. Es existiert in einer Zeit, in der es weder hell noch dunkel ist, wo Licht und Dunkelheit miteinander verschmelzen, der kurze Moment in der Abenddämmerung, den Wolfs Kassandra so herzlich liebt. Nicht länger als ein Augenblick zwischen der unendlich brennenden Sonne und dem ewig schimmernden Mond. Wolfgang Emmerich beschreibt das Hängen der ostdeutschen literarischen Intelligenz an der kurzlebigen Schönheit als „Abkapselung der Utopie von der schnöden Wirklichkeit" (Emmerich 1996: 461), in der eher die Entweder-oder-Gegensätze herrschen. Und die Utopie verhindert nur zu reflektieren, dass „viele der marxschen Prinzipien, zumal der kommunistische Gleichheitsbegriff, vormodernen Grundsätzen folgen und Zusammenhalt und Dynamik der nichtkapitalistischen Gesellschaft von moralischen Impulsen her gedacht sind" (Emmerich 1996: 460).

Strenge „Justiz" gegen die eigene Vergangenheit hat in Deutschland seit dem Ende des Dritten Reiches über ein halbes Jahrhundert gedauert. Das ziemlich positive deutsche Image Deutschlands in China hat nicht zuletzt mit der deutschen Vergangenheitsaufarbeitung – vor allem im Vergleich mit Japan – zu tun. Die neuere Aufarbeitung der DDR-Vergangenheit jedoch bleibt für uns fast im Dunkel, vergleichbar unserer eigenen. Da wir gewohnt sind, manches nicht zu dürfen, pflegen wir langsam auch vieles nicht mehr zu können, z.B. Kritik zu hören, die immer mal wieder unfair sein mag, wie auch unsere an anderen. Was wir brauchen sind Stimmen in Plural. Diese Vielstimmigkeit wollen wir vor allem im Inland, und zwar nicht nur über das Internet, wahrnehmen – aber auch die ausländischen Stimmen sollen hörbar sein.
In diesem Sinne beneide ich Deutschland: *Wende in Literatur, Sprache und Medien*. Da erschien neben Durs Grünbeins sarkastischem "12/12/89" z.B. im Jahr 2000 in

[3] Diese Passage bezieht sich hier auf die viel kritisierte Rede von Christa Wolf „Sprache der Wende", die sie am 4. November 1989 auf dem Alexanderplatz hielt: „Stell dir vor, es ist Sozialismus, und keiner geht weg!" und „Also, träumen wir mit hellwacher Vernunft" (Wolf 1990: 120).

der vereinten Bundesrepublik Peter Hacks' DDR/Mauer-Lobgesang „Das Vaterland".

Das Göttinger Alumniseminar hat mich in vielerlei Hinsicht in der Notwendigkeit bestärkt, dass der Zugang zur Gegenwart immer auch über die Vergangenheit führt und dass China die Chance einer Vergangenheitsbesichtigung nicht leichtfertig vergeben darf. Mein Versuch, eine Reihe von „Wende"-Gedichten ins Chinesische zu übersetzen, mag als Anregung für einen Schritt in diese Richtung gedeutet werden.

Literaturangaben:

Emmerich, Wolfgang (1996): *Kleine Literaturgeschichte der DDR. Erweiterte Ausgabe.* Leipzig: Gustav Kieppenhauer.

Izutsu, Toshihiko (1991): *Philosophie des Zen-Buddhismus*. Hamburg: Rowohlt.

Schirrmacher, Frank (1991): Dem Druck des härteren strengeren Lebens standhalten. In: *Der deutsch-deutsche Literaturstreit*. Hamburg, Zürich: Luchterhand.

Wolf, Christa (1990): *Im Dialog*. Frankfurt: Luchterhand.

Wendezeiten – Zeitenwende

Irmy Schweiger, Göttingen

Der tief greifende Transformationsprozess, der mit dem Protest von Hunderten DDR-Bürgerinnen und -Bürgern in Leipzig, Dresden, Plauen und anderen Städten weithin sichtbar einsetzte und im Herbst 1989 zu einer Massenbewegung anschwoll, die den sozialistischen Staat einstürzen ließ und am 3. Oktober 1990 zur Wiedervereinigung beider deutscher Staaten führte, ist bis heute auf unterschiedlichen Ebenen spür- und wahrnehmbar: Ein unabgeschlossener Wandel, der nahezu alle Bereiche von Politik, Wirtschaft und Gesellschaft nachhaltig erfasst hat. Mit der Öffnung der Berliner Mauer am 9. November 1989 wurde der Begriff *Wende* zum Synonym für jenen fortlaufenden, national-historischen Prozess, der zum einen durch äußere Katalysatoren, wie den Solidarnosc-Ausläufern der polnischen Gewerkschaftsbewegung sowie der sowjetischen Reformpolitik von Glasnost und Perestroika unter KPdSU-Generalsekretär Michail Gorbatschow, vorangetrieben wurde. Zum anderen haben vielerlei innere Instabilitäten und Legitimationskrisen, darunter nicht zuletzt die geradezu provokativ aufwändigen Planungen zur Selbstfeier des 40. Jahrestages der DDR-Gründung, den Unmut der Bevölkerung geschürt, der sich nach innen und außen deutlich sichtbar in den so genannten Montagsdemonstrationen entlud. Die Existenzgarantie der DDR ging zunächst schleichend, dann rasant verloren. Nichtsdestotrotz ist der Begriff *Wende* alles andere als eindeutig und unumstritten. Zwar hatte er bereits 1982 in der Bundesrepublik beim Regierungswechsel von Helmut Schmidt zu Helmut Kohl herhalten müssen, doch weitaus schwerer wiegt die Tatsache, dass er im Vorfeld des Mauerfalls erstmals in der Rede des zukünftigen Generalsekretärs des Zentralkomitees der SED, Egon Krenz, auftauchte. Noch im November 1989 sprach der Nachfolger von Erich

Honecker bei seinem Besuch in der Sowjetunion davon, die *Wende* eingeleitet zu haben. Dass er dabei vor allem einen vergleichbaren Prozess wie den der sowjetischen „Perestroika“ im Kopf hatte und nicht an die Einführung demokratischer Strukturen oder gar an den Beitritt zur Bundesrepublik dachte, hat ihn schnell ins politische Abseits gebracht. In seiner Analyse „Die Wende. Plädoyer für eine umgangssprachliche Benutzung des Begriffes“ unterstreicht Michael Richter, dass mit der Krenz'schen *Wende* „keine demokratischen Veränderungen gemeint waren. Vielmehr handelte es sich um den Versuch eines Machterhalts durch Maßnahmen einer Flexibilisierung der SED-Diktatur“ (Richter 2007: 861).

Die anstelle von *Wende* vielfach zitierte Begrifflichkeit von der „friedlichen Revolution“ ist kaum weniger umstritten. Mit Blick auf Ingo Schulzes *Simple Storys* (1998) zeigt Dirk Schröter, dass die „gern zitierte, weil wohlklingende Begriffsschöpfung der ‘friedlichen Revolution’ (ist) zu einem Gemeinplatz geworden [ist], auf dem sich die Einheitsbefürworter wortreich tummeln. Die zur friedlichen Revolution stilisierte und beschönigte Volkserhebung der Montagsdemonstrationen versinnbildliche nur noch, was ohnehin nicht mehr ernsthaft zu leugnen gewesen war: das politisch-ideologische Fiasko war die zwangsläufige und logische Folge des wirtschaftlichen Ruins der DDR. Das Volk immerhin hatte seine Regierung zur Aufgabe gezwungen“ (Schröter 2003: 13-14). Summa summarum war es auch dem – in jedem Falle wünschenswerten – friedlichen Übergang geschuldet, dass eine Welle der „Ostalgie“ einsetzte und die Kritik an den politisch Verantwortlichen recht zurückhaltend ausfiel. Der britische Historiker Timothy Garton Ash hat für die deutsche Ostpolitik der 70er und 80er Jahre den sprechenden Begriff der „Refolutionen“ geprägt: eine Mischung aus Reformen von oben und Revolutionen von unten.

Bereits bei dieser Namensgebung deutet sich ein Streit um die Deutungshoheit, Sinngebung und damit Wertung einer historischen Phase an, der in den folgenden Jahrzehnten alle rückblickenden und prospektiven Wende-Diskurse durchzieht und zuweilen dominiert. Diesseits und jenseits der ehemaligen Grenze, wird darum gerungen, nicht nur die eigene Rolle und die der „anderen“ einer Inventur zu unterziehen, sondern auch das neu sich formierende Feld abzustecken, zu besetzen und zu verteidigen.

In der Zwischenzeit ist das vereinigte Deutschland „volljährig“ geworden. Doch noch immer und sogar mehr als zuvor, zeigen sich die Nöte und Schwierigkeiten des Erwachsenwerdens. Eine „Generation Einheit“, konstatiert der SPIEGEL zum Geburtstag, sei nicht in Sicht (Kneip 2007). Meinungsumfragen ergeben auch 18 Jahre nach der Maueröffnung ein eher ernüchterndes Bild: jeder fünfte Deutsche wünscht sich die Mauer wieder zurück und die „Mauer in den Köpfen“ ist wieder am wachsen (Schöppner 2007). Während von den damaligen zeitgenössischen Beobachtern, Akteuren und Involvierten nach wie vor Facetten jener aufregender Jahre zusammengetragen werden, die sich als Mikrobausteine in einem all-

mählichen Prozess der Historisierung zu deutscher Geschichte zusammensetzen, ist die ehemalige Teilung der beiden deutschen Staaten und der Mauerfall für die im Wendejahr und danach Geborenen im besten Falle ein Kapitel im Geschichtsunterricht (Schütte 2007). Auch im literarischen Umgang mit der *Wende* zeige sich, so der Literaturkritiker Hans-Georg Soldat, dass diese schlicht vorausgesetzt werde, „ohne ihr mehr, als die bloße Existenz zuzubilligen" (Soldat 1997: 135).[1] Mit Blick auf die Zeit nach 1945, als viele literarische Texte aus einer eskapistischen Haltung heraus entstanden, konstatiert Soldat: „So wie damals der Krieg 'zu Ende war' und man simplifizierend von 'der Niederlage Deutschlands' sprach, ist nun 'die Wende' über Ost-Deutschland gekommen, und wieder in ähnlichen Konnotationen: Man spricht in den neuen Bundesländern und in Teilen der doktrinären Linken der Altbundesländer von 'Besiegten', diesmal vom 'westlichen Kolonialismus', pflegt Nostalgie und wehrt sich gegen Urbanität und kosmopolitisches, globales Denken, denen man oft genug eine fatale Deutschtümelei, die mit Nestwärme verwechselt wird, ja, ungezügelten Fremdenhass entgegenstellt" (Soldat 1997: 135).

Der Fall der Mauer und die Vereinigung der beiden deutschen Staaten haben jedoch nicht nur die politisch-ökonomischen und soziokulturellen Lebenswelten erreicht, sondern diese Vorgänge haben sich als vielfältige „Wende-Diskurse" in Sprache, Literatur und Medien fort- und eingeschrieben. Neben dem Feuilleton und einer Reihe von Historikern, waren es nach einer Phase der „Sprachlosigkeit" vor allem Künstler und Autoren, die sich mit diesem einzigartigen Prozess und ihrer je eigenen Rolle darin auseinandergesetzt haben: anklagend oder beschönigend, retro- oder prospektiv, wehmütig, nostalgisch oder zornig, nachtrauernd oder befreit, pessimistisch oder aber voller Optimismus.

Wende-Debatte…

Der Streit um die Vergangenheit ist ein Streit um die Zukunft (Ulrich Greiner)

Prädestiniert, als das Jahrzehnt der Literaturdebatten in die Literaturgeschichte einzugehen, sind die 90er Jahre gekennzeichnet von einem Umgang mit der deutschen Gegenwartsliteratur, der kaum weniger ambivalent hätte ausfallen können und die Nischenliteraturen in Ost- wie in Westdeutschland gleichermaßen in Frage stellten. Es war vor allem das Feuilleton, das diese Umwertung entscheidend vorformuliert hat, ästhetische Fragestellungen spielten in diesem deutsch-deutschen Literaturstreit nur am Rande eine Rolle. Im Zentrum stand der „Kampf um Weltbilder, um Deutungsmonopole und um ständische Privilegien (T. Schmidt)" (zit. in

[1] Soldat führt hierzu exemplarisch die beiden Romane „Der Zimmerspringbrunnen" von Jens Sparschuh und „Die Überfliegerin" von Angela Krauß an.

Schröter 2003: 98). Die erste Phase dieser vehementen Auseinandersetzungen entzündete sich an der Publikation von Christa Wolfs Erzählung *Was bleibt* im Jahr 1990.[2] Die Debatte weitete sich in Kürze zu einer Generalmusterung deutscher Literatur insgesamt aus und sowohl westdeutsche als auch ostdeutsche Schriftsteller wurden mit dem Vorwurf der „Gesinnungsästhetik" konfrontiert, deren Spielraum sich in der Trias von Politik – Moral – Literatur bewege. Es war Frank Schirrmacher, der heutige Herausgeber der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, der am 2. Oktober – rechtzeitig zur deutsch-deutschen Vereinigung und im Vorfeld der Frankfurter Buchmesse – in der *Frankfurter Allgemeine Zeitung* nicht nur die DDR-Literatur, sondern auch die Nachkriegsliteratur der Bundesrepublik mit großer Geste verabschiedete (Schirrmacher 1990). Neben Volker Braun, Christoph Hein und Christa Wolf wurden nunmehr auch Heinrich Böll und Günter Grass zur Zielscheibe der Kritik. Die Vorwürfe hatten allerdings eine gravierend unterschiedliche Stoßrichtung je nachdem ob Sie auf Ost oder West gemünzt waren: „Während die Debatte innerhalb der westdeutschen Literatur auf die literatur-politische Ablösung der Böll-Generation zielte, waren die reformsozialistischen Autoren der DDR mit dem Vorwurf konfrontiert, sich mit ihren Plädoyers für einen 'Sozialismus mit menschlichem Antlitz' zu Komplizen ihres totalitären Staates gemacht zu haben" (Meyer-Gosau 2004).

Einen weiteren Höhepunkt erreichte die Debatte im Herbst 1991 mit der Offenlegung der Stasiverstrickungen der jungen Prenzlauer Berg-Szene, durch den 1976 aus der DDR ausgebürgerten Liedermacher Wolf Biermann. Dieser hatte 1991 in seiner Büchner-Preis-Rede mit der Polemik gegen „Sascha Arschloch" die Nation zum Rätselraten angehalten. Gemünzt war der Angriff vor allem gegen Sascha Anderson und Rainer Schedlinski, die exemplarisch für den Einbruch moralischer Glaubwürdigkeit der jüngeren, vermeintlich kritischen Generation herhalten und damit eine weitere Wunschphantasie (des Westens) beschädigen mussten: „Die

[2] Thomas Anz (1991) hat diese Debatte in dem Sammelband *Es geht nicht um Christa Wolf* dokumentiert und analysiert und Karl Deiritz hat zusammen mit Hannes Krauss (1991) im gleichen Jahr eine zweite Dokumentation *Der deutsch-deutsche Literaturstreit* vorgelegt. In beiden Publikationen stellt sich das West-Feuilleton nahezu geeint im Generalangriff auf die moralisierende und selbstgerechte „Gesinnungsästhetik" der DDR-Utopisten dar, die als privilegierte Intellektuelle bereitwillig auf das „Goldkäfig-Arrangement" eines *velvet prison* (Haraszti 1988) eingegangen und damit nicht nur systemstabilisierend gewirkt, sondern gar zu Erfüllungsgehilfen einer verachtenswerten Diktatur geworden seien. Darüber hinaus wurde – den Titel von Christa Wolfs Erzählung *Was bleibt* aufnehmend – nicht selten zynisch und selbstgerecht die Frage gestellt, inwieweit das „Kulturschutzgebiet DDR" (Bohrer 1990) überhaupt erhaltenswert sei und der Schriftsteller als Seher und Priester nicht ganz zu Recht den aussterbenden Spezies angehören sollte. Der Literaturstreit wurde jedoch auch – z.B. von dem Politikwissenschaftler Karl-Rudolf Korte – als Stellvertreterdiskussion ausgelegt. Hierin, so Korte, gehe es um die „Mitschuld und Beteiligung am real existierenden Sozialismus", in dem die Autoren „stellvertretend für die Bevölkerung in Deutschland um den Grad der persönlichen Mitschuld an den Verbrechen stritten" (Korte 2002).

schöne Fiktion vollkommener lebensweltlicher Autonomie und Souveränität der alternativen Kunstszene der DDR war damit zerstört" (Emmerich 1998: 147).[3]

Die Demontage schien jedoch erst 1992/93 komplett, als die Enthüllungen um die IM-Vergangenheit auch der linken DDR-Dissidenz – allen voran Christa Wolf und Heiner Müller – bekannt wurden. Damit war nun auch der „'Kernbestand' der DDR-Literatur" (Emmerich 1998: 147) nachhaltig beschädigt. Kurze Zeit später sahen sich selbst „authentische" Dissidenten wie Monika Maron und Heinz Rudolf Fries mit diesem Vorwurf konfrontiert. Diese massiven – und nicht immer ungerechtfertigten – Anklagen führten nicht nur zu einer Verunsicherung der DDR-Schriftsteller in Bezug auf ihre Rolle als Autoren. Der vielfach empfundene Funktionsverlust ging einher mit der Tatsache, dass die Texte nunmehr anderen Maßstäben zu genügen hatten: sie wurden nicht länger als politische Gradmesser einer sozialistischen Diktatur gelesen, sondern sie hatten entweder ästhetisch zu überzeugen oder mussten sich – unter existentiellen Gesichtspunkten – auf dem Markt als überlebensfähig behaupten. Im deutsch-deutschen Literaturstreit, der vor allem ein Streit um die kulturelle Vormachtstellung war, wurde unterm Strich deutlich, dass hier nicht nur die ehemalige DDR-Literatur, sondern auch die Nachkriegsliteratur der Bundesrepublik historisiert und der Vergangenheit zugeschrieben werden sollte. Implizit ging es auch um die "Wiederentdeckung der Nation" und die Suche nach einem gemeinsamen kulturellen Erbe (vgl. Steinfeld/ Suhr 1992). Ulrich Greiner (DIE ZEIT) hat dies auf den Punkt gebracht: „Wer bestimmt, was gewesen ist, der bestimmt auch, was sein wird" (Greiner 1990). Mit der Inszenierung des Abschieds ging die Wideranrufung eines neuen alten Topos vom *Nullpunkt* einher, der das Ende einer Epoche und einen möglichen Neuanfang suggeriert (Radisch 1994). Unterschiedliche Konstruktionsversuche und historische Zäsursetzungen in unterschiedlich konzipierten Literaturgeschichten machen dies in der Folge deutlich. Der deutsch-deutsche Literaturstreit steht exemplarisch für einen Verteilungskampf um die Teilhabe am symbolischen Kapital und illustriert mit seinen Akteuren und diversen Kapitalsorten die unterschiedlichen diskursiven Einschluss- und Ausschlussmechanismen sowie Kämpfe um die Definitionsmacht im neu eröffneten gesamtdeutschen literarischen Feld.

[3] Eine ganze Reihe dieser Autorinnen und Autoren, die bereits vor der Wende geschrieben und auch veröffentlicht haben, meldeten sich danach mit revidierter Perspektive oder Erinnerungstexten zu Wort. Beispielsweise Christa Wolf (*Mit anderem Blick. Erzählungen*, 2005) oder Sascha Anderson (*Sascha Anderson*, 2002).

Wende-Roman?

Man muss im Fluss stehen bleiben können, um schärfer zu sehen (Karl Schlögel)

Im Hintergrund dieser Zerwürfnisse, die sich im wesentlich um die Fragen was bleibt? was war? was wird sein? gruppieren lassen, wurde immer wieder der Ruf nach „dem Wenderoman" laut. Kaum eine Neuerscheinung, die sich nicht auf ihre Tauglichkeit als vermeintlicher „Wenderoman" überprüfen lassen musste – ohne dass jemals geklärt worden wäre, was diesen eigentlich auszeichnen sollte. Sollte das Wunschkind der Literaturkritik eine literarische Chronik werden? ein Zeitroman? war die „literarische Verarbeitung" historischer Ereignisse gefordert, sollte die Literatur „Stellung beziehen"? Hans Christoph Buch verwies auch fünf Jahre nach dem historischen Datum auf die Unmöglichkeit, einer solchen Aufgabe gerecht zu werden: „Der große Roman über die Berliner Mauer ist bis heute nicht geschrieben worden, genauso wenig wie der große Roman über die Französische Revolution oder die Studentenrevolte 1968" (zit. in Ledanff 1996).

Erst als Mitte der 90er Jahre längere Texte erschienen, die einen Bezug zur Wende aufwiesen, vermeldete das Feuilleton einen literarischen „Wendeboom" und operierte mit dem Label „Wendeliteratur". Frank Thomas Grub definierte diesen Terminus als gattungsübergreifenden Begriff, da die Prozesse der *Wende* und Vereinigung sämtliche Bereiche des gesellschaftlichen Lebens erfasst hätten. Zur Wendeliteratur zählt er Texte, die einen „thematisch-stoffliche[n] Bezug zur ‚Wende'" (Grub 2003: 72) haben oder erst nach dem Ende der DDR erscheinen konnten; Texte, die „das Leben in Deutschland vor und nach der ‚Wende' aus der Perspektive der Nachwendezeit" (S. 79) darstellen oder vor der *Wende* verfasst waren und diese „durch die explizite oder implizierte Thematisierung von Missständen in der DDR" (S. 81) vorzubereiten halfen. Inwiefern diese Eingrenzung zugleich für eine Abgrenzung zur DDR-Literatur hilfreich ist, sei dahin gestellt. Sinnvoll scheint der Begriff der „Wendeliteratur" für Texte, die aus einer Nachwende-Perspektive einen inhaltlich-thematischen Bezug zur *Wende* herstellen.

Auf der Suche nach dem „Wenderoman" macht Volker Wehdeking (1995) vier „Portalromane" zur Vereinigungsproblematik aus, die in seinen Augen „den epochalen Mentalitätswandel ästhetisch gelungen präsentieren: Martin Walsers *Die Verteidigung der Kindheit* (1991), Monika Marons *Stille Zeile sechs* (1991), Wolfgang Hilbigs *Ich* (1993) und *Die alte Abdeckerei* (1991) sowie Brigitte Burmeisters *Unter dem Namen Norma* (1994)" (Wehdeking 1995: 14). Wolfgang Emmerich zählt Erich Loests *Nikolaikirche* (1995), Thomas Brussigs *Helden wie wir* (1995) und ebenfalls Burmeisters *Norma* zu den „veritablen" Wenderomanen (Emmerich 2006: 500). Die bislang umfassendste Untersuchung – bestehend aus Handbuch und Bibliographie – von Frank Thomas Grub (2003) stellt derzeit den breitesten „Überblick über die Vielzahl der literarischen Verarbeitungsversuche der 'Wende' 1989/90 in der DDR und der Vereinigung der beiden deutschen Staaten" (Grub 2003: 13) dar. Vor

allem enthält das zweibändige Werk eine ganze Reihe von Texten, die längst vergriffen sind oder unbeachtet in Bibliotheken lagern.[4] Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass die Auslandsgermanistik weit weniger zögerlich mit Bestandsaufnahmen, Analysen und Interpretationen verfahren ist, was sich zum einen an zahlreichen auch frühen Publikationen (Williams et al 1991; Durrani et al 1995; Gerber et al 1996; Brockmann 1999; Chen Liangmei 2001) und zum anderen an Konferenzen im thematischen Umfeld zeigt.[5]

Das Göttinger Alumni-Seminar

Eine Reihe der oben genannten Aspekte konnten in dem so genannten Alumni-Experten-Seminar im Sommer 2007 an der Georg-August-Universität Göttingen in Vorträgen vertieft und im Gespräch mit den geladenen Alumni aus Korea, Japan und der VR China erörtert werden. Die Veranstaltung hatte sich im Wesentlichen zwei Ziele gesetzt: zum einen suchte sie der Tatsache Rechnung zu tragen, dass die Auslandsgermanistik v.a. der Herkunftsregionen der Alumni sich derzeit in einer schwierigen strukturellen aber auch konzeptionellen Krise befindet. Hier haben die Veranstalterinnen das Gespräch zum Informationsaustausch gesucht und gleichzeitig neuere Entwicklungen des Faches, wie sie derzeit an der Abteilung Interkulturelle Germanistik an der Universität Göttingen stattfinden, vorgestellt. Der Beitrag von Hiltraud Casper-Hehne zeichnet am Beispiel der beiden kulturwissenschaftlich ausgerichteten Göttinger Masterstudiengänge einzelne Facetten eines interkulturellen und kulturkontrastiven Fachprofils nach. Zum anderen fand eine inhaltliche Auseinandersetzung mit der „Wende-Thematik“ statt, die sich aufgrund der einzigartigen historischen Situation geradezu aufdrängte, die aber auch gegenwärtig wie zum Zeitpunkt ihres Aufkommens, auch in den Herkunftsländern der geladenen Alumni – allen voran Korea sowie der VR China – ein heiß diskutiertes Thema ist. Unterteilt in die Bereiche Literatur, Sprache und Medien luden insgesamt fünf Impulsreferate ein zur vertiefenden Diskussion. Wolfgang Emmerich, der vermutlich für alle, durch seine „Kleine Literaturgeschichte der DDR“ am stärksten mit der ehemaligen DDR und der Wende verbunden war, zeigte in sei-

---

[4] Ebenfalls zu nennen wäre hier der schon früher erschienene Sammelband von Gerhard Fischer und David Roberts *Schreiben nach der Wende* (2001), in dem entlang der Leitthemen “Epochendiskurse und Geschichtsfiktionen” u.a. die Konstruktion von Generation, Epoche und Nationalliteratur analysiert und die Re-Mythisierung im literarischen Diskurs untersucht werden. Jörg Schröters *Deutschland einig Vaterland* (2003) unterscheidet zwischen Romanen, die einen „analytischen Rückblick bis in die ‘Frühgeschichte’ der DDR“ (p. 15) bieten – Christoph Heins *Tangospieler* (1989), Thomas Brussigs *Helden wie wir* (1995) und Erich Loests *Nikolaikirche* (1995) – und Texten, „die nicht mehr rückblickend nach Gründen des Untergangs der DDR suchen, sondern sich ganz dezidiert mit speziellen Problemen ihrer jeweiligen Gegenwart auseinandersetzen“ (p. 15): Monika Maron, Volker Braun, Gert Naumann, Brigitte Burmeister, Wolfgang Hilbig, Hans Joachim Schädlich und Hans Christoph Buch.

[5] Beispielsweise das Sydney German Studies Symposium 1999 *A Decade of German Literatur 1989-1999* oder die Tagung der Koreanischen Gesellschaft für Germanistik 2004 *Wende und Wandel. Deutsche Literatur und Kultur im Prozess der Wiedervereinigung.*

nem Vortrag „Die literarische Intelligenz in Ost und West seit 1945: Selbstbilder – Optionen – Entscheidungen" den Utopieverlust der Intellektuellen und verwies auf die Notwendigkeit den Schritt von der Mythologisierung zur Historisierung der DDR-Literatur zu vollziehen. Michael Braun zeigte in seinem Gang durch die Lyrik ab den 90er Jahren wie sich die „Wendezeit" eingeschrieben hatte und wie Utopie im Laufe der Jahre zunächst von Wut aber vor allem durch Melancholie abgelöst wurde. Manfred W. Hellmann, der wohl akribischste Sammler deutsch-deutscher Sprachdifferenzen, gab exemplarische Einblicke in die Unterschiedlichkeit des Ost- und Westdeutschen und den mit der Wende einsetzenden Sprachwandel.

Für den Bereich Medien analysierte Klaus Finke den DEFA-Film „Die Architekten" (1990) als Bild der „Finalitätskrise" der untergehenden SED-Diktatur und liefert damit ein herausragendes Beispiel für das Scheitern der Utopie, das Versagen eines politischen Systems, die „Welt zur Heimat" zu machen. Gunter Holzweißig dokumentierte den Wandel der DDR-Medien im Zuge der Wende, die bis 1989 treulich als „schärfste Waffe der Partei" eingesetzt wurden.

Höhepunkte jenseits der Akademie bildeten zwei öffentliche Veranstaltungen, in Kooperation mit dem Literarischen Zentrum in Göttingen. Zum einen las die Berliner Autorin Kathrin Schmidt aus ihrem Buch *Königs Kinder* und gab im anschließenden Gespräch mit Michael Braun Auskunft über Biographisches und Literarisches. Für diesen Band hat sie eigens einen Text verfasst, der sich mit der beliebten Publikumsfrage „Wie hat sich ihr Schreiben durch die Wende verändert?" auseinandersetzt. Zum anderen waren die beiden Filmemacher Winfried und Barbara Junge zu Gast im Literarischen Zentrum. Hauke Hückstädt befragte sie zu ihrem Lebenswerk, der weltweit längsten Langzeitdokumentation „Die Kinder von Golzow". Ausschnitte dieser eindrücklichen Begegnung sind für diesen Band aufgezeichnet worden, ein kurzer Einführungstext geht diesem Interview voraus.

Literaturangaben:

Ahbe, Thomas (2005: *Ostalgie. Zum Umgang mit DDR-Vergangenheit in den 1990er Jahren. Erfurt.*

Anz, Thomas (Hg.) (1991): *Es geht nicht um Christa Wolf. Der Literaturstreit im vereinten Deutschland.* München: Edition Spangenberg.

Becker, Jürgen/ Janetzki, Ulrich (Hg.) (1998): *Die Stadt nach der Mauer. Junge Autoren schreiben über ihr Berlin.* Berlin: Ullstein.

Bisky, Jens (2004): Zonensucht. Kritik der neuen Ostalgie. In: *Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken.* Heft 658/ 58, S. 117-127.

Bohrer, Karl-Heinz (1990): Kulturschutzgebiet DDR. In: *Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken.* Heft 10/11.

Brockmann, Stephen (1999): *Literature and German Unification.* Cambridge, New York: Cambridge UP.

Calvino, Italo (1988): *Six Memos for the Nex Millennium.* New York: Vintage Books.

Chen Liangmei (2001): *Duo shengbu de zhuti bianzou – deguo zhuanzhe wenxue* [Vielstimmige Variationen eines Themas – Deutsche Literatur im Umbruch]. In: *Dangdai waiguo wenxue* [Gegenwartsliteratur aus dem Ausland], Nr. 3.

Cooke, Paul (2005): *Representing East Germany since Unification. From Colonization to Nostalgia.* New York: Berg Publishers.

Deiritz, Karl und Hannes Krauss (1991): *Der deutsch-deutsche Literaturstreit.* Hamburg: Luchterhand.

Durrani, Osmann/ Good, Colin/ Hilliard, Kevin (Hg.) (1991): *The New Germany. Literature and Society after Unification.* Sheffield: Sheffield Academic Press.

Emmerich, Wolfgang (1998): Versungen und vertan? Rückblicke auf 40 Jahre DDR-Literatur und Geschichtsschreibung der DDR-Literatur. In: *Oxford German Studies* 27, 141-168.

Emmerich, Wolfgang (2006): *Kleine Literaturgeschichte der DDR [1945-1995].* Leipzig: Kiepenheuer:

Fischer, Gerhard/ Roberts David (Hg.) (2001): *Schreiben nach der Wende. Ein Jahrzehnt deutscher Literatur 1989-1999.* Tübingen: Stauffenberg Verlag.

Garton Ash, Timothy (2000): *Zeit der Freiheit. Aus den Zentren von Mitteleuropa.* München: Carl Hanser Verlag.

Gerber, Margy/ Woods Roger (1996): *Changing Identities in East Germany. Selected Papers from the Nineteenth and Twentieth New Hamphire Symposia.* Lanham, New York, London: University Press of America.

Greiner, Ulrich (1990): Die deutsche Gesinnungsästhetik. Noch einmal: Christa Wolf und der deutsche Literaturstreit. Eine Zwischenbilanz. In: *DIE ZEIT* vom 02. November 1990.

Grub, Frank Thomas (2003): *'Wende' und 'Einheit' im Spiegel der deutschsprachigen Literatur. Ein Handbuch. Band 1: Untersuchungen.* Berlin: Walter de Gruyter.

Hage, Volker (1995): Nacht mit Folgen. Wo bleibt der deutsche Roman zur Wende? In: *Der Spiegel* vom 10. April 1995.

Hage, Volker (1999): Ganz schön abgedreht. In: *Der Spiegel* vom 22. März 1999.

Haraszti, Miklós (1988): *The velvet prison: artists under state socialism*. Trans. by Katalin and Stephen Landesmann. London: Tauris.

Kneip, Ansbert (2007): Deutschland, uneinig Vaterland. In: *Der Spiegel* 6. November 2007.

Korte, Karl-Rudolf (Hg.) (2002): *Das vereinte Deutschland 1989/90 – 2001.* Erfurt: Landeszentrale für politische Bildung, 405-425.

Ledanff, Susanne (1996): Die Suche nach dem 'Wenderoman' – zu einigen Aspekten der literarischen Reaktionen auf Mauerfall und deutsche Einheit in den Jahren 1995 und 1996. Unter: http://www.dickinson.edu/glossen/heft2/wende.html (15 Seiten)

Meyer-Gosau, Frauke (2004): Blühende Leselandschaften. In: *Literaturen* Ausgabe 04.

Radisch, Iris (1994): Die zweite Stunde Null. In: *DIE ZEIT* vom 7. Oktober 1994.

Richter, Michael (2007): Die Wende. Plädoyer für eine umgangssprachliche Benutzung des Begriffes. In: *Deutschland Archiv* 5 , 861-868.

Schirrmacher, Frank (1989): Idyllen in der Wüste oder das Versagen vor der Metropole. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 10. Oktober 1989.

Schirrmacher, Frank (1990): Abschied von der Literatur der Bundesrepublik. Neue Pässe, neue Identitäten, neue Lebensläufe: Über die Kündigung einiger Mythen des westdeutschen Bewusstseins. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 2. Oktober 1990.

Schlögel, Karl (2006): *Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik.* Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag.

Schnell, Ralf (2003): *Geschichte der deutschen Literatur seit 1945.* Stuttgart, Weimar: Metzler.

Schöppner, Klaus-Peter (2007): Analyse: Meinungsforscher Schöppner zieht zum 18. Jahrestag der Wende eine ernüchternde Bilanz. Die Mauer in den Köpfen wächst wieder. In: *Hamburger Abendblatt* 8. November 2007.

Schröter, Dirk (2003): *Deutschland einig Vaterland. Wende und Wiedervereinigung im Spiegel der zeitgenössischen Literatur.* Leipzig und Berlin: Edition Kirchhof & Franke.

Schütte, Christian (2007): Kinder der Wende. Fragen an die 18-jährige Hannah Schwarz. In: *Deutschlandfunk – Interview* 9. November 2007.

Schütz, Erhard/ Döring, Jörg (Hg.) (1999): *Text der Stadt – Reden von Berlin. Literatur und Metropole seit 1989.* Berlin: Weidler.

Soldat, Hans-Georg (1997): Die Wende in Deutschland im Spiegel der zeitgenössischen deutschen Literatur. In: *University of Reading: German Life and Letters*. Bd. 50, 133-154.

Steinfeld, Thomas und Heidrun Suhr (1992): Die Wiederkehr des Nationalen: Zur Diskussion um das deutschlandpolitische Engagement in der Gegenwartsliteratur. In: *The German Review* 67, 345-356.

Wehdeking, Volker (1995): *Die deutsche Einheit und die Schriftsteller. Literarische Verarbeitung der Wende seit 1989*. Stuttgart, Berlin, Köln: Verlag W. Kohlhammer.

Williams, Arthur/ Parkes, Stuart/ Smith, Roland (Hg.) (1991): German Literature at the Time of Change 1989-1990. Germany Unity and Germany Identity in Literary Perspective. Bern, Berlin, Frankfurt a.M.: Peter Lang Verlag.

Interkulturalität als Lehr- und Forschungskonzept einer Interkulturellen Germanistik der Georg-August-Universität Göttingen

Hiltraud Casper-Hehne, Göttingen

Interkulturelle Germanistik an der Georg-August-Universität Göttingen und das Expertenseminar

Die Abteilung Interkulturelle Germanistik gehört zum Seminar für Deutsche Philologie der Universität Göttingen, einem Seminar, das nicht nur bei nationalen Rankings unter den ersten Plätzen zu finden ist, sondern auch international einen ausgezeichneten Ruf genießt. An diesem Seminar ist im Mai 2004 die Abteilung und das Fach Interkulturelle Germanistik gegründet worden. Dieses Fach versteht sich in Göttingen als eine angewandte Kulturwissenschaft, die sich in Forschung und Lehre mit Fragestellungen der vergleichenden und interkulturellen Sprach- und Literaturwissenschaft sowie Methodik und Didaktik befasst. Regionale Schwerpunkte der Arbeit liegen derzeit in Ostasien, Osteuropa und im angloamerikanischen Raum.

In diesem Rahmen ist an der Universität Göttingen ein Konzept für das Expertenseminar für internationale Alumni „Deutschland und die *Wende* in Literatur, Sprache und Medien: Interkulturelle und kulturkontrastive Perspektiven" entstanden. Diese Veranstaltung stellt eine spezifisch deutsche Erfahrung in den Mittelpunkt

und thematisiert damit Fragestellungen, die zum Beispiel auch in Korea oder China hohe Aktualität besitzen. Anhand des Themas wurden exemplarisch interkulturelle Perspektiven und Fragestellungen erprobt. Dabei wurden Ost- und Westdeutschland als Teilareale betrachtet, die sich in unterschiedlichen Bereichen kultureller Produktion – Sprache, Literatur und Medien – mit der Möglichkeit oder der Herausbildung einer (neuen) deutschen Identität auseinandersetzen.

Zum Konzept der Interkulturellen Germanistik in Göttingen

Während die Germanistik allgemein noch immer als eine Nationalphilologie gilt, die ihren Blick auf den Gegenstand der deutschen Sprache und Literatur aus nationalkultureller Perspektive richtet, geht eine interkulturelle Germanistik dagegen über diesen nationalkulturellen Ansatz hinaus. Sie arbeitet im Theoretisch-Methodischen wie im Praktischen kulturübergreifend. Das bedeutet zum einen, dass der wissenschaftliche Blick auf den Gegenstand der deutschen Sprache, Literatur und Kultur multiperspektivisch wird, eben aus der Perspektive unterschiedlicher Auslandsgermanistiken. Daraus folgt, dass bei der wissenschaftlichen Analyse und Interpretation von Sprache, Literatur und Kultur immer der kulturspezifische Kontext mit einbezogen wird.

Es heißt aber auch, dass die konkrete interkulturelle wissenschaftliche Zusammenarbeit mit den Auslandsgermanistiken eine zentrale Prämisse des Faches darstellt. Damit wird in dieser Fachdisziplin theoretisch-wissenschaftlich begründet und ausgeführt, was eine der zentralen Strategien der Universität Göttingen darstellt: die Internationalisierung des Forschungscampus Göttingen.

Der methodisch begründete Einbezug der fremdkulturellen Perspektive und die Multiperspektivität gelten dabei für alle Bereiche des Faches, für die Arbeit in Forschung und Lehre, für eine kulturwissenschaftlich ausgerichtete Sprach- und Literaturwissenschaft, für methodisch-didaktische Konzepte ebenso wie auch für die Konzeption der Studienangebote der Abteilung.

Kultur wird dabei in der Interkulturellen Germanistik in Göttingen in ihrem Doppelcharakter erfasst: in ihrer Konstruktivität wie in ihrem Charakter als sedimentiertes Wissen, das sich in Interaktionsprozessen herausgebildet hat. Dies vor allem deshalb, weil man trotz des Konstruktionscharakters von Kultur nicht aus dem Blick verlieren darf, dass derartige Konstruktionen wirkungsmächtig werden, und reale, differenzierte ethnische und nationale Besonderheiten und Grenzen herstellen können.

Es sind entsprechend im eigentlichen Sinne inter- wie auch transkulturelle Prozesse Gegenstand von Forschung und Lehre der Interkulturellen Germanistik in Göttingen, die unter dem Oberbegriff von Interkulturalität bearbeitet werden. Im Zentrum stehen dabei Fragestellungen, die sowohl die Auswirkungen von Globalisierungsprozessen und die Hybridisierung von Kultur als auch mögliche monokulturelle Formationen in ihren wechselseitigen Beziehungen im Blick haben. Dies

wird damit begründet, dass trotz aller drastisch voranschreitender Hybridisierungs- und Globalisierungsprozesse zu bedenken gilt, dass das Konzept der kompletten Auflösung der konzeptuellen Grenzen von Einzelkulturen noch vielfach über den Status quo, der in der Welt anzutreffen ist, hinausgeht. Abdrücke monokultureller, wenn auch deutlich binnendifferenzierter Formationen sind überall noch sichtbar. Entsprechend wird in der Göttinger Abteilung bei interkulturellen Analysen ein besonderer Schwerpunkt auf die spezifische Erarbeitung der Binnenheterogenität von Kulturen gelegt.

Interkulturalität und die Forschung

Forschungsprojekte der Abteilung

Auf der Basis dieser Grundsätze werden spezifische Forschungsprojekte durchgeführt, die sich dem Rahmenthema „Kulturen in Kontakt" widmen. In der Sprachwissenschaft laufen zwei größere Projekte, eines zur interkulturellen Wissenschaftskommunikation, eines zur interkulturellen Unterrichtsinteraktion. Was den Bereich des interkulturellen Lernens angeht, so werden gemeinsam mit internationalen Partnern interkulturell ausgerichtete regionalisierte Lehrwerke entwickelt, und zwar eines für die Germanistiken der Ukraine und eines im Rahmen des EU-Programms Life Long Learning für Hochschulen und Schulen in Polen, Bulgarien und die Slowakei. Darüber hinaus werden derzeit innovative Konzepte für die Vermittlung interkultureller Kompetenz erarbeitet, ein Projekt, das vom Niedersächsischen Ministerium für Wissenschaft und Kultur gefördert wird.

Im Bereich der interkulturellen Literaturwissenschaft widmet sich die Abteilung dem Thema des Kulturtransfers. Es wird danach gefragt, wie sich die Vermittlung bzw. Über-Setzung, Rezeption und Wirkweise der literarischen Produktion im deutsch-chinesischen Kontext der Gegenwart gestalten. Der Anwendungsbereich dieses Projektes liegt in der Bildung eines „Interkulturellen Dialogforums", in dessen Mittelpunkt ein deutsch-chinesischer Künstleraustausch „Kulturen im Kontakt - Artists in Residence" steht. Flankiert von Lesungen, Diskussionsforen, Literaturwerkstätten etc. erstreckt sich dieses Dialogforum über den universitären Rahmen hinaus in die Öffentlichkeit.

Darüber hinaus soll in Zusammenarbeit mit Verlagen, Kulturinstitutionen, Autorinnen und Autoren das transkulturelle Ereignis „Frankfurter Buchmesse 2009" mit der VR China als Gastland wissenschaftlich vorbereitet und begleitet werden: Genannt sei hier nur die Rezeptionsforschung.

Im Folgenden sollen nun an zwei ausgewählten Projekten der Abteilung im Bereich der Sprachwissenschaft die Arbeitsweise kurz skizziert und erste Ansätze von Ergebnissen dargestellt werden. Zudem wird ein Projekt der Abteilung zur Vermittlung Interkultureller Kompetenz und eines zur Entwicklung interkultureller Lehrmaterialien skizziert.

Interkulturelle Wissenschaftskommunikation

Die Forschungslage

Ein Projekt der Abteilung befasst sich mit der Erforschung interkultureller Wissenschaftskommunikation, wobei im Fokus vor allem die deutsch-chinesische und im Vergleich dazu – sozusagen als Kontrollgruppe – die deutsch-ukrainische stehen. Was dabei die bisherige linguistische Forschung generell angeht, so entstanden – vorwiegend erst seit den 90er Jahren, die als öffentliche Veranstaltungen über den Rahmen der Universität hinausgehen. – (vgl. Casper-Hehne/Ehlich 2005) vor allem quantitative Erhebungen verschiedenster Textmerkmale, vorwiegend schriftlicher Textsorten. Die mündliche Kommunikation wurde bisher weitgehend vernachlässigt. Es existieren lediglich einige wenige Arbeiten zu Vorträgen und Vorlesungen.

Sucht man den wissenschaftlichen Bezugspunkt bei Untersuchungen zur monokulturellen Seminarkommunikation an Hochschulen, so sieht die Situation nicht viel besser aus. Lediglich zwei erste, der funktionalen Pragmatik verpflichtete Arbeiten zu sprachlichen Mustern in Hochschulseminaren liegen vor, die Analysen von Bettina Wiesmann (1999 und 2001) und Caroline Trautmann (2004 und 2006). Da beide Autorinnen aber nicht interaktionistisch vorgehen, sondern von festen (kulturspezifischen) Mustern ausgehen, haben sie weniger die Möglichkeit der beteiligten Akteure im Blick, ihre Aktivitäten gemeinsam auszuhandeln. Aber gerade dies ist eine entscheidende Basis interkulturellen Handelns in der Wissenschaftskommunikation, und nicht nur in dieser.

Auf der Suche nach kulturkontrastiven oder interkulturellen linguistischen Untersuchungen zur Seminarkommunikation an Hochschulen wird man ebenfalls nicht fündig. Es bleiben also die zumeist kontrastiven Arbeiten aus der Fremdsprachendidaktik und der Sprachlehrforschung, wie etwa die von Adelheid Hu (1996) zu den Sprachlernkonzepten taiwanesischer und deutscher Oberschüler oder die empirische Untersuchung von Klaus Börge Boeckmann (2006) zum Deutsch-als-Fremdsprache-Unterricht an Hochschulen in Japan. Diese beiden kontrastiven Arbeiten fußen aber lediglich auf Unterrichtsbeobachtungen, Lernerbefragungen oder narrativen Interviews. Die Arbeiten aus der Spracherwerbsforschung zur Interaktion im Fremdsprachenunterricht lenken insbesondere nicht den Blick auf kulturelle Aushandlungen, sondern gehen dem Verhältnis zwischen Interaktion und Fremdsprachenlernen nach.

Insgesamt stellt die Untersuchung interkultureller Wissenschafts- und Seminarkommunikation ein großes Forschungsdesiderat dar.

Die Forschung zur deutsch-chinesischen Wissenschaftskommunikation

Liegt nun schon ein großes Defizit bei der linguistischen Analyse interkultureller mündlicher Wissenschafts- und Seminarkommunikation generell vor, so gilt dies auch für die deutsch-chinesische Variante. Die einzige wissenschaftliche Arbeit zu diesem Themenbereich stellt der Artikel „Interkulturelle Interferenzen Deutsch – Chinesisch. Am Beispiel des universitären Lebens" des Linguisten Yang Wei (1996 a und b) dar, der aber lediglich stereotype Erfahrungswerte des Autoren wiedergibt. Darüber hinaus liegt eine neuere Untersuchung von Dengel/Bogner (2005) zu einem internationalen Workshop zwischen Neuseeländern, Chinesen und Deutschen vor, die aber auf die Realisierung des Konzepts der Mehrsprachigkeit fokussiert ist.

Was die wissenschaftlichen Arbeiten zu methodisch-didaktischen Konzepten in den Studiengängen Interkulturelle Germanistik/Deutsch als Fremdsprache/Germanistik in der VR China betrifft, so kann man auf eine reichhaltige Tradition von zumeist nicht empirischen Arbeiten zurückblicken. Die zentralen Vorstellungen, die dabei den meisten Publikationen zu Grunde liegen, fasst Mitschian (1991: 34f.) so zusammen:

„Übereinstimmend wird von allen Beobachtern bei chinesischen Studenten ein Mangel an Aktivität konstatiert, der sich in 'allgemeiner Diskussionsscheu' (…) ebenso äußert wie im Fehlen von Fragen aus Eigeninitiative, der Preisgabe der persönlichen Meinungen oder von spontanen Gefühlsäußerungen. Die Diskrepanz zwischen aktiver und passiver Sprachbeherrschung scheint größer zu sein als in Europa und der, 'Mangel an Gesprächsmöglichkeiten' sowie die fehlende 'Geläufigkeit in den einfachen Dimensionen der Sprache' führen dann dazu, dass sich 'chinesische Studenten im großen und ganzen rezeptiv' verhalten und 'nur zögernd eigene Aktivitäten' entwickeln (…). Die chinesische Furcht vor Gesichtsverlust, die nicht nur unkontrolliertes Verhalten verbietet, sondern vor allem verhindert, Nichtverstandenes nachzufragen, in der Absicht, sich selbst keine Blöße zu geben oder gar indirekt am Lehrer Kritik zu äußern bzw. kritische Bemerkungen des Lehrers zu provozieren, ist nur eine Ursache für das passive Verhalten."

Die weitere europäische, außereuropäische und insbesondere auch innerchinesische Forschung hat zum Großteil dieses Bild bis heute perpetuiert (vgl. Hernig 2000, Guder-Manitius 2001, Han 2006 und Dai 2006, zahlreiche Artikel in Zhu/ Fluck/ Hoberg 2006).

Wenn diese Einschätzung stimmt, was würde dies für eine interkulturelle deutsch-chinesische Seminarkommunikation bedeuten? Werden in der Interaktion kulturelle Markierungen wirksam, wie Hans Barkowski (2000: 24) annimmt? Oder sind nicht vielleicht doch eher Globalisierungsprozesse zu beobachten? Oder kann man eher davon sprechen, dass die Akteure Handlungsspielräume nutzen, die es zulassen, dass sie sich trotz differenter kulturgeprägter Erfahrungen und sedimentierten kulturellen Wissens aufeinander zu bewegen und interaktiv eine Interkultur entwickeln? Diesen Fragen soll anhand von Fallbeispielen nachgegangen werden.

Die deutsch-chinesischen Fallbeispiele

Die Aufnahmen der Fallbeispiele entstanden 2006 im Rahmen eines Literaturseminars an der Universität Nanjing, das dort von einer deutschen Literaturdozentin abgehalten wurde. Abgesprochen war zwischen der Interkulturellen Germanistik in Göttingen und der Germanistik in Nanjing, dass die deutsche Dozentin das universelle Kulturthema „Vergangenheitsbearbeitung“ exemplarisch an Bernhard Schlinks „Die Vorleserin“ bearbeiten sollte. Die entsprechende fünfstündige Unterrichtseinheit wurde aufgezeichnet und transkribiert. Sie liegt der Analyse zu Grunde.

Die deutsche Dozentin, die bisher keine chinesischen Studierenden unterrichtet hatte und noch niemals in der VR China war, bereitete sich mit linguistischen und psychologischen Forschungsarbeiten zu China (etwa Günthner 1993, Thomas/ Schenk 2001) auf ihren Aufenthalt in Nanjing vor. Die chinesischen Studierenden aus dem Bachelor- und dem Magisterstudiengang waren mit einer Ausnahme noch niemals an einer deutschen Hochschule gewesen, erhielten aber teilweise Sprachunterricht von einer deutschen DAAD-Lektorin.

Als erstes soll auf die Präphase des Unterrichts eingegangen werden, also die Phase, in der über die reine Wissensvermittlung, -einübung und -überprüfung hinaus unterrichtsorganisatorische u.ä. Aspekte realisiert werden.

In vorliegenden Fallbeispiel initiiert die Dozentin die interaktive Beziehungsarbeit, indem sie die chinesischen Kollegen lobt, positive Wünsche für die Studierenden formuliert, sich bei ihnen bedankt, ihren Chinaaufenthalt positiv bewertet etc.:

1	Do: Professor Wang war ja auch mit #viel Erfolg# vor kurzem % -----------------% (Handbewegung zu Wang)
2	Do: in Göttingen als Lehrender tätig an der Universität und ich
3	Do: hoffe und wünsche ihnen, dass es für sie auch dann die
4	Do: Möglichkeit geben wird, auch d* Austausch äh auf
5	Do: der Seite der Studenten zu nutzen und ähm
6	Do: auf diese Weise das Land kennen zu lernen,
7	Do: dessen Sprache sie gelernt haben, ganz herzlichen
8	Do: Dank für ihr Willkommen + Frau Jenny war so
9	Do: freundlich mich auch schon einzuführen und mich zu begleiten
10	Do: und ich habe eben schon gesagt, dank äh ihrer ähm % --- Handbewegungung
11	Do: ihrer Begrüßung hier Nanjing und Dank ihrer ------% (Handbewegung zu Wang) %---
12	Do: Hilfe bin ich jetzt erst einen halben Tag in China

	aber ich fühle -----% (Handbewegung zu Jenny)
13	Do: mich schon sehr wohl + und ich freue mich hier zu
14	Do: sein bei ihnen
(…)	
43	Do: ich bewundere, dass sie hier in China äh sich für die
	Do: deu* für deutsche Sprache für die deutsche Literatur äh
	Do: entschieden haben, (…)

Diese konvergente Beziehungsarbeit setzt sie in der folgenden Vorstellungsrunde konsequent fort. Mit ihren weiteren begleitenden Strukturierungen (Vogt 2002), also Äußerungen, mit denen sie Einfluss nimmt auf die thematische Ordnung des Unterrichts, fördert sie eine positive Interaktionsatmosphäre und ermutigt die Studierenden zu sprechen:

122	Do: + aber ich bin sehr % ------------------
123	Do: beeindruckt. --------------% (schmunzelt)

131	Do: aber eine gute eine gute Antwort fand ich
132	Do: ihren Beitrag, dass sie gesagt haben

242	Do: das ist das ist sehr äh / das ist sehr interessant äh

336	Do: ich
337	Do: glaube, es ist / ich ge* gebe ihnen allen ein großes
338	Do: Kompliment, dass sie so frei und so gut sprechen

Nachdem die Dozentin die Studierenden gebeten hat, sich der Reihe nach (Sitzordnung) vorzustellen, zeigen diese auf der anderen Seite mit ihrem *turn*-Verhalten eine hohe Involviertheit, indem sie häufig mit glattem, fugenlosem oder zäsurierten Wechsel den Gesprächsschritt meistens nach direkter *turn*-Zuteilung (Redder 1984) übernehmen. Darüber hinaus demonstrieren die Studierenden ihre Involviertheit im Gespräch dadurch, dass sie sogar – im Rahmen der gemeinsam entwickelten kommunikativen Ordnung – einen Gesprächsschritt ohne direkte *turn*-Zuteilung übernehmen.

276	Do: Ja. <Sie sind verwandt (die Sprachen sind verwandt) bitte< Ce: Wörter. Jaa. Si: Ä:h, mein deut-

	scher
	Si: Name ist Simone.

Die Dozentin steigt mit einem Lehrervortrag zum zu behandelnden Text ein, um dann eine erste Lehrerfrage in einer begleitenden Strukturierung an die Studierenden zu stellen: „Worum geht es da?" Nun konstruieren beide Akteure gemeinsam einen „fragend-entwickelnden" Unterricht, der anfangs sehr schleppend verläuft. Und daran sind beide Akteure nicht unbeteiligt. Die Dozentin elizitiert mit vorwiegend geschlossenen Fragen, geschlossenen W-Fragen oder Alternativfragen sehr häufig kurze Antworten.

727	Do: Wo lebt er denn?
728	Do: m-m´ SG: Hotel. In einem Hotel.
(…) 730	Do: ähm. Und wo ist das Hotel? SG: In New York.
(…) 763	Do: Was ist der Gegensatz? SG: Jung.
(…) 788	Do: Jung wird im Text wodurch verkörpert? SG: Ein Mädchen.
(…) 793	Do: Welche Gegensätze gibt es
794	Do: noch im Text?
(…) 799	Do: Und wie heißt das Mädchen? (4) Und wie heißt dieses Mädchen. SG: Namenlos.

Auf der anderen Seite ist das Turnverhalten der Studierenden in dieser Phase recht zögerlich. Es lassen sich häufig bei *turn*-Zuteilung (vgl. Redder 1984) seitens der Dozentin längere Pausen beobachten, bis eine Reaktion erfolgt. Aktives *turn*-Verlangen lässt sich nur einmal feststellen, und zwar am Ende der Unterrichtsstunde, indem ein Studierender mit einer Verzögerungspartikel den Gesprächsschritt erobert und eine Frage stellt:

882	Do: und das Leben draußen ist für ihn
883	Do: wie? (…) Bitte. An: Äh. Bitte eine kurze Frage,
884	An: heißt das ähm das Mädchen positiv ist, (.) äh nicht
885	An: positiv passiv ist (..) es heißt doch von dem Leben äh so
886	Do: Wie würden Sie es selbst beantworten. An: getrieben wird.
887	*Es folgt eine längere Ausführung von Antje (6 Sprechblöcke)*

Insgesamt verhalten sich aber in dieser ersten Phase die Studierenden eher passiv, die Gesprächsbeiträge sind bis auf einen relativ kurz, dies vermutlich auch deshalb, weil die Studierenden die zu behandelnden Texte vor dem ersten Unterricht nicht als Kopie vorliegen hatten.

Die dritte und vierte Stunde zeigt sehr deutlich, dass die Dozentin ihr Frageverhalten verändert hat und nun vermehrt offene Fragen formuliert. Die Studierenden wiederum auf der anderen Seite zeigen im Gegensatz zur ersten Stunde eine deutlich höhere Involviertheit und Aktivität. Dies lässt sich an unterschiedlichen Faktoren festmachen. Die Sprecherwechsel der Studierenden sind zumeist glatt bis glatt überlappend. Sie unterbrechen zudem die Dozentin mehrfach und erobern sich aktiv den Gesprächsschritt:

174	Do: Mir hätte es besser gefallen, er wäre Germanistikstudent (.)
175	Do: Es ist / Ge: Und als Michael ein Jurastudent
176	Ge: ist, dann kann er im Gegenstü* im Gegensatz
177	Ge: ähm zu Hannah stehn stehen

Sie formulieren darüber hinaus mehrfach Satzergänzungen:

472	Do: die Antwort des Richters, sagen Sie, scheint hilflos En: <scheint hilflos<

542	Do: Verständnis ein bisschen, auch´ auch Wut El: auch wütend , ja auch Wut.

Und sie initiieren Fremd-Reparaturhandlungen:

77	Do: dann würde sie nicht zweimal eine
78	Do: Aufstiegsmöglichkeit ausschlagen haben. El: Ausschlagen haben.

Außerdem halten sie beim Simultansprechen häufig den Gesprächsschritt:

96	Do: und sie sind der An: weil ich
97	Do: Meinung, dass diese Lüge ein Zeichen von Intelligenz ist. An: äh, ich glaube, ei* ein dummer Mensch lücht lügt #niehihi#.

127	Do: was verstehen sie darunter, wenn sie sagen, geistig ist sie nicht

	El: nicht ich kann ver* / ich kann verstehe* / ich kann verstehen, dass ähm
128	Do: gesund. El: als ein* eine Anäl* Analphabetin ähm

Alles in allem nehmen auch die Äußerungen der Studierenden wesentlich mehr Raum ein.

544	Do: Warum Wut? El: Weil Hannah hat zuerst
545	Do: Ja, ja. El: nicht äh für den es es ge* äh gearbeitet
546	El: äh sie hat ein Berufsstelle bei Siemens
547	Do: Ja´ (.). El: und dann hat ähm (.)
548	El: hat er eine Möglichkeit als Vorarbeiterin zu
549	Do: Genau. El: arbeiten. Ähm, wir können vermuten, dass Hannah auch
550	El: aus dem Grund, dass sie Analphabetin ist, halt
551	Do: ausgeschlagen El: diese Stelle ver* (.) m ja
552	Do: Sie hat sie ausgeschlagen, ja. El: ausgeschlagen und sie hat sich freiwillig zu es es
553	Do: Ja. Und deshalb sind sie wütend. El: gegangen. Ja.

Vor allem aber arbeiten die chinesischen Studierenden auch aktiv an der Themenorganisation. So existieren zahlreiche Formen von studentischen Themeninitiierungen, beispielsweise von einer Studentin, die nicht auf die Frage der Dozentin antwortet, sondern ein neues Thema einführt:

217	Do: Sehn das alle so? *(dass Hannah Vertreterin einer Generation sein soll, die blind gehandelt hat)*
218	Je: Und ich kann nicht verstehen, warum als eine Frau in den dreißiger Jahren oder
219	Je: in den vierziger Jahren fühlte Hannah so bloßgestellt als Analphabetin
220	Je: ähm, ich meine, als Frau kann sie einfach verheiraten, oder (.) warum so
221	Je: blossgestellt?

Ebenso initiiert auch ein Student in der abschließenden Phase der dritten Unterrichtsstunde ein neues Thema:

651	Do: m, wir haben es kurz nach elf, ich
652	Do: schlage vor, dass wir eine Pause machen, und dass wir danach
653	Do: über dieses Problem sprechen, bitte (…), ja. To: Darf ich / (…) ich möchte
654	Do: Bitte, gerne. Ja. To: noch einen Punkt bringen, ja, ergänzen. Also zu
655	To: diesem Zettel (.). Also Hannah hat äh
656	To: den Jung* den Jungen ins Gesicht äh geschlagen,
657	To: also ich glaube, zu di* in diesem / zu dieser Situation zu diesem
658	To: Ereignis kann man auch erfahren (.) also Schlinger hat
659	To: die äh Verbrecher und äh auch äh Sympathie
660	To: verknüpft, hat in ihrem Buch ja zu
661	To: diesem Zettel, zu diesem Erei* Ereignis (.) so
662	To: hat man auch Sympathie für Hannah
663	To: weil Hannah eigentlich ja Analpha* Analphabetin
664	To: ist, äh, das ist eine Seite
665	To: Sympathie, andere Seite ist äh ja äh, wenn
666	Do: Ja, das ist sehr gut beobachtet. To: Hannah sich brutal /

Die Dozentin beendet die thematische Bearbeitung eines Teilthemas mit einer abschließenden Strukturierung, äußert eine Phasierung, mit der sie den Unterricht schließen will, (651-652) und eine einleitende Strukturierung, vorgreifend auf die nächste Stunde (652-653). Nun verweigert aber der Student die Strukturierungshonorierung, unterbricht die Dozentin, nimmt sich den Gesprächsschritt und initiiert ein neues Teilthema (653-654). Die Dozentin akzeptiert (654) und jetzt formuliert der Student die längste Äußerung der ganzen Stunde, über 14 Sprecherblöcke hinweg.

Insgesamt haben sich damit die chinesischen Studierenden aktiv an der Unterrichtsinteraktion beteiligt. Und so stellt sich denn in der Interaktionsanalyse auch heraus, dass sich einige der Studierenden sehr wohl aktiv in das Unterrichtsgespräch einbringen, initiativ Fragen stellen, reaktiv ohne große Verzögerungen auch Fragen beantworten, den Lehrenden unterbrechen, Themen initiieren und insgesamt einen high-involvement-Stil zeigen. Damit wird das in der Forschung oft perpetuierte Stereotyp vom passiven chinesischen Lerner Lügen gestraft.

Wie sieht es aber aus, wenn man speziell das Argumentationsverhalten der chinesischen Studierenden noch einmal näher analysiert?

Dabei zeigt sich, dass viele der Studierenden Probleme mit der komplexen sprachlichen Handlung des Argumentierens haben. Sprechakte wie FOLGERN, ZWECK/ZIEL ANGEBEN, EINRÄUMEN, ENTGEGENSETZEN, VERGLEICHEN, EINSCHRÄNKEN oder WEITERFÜHREN lassen sich nur bedingt finden. Lediglich das BEGRÜNDEN wird mehrfach formuliert. Bei Fragen der Dozentin zu den literarischen Texten, die implizit auch Begründungen einfordern, werden diese BEGRÜNDUNGEN aber erst durch spezifische sprachliche Handlungen der Dozentin elizitiert, teilweise misslingt dieser Sprechakt gänzlich, teilweise wird er auch sprachlich nicht angemessen formuliert (falsche Konjunktionen etc.).

Betrachtet man dieses Interaktionsverhalten auf mehreren Ebenen, so lässt sich in Bezug auf die jeweiligen biographischen Eigentümlichkeiten festhalten, dass insbesondere die Studierenden das Verfahren der Begründung besser beherrschen, die neben dem Studium schon Lehrerfahrungen erworben oder die sich schon einmal in Deutschland aufgehalten haben.

Deutlich zeigt sich in dieser Interaktion aber auch die Entwicklung einer Interkultur, einem Konzept, bei dem interkulturelle Interaktionen nicht mehr – wie früher – als ein „Aufeinandertreffen verschiedener Kultur- und Kommunikationsformen, sondern als situationsspezifisches Aushandeln verstanden werden, in dem die Kommunikationspartner signifikant anders reagieren als in Kommunikationssituationen mit Vertretern aus der eigenen Kultur und entsprechend zu neuen hybriden Formen sprachlichen Handelns kommen. In der interkulturellen Forschung ist hierfür der Begriff 'Interkultur' geprägt worden, der eine kommunikative 'Zwischenkultur' bezeichnen soll, die durch den Kulturkontakt konstruiert wird" (Müller-Jacquier 1999: 37). Dabei entstehen Diskursformen, die in ihrer Eigenart nicht mehr rückführbar auf „typisch deutsche" oder etwa „typisch chinesische" Verhaltensweisen sind (Ten 2002).

Was das Konzept der Interkultur in Beispiel der deutsch-chinesischen Seminarinteraktion angeht, so entfaltet die Dozentin in den Unterrichtsstunden ein besonderes Interaktionsverfahren, dass bei spezifischen Punkten jeweils von einfachen, oft geschlossenen Fragen nach „wer, was, wann, wie, wo" übergeht zur Initiierung von BEGRÜNDUNGEN und SCHLUSSFOLGERUNGEN. Ein Teil der Studierenden erarbeitet sich zunehmend ein Interaktionsverhalten, dass von der Äußerung einfacher assertiver Sprechakte übergeht zu integrierten längeren Stützungen der geäußerten Thesen durch Beispiele oder Begründungen. Insgesamt handeln die Beteiligten einen interkulturellen Seminardiskurs mit einem reduzierten Komplexitätsgrad von Argumentationen aus, der, so die Hypothese, weder dem gewohnten eigenkulturellen noch fremdkulturellen Muster zuzuordnen ist, der wohl auch, aber eben nicht nur auf fremdsprachliche Probleme zurückführbar erscheint.

Betrachtet man vor diesem Hintergrund noch einmal das Bild, das die deutsche Dozentin in der Interaktion mit den chinesischen Studierenden entwirft, so wird deutlich, dass sie im Seminar ein Bild konstruiert und Grenzen zieht, die in der

Realität so bipolar nicht vorhanden sind. Sie könnte problemlos an gängige Interaktionsverfahren in der Nanjinger Literaturwissenschaft (wie Fragen stellen, Klassendiskussion etc.) anschließen. Dies ergaben sowohl die weiteren narrativen Interviews als auch die teilnehmenden Beobachtungen, die dem triangulären methodischen Ansatz in unseren Projekten verpflichtet sind.

So beginnt die deutsche Dozentin am Beginn der Unterrichtseinheit mit einer Mitgliedschaftskategorisierung und konstruiert damit das Bild „deutscher" und „chinesischer" Seminarinteraktion:

17	Do: sie wissen, dass
18	Do: ähm wir in Deutschland m gewöhnt sind, sehr stark
19	Do: mit den Studenten zusammenzuarbeiten, ähm wir ähm
20	Do: fordern sie auf, selbst zu sprechen, wir
21	Do: möchten von ihnen wissen, was sie gelernt
22	Do: haben, was sie ähm an Fragen haben in Bezug auf die Texte
23	Do: die wir erarbeiten, das machen wir zusammen

Mit Mitgliedschaftskategorisierung stellt man die Zugehörigkeit („deutsch") dar und drückt verschiedene Verhaltensweisen und Eigenschaften aus („gemeinsam erarbeiten"), die mit diesen Kategorien verbunden sind. Als drittes Element der Mitgliedschaftskategorisierung kommt die Bewertung hinzu, das Darstellen von Einstellungen (hier: positiv).

Damit spielen sich in diesen interkulturellen Interaktionen sowohl Selbst- als auch Fremddarstellungen und damit einhergehende Zuordnungen von Personen zu sozialen Gruppen ab. Es werden Ab- und Ausgrenzungen vorgenommen, die manchmal, wenn auch nicht in diesem Falle, zu Diskriminierungen von Gruppen führen können. Der Migrationsoziologe Andreas Wimmer (2007) spricht in diesem Zusammenhang von gesellschaftlich hochrelevanten „boundary making processes" (Wimmer 2007).

Die oben angeführten expliziten Mitgliedschaftskategorisierungen erfolgen durch Zuordnungen mittels Personalpronomen und Attribut (Präpositionalgefüge) „wir in Deutschland", die Selbstzuschreibungen durch Verben „zusammen arbeiten, selbst sprechen, Fragen haben".

Diese Konstruktion des Bildes dezidiert unterschiedlicher Seminarkulturen in Deutschland und der VR China kennzeichnet den gesamten Unterrichtsdiskurs, in dem die Dozentin immer wieder darauf verweist, dass die Dinge „nach deutscher Art" gemeinsam erarbeitet werden müssen.

Die chinesischen Lehrkräfte dagegen beschreiben die Seminarkommunikation in der VR China in narrativen Interviews z.B. wie folgt:

„Für den Kurs 'Lesen' brauchen die Studenten normalerweise keine häusliche Vorbereitung des Textes, der im Unterricht behandelt wird. Beim Umgang mit literarischen Texten ist dies anders. Informationen über den Schriftsteller und über

die literarische Gattung des Textes sollen vor der Behandlung jedenfalls gesammelt werden.

Textarbeit im Kurs 'Lesen literarischer Texte': Die Studenten sollen ruhig mal den Text global und ganz schnell durchlesen und die Stellen, die sie nicht oder nicht ganz verstanden haben, unterstreichen. Dann stellen sie Fragen, ich antworte, wenn kein Student diese Fragen beantworten kann. Nach dem erstmaligen Lesen stellen die Studenten oft Fragen zu Vokabular und Satzbau. Danach stelle ich Fragen, um zu prüfen, ob sie die wichtigen Textstellen schon richtig verstanden haben. Dann lesen sie den Text zum zweiten Mal, wenn nötig, auch zum dritten Mal. Ich erläutere Redewendungen und trage stilistische Besonderheiten vor (…). Für manche Texte muss auch landeskundlicher Hintergrund erklärt werden. Weitere Text- und Wortschatzarbeiten sind: Inhaltsangabe oder Zusammenfassung, Klassendiskussion über das Thema des Textes oder über die Stellungnahme des Autors, Satzbildung oder Satzübersetzung der wichtigen Wörter usw. Es kommt auf den entsprechenden Text an."

Stellt man diese und weitere Aussagen der Professorin der Universität Nanjing sowie zahlreiche Ergebnisse teilnehmender Beobachtungen der „China-Konstruktion" der deutschen Dozentin gegenüber, so ist zu erkennen, dass die deutsche Professorin hier Grenzen zieht, die in der Realität nicht vorhanden sind, Grenzen, die aber auch Auswirkungen auf ihr Verhalten haben, indem sie beispielsweise die Unterrichtsreihe mit reduzierten Fragetechniken beginnt und ihr Frageverhalten erst langsam ändert bzw. der laufenden Interaktion anpasst.

Als letzter Aspekt soll an dieser Stelle auf die Binnenheterogenität der Interaktanten eingegangen werden. Mit Hilfe einer Mehrebenenanalyse (Nohl 2007: 399, vgl. auch Wimmer/ Glick Schiller (2002: 600), die bei der Untersuchung interkultureller Interaktion alle für die Interaktion relevanten sozialen Aggregate mit berücksichtigt, wurden die Fallbeispiele noch einmal in Bezug auf die Zugehörigkeit der Interaktanten zu Schicht, Bildung und Region, Gender und Generation, Gruppenzugehörigkeiten und Zugehörigkeiten zu Kultur, Ethnie oder Nation sowie in Bezug auf ihre biographischen Eigentümlichkeiten untersucht. Dadurch wird die Binnenheterogenität der Untersuchungseinheit empirisch evident.

Diese Daten werden anschließend noch einmal in Bezug gesetzt werden zu dem Verhalten von Interaktanten unterschiedlicher sozialer Aggregate in einem Germanistik-Seminar an einer ukrainischen Hochschule, um mögliche Korrelationen zwischen Sprachverhalten und sozialen Aggregaten zu entschlüsseln. Damit soll einem methodischen Kulturalismus entgegengewirkt werden.

Erste Mehrebenenanalysen der deutsch-chinesischen Interaktion weisen darauf hin, dass Studenten mit hohem Bildungshintergrund (Eltern Beamte oder Intellektuelle) sehr selbstbewusst, aktiv, initiativ und differenziert argumentieren, und dass sich Höflichkeitskonzepte der Studierenden je nach Schicht zu unterscheiden scheinen. D.h., es zeigt sich in den untersuchten Seminarinteraktionen eine starke Binnenheterogenität, die zum Beispiel Stereotypisierungen von der chinesischen Höflichkeit deutlich entgegensteht.

In den gesamten Analysen wird damit deutlich, dass erstens in der deutsch-chinesischen Hochschulkommunikation Kultur zum einen interaktiv konstruiert wird und diese Konstruktionen oft auf stereotypen Wahrnehmungen beruhen, dass zweitens in der deutsch-chinesischen Interaktion eine Interkultur entwickelt wird, die weder typisch chinesischen noch typisch deutschen Verhaltensweisen zuzuordnen ist, dass drittens die Hochschulinteraktion von einer starken Binnendifferenzierung geprägt ist und dass viertens das Stereotyp vom passiven, meinungslosen chinesischen Studierenden, das in der Forschung laufend perpetuiert wurde und noch immer wird, nicht haltbar ist.

Interkulturelle Unterrichtsinteraktion

Interkulturelle Unterrichtsinteraktion und Migrationsjugendliche

In einem zweiten Projekt zur schulischen Interaktion wurde als Ausgangspunkt der Interaktionsraum Schule mit seinem Unterricht in Deutschland gewählt. Der gesamte deutschsprachige Unterricht, d.h. der Sprach- und der Fachunterricht in Vorbereitungs-, Förder- oder Regelklassen, stellt für Kinder und Jugendliche mit nichtdeutscher Erstsprache zugleich auch Zweitsprachunterricht in dem Sinne dar, dass nicht nur ihre strukturellen sowie lexikalischen, sondern auch ihre pragmatischen und interkulturellen Kenntnisse erweitert werden müssen, und d.h., das sie eben auch kulturell lernen (vgl. Luchtenberg 1999: 28). Damit ist der gesamte schulische Unterricht mit Migrationskindern und -jugendlichen auch als interkulturelle Interaktion mit Zweitspracherwerbscharakter aufzufassen. Insofern stellt sich die Notwendigkeit für die heutige *mehrsprachige und mehrkulturelle* Schule, diese Interaktionen auch als interkulturelle Interaktionen pragmatisch zu interpretieren und darüber hinaus vorhandene Untersuchungsansätze zur Unterrichtskommunikation auf die mehrsprachige und mehrkulturelle Schule zu erweitern (vgl. dazu auch Luchtenberg 1999: 109). Dabei werden gesprächsanalytische Methoden eingesetzt, um sprachliche Phänomene im Hinblick auf ihre didaktischen Konsequenzen im interkulturellen schulischen Unterricht zu interpretieren.

Dieses Verständnis von schulischer Interaktion erfordert zudem, nicht nur das Sprachverhalten von Migranten, sondern auch das ihrer Lehrkräfte in den Blick zu nehmen, eben die Interaktion in all ihrer Komplexität in Betracht zu ziehen. Damit wird auch dem Vorwurf gegenüber der Zweitspracherwerbsforschung entgegengearbeitet, dass sie mit ihrer Konzentration auf die Sprachschwierigkeiten der Migranten eine Verkürzung der Problemsicht von Migration und Integration hervorrufe (vgl. Auernheimer 2005: 38).

Diese Vorgehensweise erfolgt im Projekt mit einem interaktionstheoretischen Ansatz, der sowohl die allgemein didaktischen wie die mit Interaktion und Interkulturalität in der Schule verbundenen Fragestellungen berücksichtigt (vgl. Luchtenberg 1999: 126, vgl. Auernheimer 2005).

Interkulturelle Unterrichtsinteraktion und die Forschung

Bisher ist der Frage nach der Spezifik interkultureller Interaktion in der Schule kaum nachgegangen worden (vgl. Luchtenberg 1999: 84). So wie die Schule noch immer von einem „monolingualen Habitus" (Gogolin 1994) geprägt wird, ist insbesondere in der linguistischen Erforschung der Unterrichtskommunikation die Wirklichkeit einer multikulturellen Schule noch nicht angekommen. Das zeigen Arbeiten wie die von Becker-Mrotzek/ Vogt 2001, 2002 oder Spiegel 2006.

Die vergleichende kontrastive empirische Erforschung von Unterrichtskommunikation, die helfen könnte, zu erarbeiten, mit welchen Denk- und Verhaltensmustern Migranten in deutsche Schulen kommen, ist erst in ihren Anfängen (z.B. die groß angelegte internationale Videostudie TIMSS 1995 und die erweiterte Nachfolgestudie TIMSS 1999; Stigler/ Gallimore/ Hiebert 1999 und 2000). Insbesondere lässt sich hier aber auf die seit Mitte der 90er Jahre verstärkt einsetzende vergleichende, erziehungswissenschaftliche Forschung zurückgreifen. Darüber hinaus existieren nur einige wenige empirisch-vergleichende Studien zum fremdsprachlichen Unterricht (etwa Hu 1996, Boeckmann 2006).

Was die interkulturelle Unterrichtskommunikationsforschung betrifft, so liegen hier keine Arbeiten zum multikulturellen Regel- und Fachunterricht mit Migranten vor. Berührungspunkte bestehen hier lediglich mit den Diskurs- und Interaktionsanalysen der Zweitspracherwerbsforschung (Henrici 1995). Diese haben aber wiederum im Unterrichtsgeschehen lediglich die sprachsystematischen Erwerbsfortschritte der Migranten im Blick. Damit liegt auch hier ein absolutes Forschungsdesiderat vor.

Kurzeinblick in die Forschung

Die folgende Kurzanalyse, die nur einen kleinen Einblick in das Projekt geben soll, bezieht sich auf eine Deutschstunde, deren Schüler zu 32 % Migrationshintergrund besitzen.

Hochinteressant an dieser Stunde ist im Hinblick auf Mitgliedschaftskategorisierungen, dass die Lehrkraft und die Schüler mittels eines Gedichts mit dem Titel „Fremde sind Leute" das Thema der Fremdheit explizit thematisieren und gegen Diskriminierungen argumentieren, auf der anderen Seite der gesamte Unterricht in der heterogenen Klasse aber durch implizite Zuschreibungen und Grenzziehungen geprägt ist, die diesem Diskurs diametral entgegenlaufen und die kulminieren in der Äußerungen der Lehrerin: „Was tun WIR, was tun die FREMDEN." Und die autochtonen Schüler sprechen unablässig in der Diskussion von „wir deutschen"…, um diese abzugrenzen von Ausländern und Fremden.

47	Seb:das heißt wenn wir jetzt irgendwo/
48	Seb:nach woanders gehen wir deutschen könn* können
49	Seb:wir genauso

50	Seb: wenn wir
51	Seb: deutsche jetzt zum beispiel woanders hingehen
52	Seb: türkei + (weil auch viele) ähm türkische menschen
53	Seb: in deutschland is*+ sind + dann ist das doch auch
54	Seb: so dass dIE uns deutschen gar nicht haben wollen …

Es stellt sich die Frage, wie die allochtonen Schüler in der Klasse diesen „boundary making process" (Wimmer 2007) wahrnehmen.

Eine Mehrebenen-Interaktionsanalyse zeigt darüber hinaus, dass zwar auf der einen Seite drei Migrationsjugendliche von acht und zwei autochtone Mitschüler von 17, die jeweils Eltern mit hohem Bildungshintergrund besitzen, die längsten Gesprächsbeiträge leisten und sich am aktivsten mit differenzierten Sprechaktrepertoires am Unterricht beteiligen.

Auf der anderen Seite wird aber auch deutlich, dass die Migrationsjugendlichen insgesamt deutlich von Lehrkraft und Mitschülern weniger als die autochtonen Schüler durch Fremdzuweisungen in den Unterricht integriert werden, dass hier also reale Interaktionsgrenzen gezogen werden.

Interaktionsstrukturen – Fremdzuweisungen

	Lehrer	**Autochtone Schüler (17 Personen) 68 %**	**Allochtone Schüler (8 Personen) 32 %**	**Gesamt Schüler 25 Personen**
Fremdzuweisung an allochtone Schüler	5 (15 %)	3 (10 %)	0 (0 %)	8 (25 %)
Fremdzuweisung an autochtone Schüler	8 (26 %)	11 (35 %)	4 (14 %)	23 (75 %)
Gesamt				31

Konzept zur Vermittlung interkultureller Kompetenz

Im Projekt „Zur Vermittlung interkultureller Kompetenz für die VR China" wird ein Grundlagenkonzept entwickelt, um dieses sodann in der Praxis zu erproben. Die Basis der theoretisch-methodischen Entwicklung des Konzeptes für interkulturelle Trainings bildet dabei der Begriff *Interkulturelle Kompetenz*.

Die Bestimmung und Ausdifferenzierung des Konzepts der interkulturellen Kompetenz wird seit langem in unterschiedlichen Disziplinen insbesondere auch in Europa und den USA intensiv diskutiert. Dabei gehen die Ansichten, was unter interkulturelle Kompetenz zu verstehen ist, weit auseinander. Dies bestätigen erst jüngst wieder die Forschungsberichte von Stefanie Rathje (2006) aus dem deutsch-

sprachigen Raum sowie von Darla K. Deardorff (2006) aus den USA. Die Entscheidung für ein Modell zur Beschreibung interkultureller Kompetenz aber beeinflusst wiederum die Verfahren zu deren Messung. Deshalb dazu einige Vorbemerkungen.

Wie Stefanie Rathje (2006) zeigt, beschäftigt sich die aktuelle wissenschaftliche Diskussion über interkulturelle Kompetenz vorrangig mit vier kontroversen Punkten: den Zielen von interkultureller Kompetenz, ihrer Generik bzw. Spezifizität, dem Bereich ihrer Anwendbarkeit und dem ihr zugrunde liegenden Kulturbegriff.

In Bezug auf die Ziele von interkultureller Kompetenz können zwei Strömungen unterschieden werden (Rathje 2006: 3-5): zum einen sozioökonomische Ansätze, die interkulturelle Kompetenz als ein Werkzeug betrachten, um interkulturelle Interaktion effizient zu bewältigen; so etwa Müller/Gelbrich (2004: 793), die mit interkultureller Kompetenz die Fähigkeit bezeichnen, „mit Angehörigen anderer Kulturen effizient und angemessen zu interagieren“ (vgl. ähnlich auch Thomas 2003). Dieser Auffassung wird oft der Vorwurf der Instrumentalisierung gemacht, vor allem von Vertretern, die sich auf die Aspekte der Entwicklung des Individuums konzentrieren, die aus der interkulturellen Interaktion entstehen. Letztere sind zu den geisteswissenschaftlichen Ansätzen zu rechnen, die Effizienzerwägungen gegenüber skeptisch eingestellt sind und vor allem den Aspekt menschlicher Weiterentwicklung in der interkulturellen Interaktion betonen. Mehr und mehr setzt sich aber in der Forschung der Effizienzaspekt durch, so etwa in der überzeugenden Definition von Darla K. Deardorff, die interkulturelle Kompetenz als Handlungskompetenz „in kulturellen Überschneidungssituationen“ versteht, „um unabhängig, flexibel, sensibel, angemessen und damit auch wirkungsvoll handeln zu können“ (Deardorff 2006).

Der zweite Diskussionspunkt (Rathje 2006: 5-7) betrifft die Definition von interkultureller Kompetenz als einer generellen sozio-pragmatischen Kompetenz, als einer allgemeinen kulturellen oder als einer kulturspezifischen Kompetenz. Im ersten Fall wird angenommen, dass interkulturelle Kompetenz alle existierenden pragmatischen und interaktiven Fähigkeiten umfasst. Der zweite Fall geht von einer einzigen Kompetenz aus, die in allen möglichen Begegnungen mit verschiedenen Kulturen anwendbar ist, während im dritten Fall angenommen wird, dass für jede Kultur, mit der ein Individuum in Kontakt tritt, eine spezifische interkulturelle Kompetenz benötigt wird. Es sollte aber nach Meinung der Verfasserin beachtet werden, dass interkulturelle Kompetenz sowohl Aspekte einer allgemeinen wie auch einer kulturspezifischen Kompetenz umfasst.

Jürgen Bolten (2007: 21) differenziert darüber hinaus in Bezug auf die Konzepte zur interkulturellen Kompetenz ein Spektrum von Listen-, Struktur- und Prozessmodellen. Die Listenmodelle orientieren sich dabei stark an der Beschreibung von Persönlichkeitsmerkmalen. Sie wurden in den USA und in jüngerer Zeit auch in Deutschland fortgeführt. Auf diese Weise sind Merkmalslisten entstanden, die interkulturelle Kompetenz, so Bolten, additiv als Summe verschiedener Teilkompetenzen verstehen. Als Merkmalskern hätten sich folgende Punkte herauskristal-

lisiert: „empathy, tolerance of ambiguity, culture awareness, self-oriented role behaviour, open-mindedness, respect for cultural differences, interaction attentiveness etc." (Bolten 2007: 21).

Solche Listen, so Bolton zu Recht, seien nicht nur unabgeschlossen, sondern unterlägen auch einer gewissen Beliebigkeit. Sie ließen sich aber auf der anderen Seite vergleichsweise leicht im Rahmen interkultureller Trainings operationalisieren.

In kritischer Abgrenzung zu diesen Modellen haben sich die Strukturmodelle herausgebildet, die interkulturelle Kompetenz in spezifische Teilkompetenzen gliedern und auf diese Weise eine Systematisierung der genannten Merkmale vornehmen. Ein Beispiel eines solchen Modells ist das im Rahmen von Marketingmodellen entwickelte Modell von Stefan Müller und Katja Gelbrich (2004: 793) mit den Aspekten 'Affekt', 'Kognition' und 'Konation'. Müller/ Gelbrich ordnen dem Teilkonstrukt 'Affekt' geringen Ethnozentrismus, Unvoreingenommenheit, Offenheit und Einfühlungsvermögen zu. Das Teilkonstrukt 'Kognition' wird nach ihnen bestimmt durch die Teilaspekte Kulturelles Bewusstsein, Selbstwahrnehmung, Selbstbewusstsein und Realistische Erwartungen. Für das Konstrukt 'Konation' führen sie Respekt, Flexibilität, Sprachfertigkeit, Kommunikationsfähigkeit und Ambiguitätstoleranz auf. Sie ergänzen diese Bereiche um die Kriterien 'Effektivität' und 'Angemessenheit': 'Effektivität' bestimmen sie näher durch soziale Anpassung und berufliche Anpassung sowie Zufriedenheit, 'Angemessenheit' durch das Befolgen von kulturellen Regeln des Gastlandes und die Anerkennung der Gefühle der Gastgeber.

Michael Byram zufolge (Byram 2000: 10) muss die Operationalisierung des Konzeptes der interkulturellen Kompetenz fünf Elemente beinhalten: Einstellungen, Wissen, Interpretations- und Interaktionsfähigkeit sowie die Fähigkeit, Bezüge herzustellen und Zusammenhänge abzuleiten, kritisches kulturelles Bewusstsein und politische Bildung.

Es könnten an dieser Stelle zahlreiche weitere Modelle interkultureller Kompetenz aufgeführt werden (vgl. z.B. Auernheimer 2006, Antor 2006), die im Endeffekt alle nur eine Schlussfolgerung zulassen: Generell muss davon ausgegangen werden, dass interkulturelle Kompetenz sich als integratives Konzept aus unterschiedlichen Teilkompetenzen zusammensetzt, dass sie eine „Misch-Kompetenz" (Camerer 2007: 10) darstellt, einen Sammelbegriff für ein „komplexes Bündel unterschiedlicher Kompetenzen" (Antor 2006: 37). Dabei sind folgende vier Dimensionen wesentlich, die auch in den oben dargestellten Ansätzen in unterschiedlicher Weise integriert sind:

- die perzeptive Dimension, die sowohl das Empfindungsvermögen als auch die physiologische Fähigkeit (durch Hören, Sehen etc.) umfasst, Diversität in all ihren Manifestationen wahrzunehmen;
- die emotionale oder affektive Dimension, die die Einstellungen und Emotionen beinhaltet, die mit interkulturellen Begegnungen zusammenhängen: sowohl Ängste, Hemmungen, Vorurteile als auch

Hoffnungen, Neugier und Engagement, und außerdem Toleranz oder Akzeptanz;

- die kognitive Dimension, die häufig reduziert wird auf das spezifische Wissen der Individuen, das die Werte und Normen der verschiedenen Kulturen betrifft, die aber notwendigerweise auch die kognitiven Fähigkeiten umfasst, die benötigt werden, um dieses Wissen zu analysieren und aufzubauen. Letztere können auch als allgemeine kognitive Fähigkeiten (wie z.B. die Fähigkeit zu vergleichen, zu analysieren etc.) betrachtet werden, daher wird in manchen Fällen interkulturelle Kompetenz auch als die Fähigkeit betrachtet, allgemeine Kompetenzen in einen interkulturellen Kontext zu transferieren (Rathje 2006: 8-9). Die kognitive Dimension sollte – je nach Zielgruppe, vor allem aber in Schule und Hochschule – auch das Wissen um kulturtheoretische Modelle, das Wissen um die Hybridität und Pluralität von Kulturen, umfassen.
- die pragmatische Dimension, die sich auf die Fähigkeit bezieht, in interkulturellen Interaktionen adäquat zu kommunizieren und angemessen zu handeln, indem sowohl kulturspezifisches Wissen als auch kommunikative Fähigkeiten angewendet werden.

Über diese Dimensionen hinaus ist eine weitere Ebene der Bestimmung einzubeziehen, so dass ein Zwei-Ebenen-Konzept von interkultureller Kompetenz entsteht. So plädiert Antor für den Einbezug einer kulturtheoretischen, einer hermeneutischen und einer kommunikativen Kompetenz sowie einer Stereotypen- und Relativierungskompetenz (vgl. Antor 2006: 37f.), die in allen oben genannten Dimensionen Beachtung findet. In ähnlicher Weise konzipiert Auernheimer (2006: 155f.) ein Mehrebenen-Modell und befürwortet die Integration der Teilaspekte 'Kulturdifferenz' (Kenntnis fremder Scripts und der dahinter liegenden Norm- und Wertvorstellungen), 'Fremdbilder' (Auseinandersetzung mit Psychologie des Vorurteils und mit Mediendiskursen), 'Machtasymmetrien' (Einblick in die Migrationsgeschichte, Ausländerrecht u.a.) und 'Kollektiverfahrungen' (Wissen um Formen des alltäglichen und strukturellen Rassismus) in die oben aufgeführten Dimensionen der interkulturellen Kompetenz.

Auch wenn sich in der Forschungsdiskussion mittlerweile die Meinung durchgesetzt hat, dass eine Analyse interkultureller Kompetenz nur auf der Basis eines mehrdimensionalen Konstrukts erfolgen kann, so bleibt diese Erkenntnis in der Diskussion um interkulturelle Trainings weitgehend unberücksichtigt.

Bezogen auf den Bereich der Anwendbarkeit des Konzeptes 'Interkulturelle Kompetenz' ist des Weiteren die Diskussion um die Frage bedeutsam, ob es dabei ausschließlich um Interaktionen zwischen Individuen aus verschiedenen Ländern/Nationen oder auch solchen zwischen Individuen, die im gleichen Land leben, aber zu verschiedenen ethnischen Gruppen oder Kollektiven gehören (Rathje 2006: 7-9), geht. Hier wird – auf der Basis eines hybriden und differenzierten Kulturbegriffs – die Auffassung vertreten, dass sowohl intra- wie auch internationale Kommunikation eine interkulturelle Kompetenz erfordert.

Diese Problemstellung ist stark mit dem vierten und kontroversesten Punkt verknüpft, nämlich jenem, der die Definition von Kultur, die in Kapitel eins schon ausgeführt wurde, betrifft. Kurz gefasst wird ein differenzierter Ansatz vertreten, der Kultur nicht als eine einheitliche, homogene Entität betrachtet, sondern sie als einen offenen, dynamischen Hybrid konstruiert, vergleichbar mit einem Vorrat an potentiell divergenten Ressourcen. Zudem ist gleichzeitig der individuelle und prozesshafte Charakter von Kultur zu betonen. Jede Kultur ist heterogen und hybrid, so Mae (2003: 195), sie kann von jedem Individuum unterschiedlich internalisiert werden, so dass kulturelle Identität im Prozess der aktiven Differenzierung vom Anderen erzeugt wird und Unterschiede als Grundlage von Individualismus betrachtet werden (Hansen 2000). Aber nichtsdestoweniger sind dynamische, differenzierte und hybride Kulturen, obwohl sie als offen gelten, auch durch einen gewissen Grad an Stabilität gekennzeichnet, den die Theorie mit erfassen muss. Denn Hybridisierungen kultureller Formationen schreiten zwar mit großer Geschwindigkeit voran, aber die Abdrücke monokultureller Konzepte sind noch überall sichtbar (vgl. Antor 2006: 36).

Auf dieser Basis werden entsprechend Vermittlungskonzepte und Seminarmaterialien für den Aufbau interkultureller Kompetenz für die Zusammenarbeit mit der VR China entwickelt.

In den vorhandenen interkulturellen Weiterbildungen zeigt sich zum Großteil lediglich eine vage und nicht genau definierte Vorstellung von interkultureller Kompetenz, ihren Zielen, ihrer Spezifik, ihrem Anwendungsgebiet und ihrer Vermittelbarkeit (Rathje 2006, Deardoff 2006, Bolten 2007). Evaluiert man die Angebote deutscher Trainingsanbieter, ist offensichtlich, dass es sich bei der Mehrzahl der angebotenen Seminare um kulturspezifische Trainings handelt. Das untermauert die Vermutung, dass sich in der Unternehmenspraxis das Konzept von interkultureller Kompetenz in seiner Mehrdimensionalität und mit seinen Teilkompetenzen im interkulturellen Bezugsrahmen noch nicht durchgesetzt hat, sondern nach wie vor als isolierte Einzelkompetenz betrachtet wird, die in ein- bis zweitägigen, kulturspezifischen Workshops oder Trainings vermittelt werden kann. Nach wie vor beschränken sich viele der interkulturellen Trainings auf landeskundliche Informationen. Erkenntnisse der theoretischen und empirischen Kulturwissenschaft finden wenig Eingang (Camerer 2007), was die große Kluft zwischen fachwissenschaftlicher kulturwissenschaftlicher Diskussion und Anwendung in der Praxis verdeutlicht. Hier will das vorliegende Projekt eine deutliche Lücke schließen.

Regionalisierte interkulturell orientierte Lehrwerke

Die Idee für dieses Projekt resultierte aus zahlreichen Bedarfsanalysen, die darauf verweisen, dass im Bereich der Vermittlung der deutschen und slawischen Sprachen an Schulen und Hochschulen in Mittel- und Osteuropa und Deutschland deutliche und gleichgeartete Defizite existieren. Entsprechend fokussiert das Projekt auf das Erlernen der deutschen Sprache in den Ländern Mittel-/Osteuropa und Südosteuropa (exemplarisch Bulgarien, Polen, Slowakei) sowie auf das der slawischen Sprachen in Deutschland. In beiden Bereichen mangelt es an Qualität in der Ausbildung, vor allem auch in Bezug auf die Vermittlung interkultureller Kompetenz. Der Stellenwert des Deutschen in Europa und insbesondere in den genannten Ländern in Mittel- und Osteuropa sowie Südosteuropa ist sehr hoch, dennoch ergab eine Erhebung von 2005/06, dass gerade in Mittel- und Osteuropa sowie Südosteuropa das Erlernen der deutschen Sprache deutlich an Qualität und Attraktivität verliert, ebenso die Ausbildung an Schulen und Hochschulen. Die für die Förderung des Verständnisses für andere Kulturen notwendige Vermittlung differenzierter interkultureller Kompetenz bleibt weitgehend aus. Entsprechend differenzierte interkulturelle Lehrmaterialien fehlen. Diese Defizite in der DaF-Ausbildung an Schulen und Hochschulen in Mittel- und Osteuropa sowie Südosteuropa führen in einen Teufelskreis, der sowohl die zukünftige interkulturelle Kompetenz von Schülern, Studierenden als auch Lehrern betrifft. Ebenfalls in einer Krise befindet sich seit dem politischen Umbruch 1989/90 das Erlernen slawischer Sprachen an (Volkshoch-) Schulen und Hochschulen in Deutschland. Ein Rückgang der Lernerzahlen und ein spezifischer Trend der deutschen Slawistik an Hochschulen durch a) zwangsläufige Segmentierung durch Schließen von slawistischen Teilbereichen und b) Einführung generalistischer Osteuropastudien verhindern eine qualitätsorientierte Slawistikausbildung mit integriertem Aufbau einer differenzierten interkulturellen Kompetenz. Entsprechende interkulturelle Lehrmaterialien fehlen zudem für alle Institutionen vollständig.

Entsprechend der allgemeinen Vernachlässigung des Lernziels „Interkulturalität" in der DaF-Vermittlung und -ausbildung in Mittel- und Osteuropa sowie Südosteuropa und in der slawistischen Vermittlung und Ausbildung in Deutschland sind kaum Fremdsprachenlehrmaterialien vorhanden, die einen differenzierten interkulturellen Schwerpunkt aufweisen. Entsprechend sollen in dem Projekt IDIAL regionalisierte interkulturelle Fremdsprachenlehrmaterialien für die oben aufgeführten Sprachen und Zielgruppen entwickelt werden, die konkret die gegenseitigen bilateralen Wahrnehmungen und die Unterschiede/Gemeinsamkeiten von Ausgangs- und Zielkultur in allen ihren Facetten fokussieren. Ergänzt werden sie durch webbasierte, interaktive, multimediale didaktische Lehrerhandreichungen und Lehrerfort- und -weiterbildungsmaterialien, die für eine qualitätsorientierte Vermittlung interkultureller Kompetenz an Schulen und Hochschulen mit den entwickelten Materialien sorgen.

Mit der Entwicklung der multimedialen interkulturellen und regionalisierten Lehrmaterialien will das Projekt unter Schülern, Studierenden und Lehrern das Verständnis für andere Kulturen verbessern, den interkulturellen Dialog in Europa optimieren und die Schärfung des Bewusstseins für die Bedeutung kultureller Vielfalt unterstützen. Die im Projekt vorgesehene Förderung interkultureller Kompetenz trägt zum Abbau von Vorurteilen, von Rassismus und Fremdenfeindlichkeit zugunsten einer Pädagogik der Anerkennung und des Verständnisses für andere Kulturen bei. Dabei üben seit dem Fall des Eisernen Vorhangs gerade das Deutsche in Mittel- und Osteuropa sowie Südosteuropa und die Slawistik in Deutschland eine besondere „Brückenfunktion" zwischen Ost und West aus. Die Verbindung zwischen Deutschland und den neuen EU-Mitgliedstaaten in Mittel- und Osteuropa sowie Südosteuropa zu intensivieren bedeutet deshalb auch, das zusammenwachsende multikulturelle Europa an einer Schlüsselstelle zu stärken.

Die Lehrmaterialien für DaF in Mittel- und Osteuropa sowie Südosteuropa und für die slawischen Sprachen in Deutschland basieren auf einem völlig neuen methodologischen Ansatz, der folgende Aspekte umfasst, die weiter unten ausgeführt werden:

- differenziert interkulturell,
- landeskundliche und literarische Texte für interkulturelles Lernen integrierend,
- auf Kulturthemenlehre und Interkulturalität basierend,
- regionalisiert,
- am Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmen (GER) orientiert.

Differenziert interkulturell: Interkulturelle Kompetenz ist eine der wichtigsten Schlüsselkompetenzen im zusammenwachsenden multikulturellen Europa. Sie beinhaltet unter anderem die Fähigkeit, Fremdheit 1. wahrzunehmen (sinnlich-perzeptive Dimension), 2. zu analysieren und zu reflektieren (kognitive Dimension), 3. zu tolerieren (affektive Dimension) und 4. in die vorhandene Handlungsfähigkeit zu integrieren (pragmatische Dimension). Weitere Aspekte wie „Kritische Reflektion", „Erwartungshaltungen" etc. müssen in das Kompetenzkonzept integriert werden. Deshalb geht es in den Lehrmaterialien nicht um die Vermittlung von Realienkenntnis der jeweiligen Zielkultur, sondern vielmehr auch um die Vermittlung von kulturellem Kontext- und Interaktionswissen, um die kritische Reflektion von Wahrnehmungsmustern und Erwartungshaltungen etc. Für diesen gesamten Bereich werden Lektionstypen und Übungsformen entwickelt, die aus diesem Pilotprojekt heraus auch auf andere Sprachen übertragbar sind. Dabei werden die kulturkontrastiven Vergleiche zwischen dem Eigenen/Vertrauten und dem Fremden/Neuen in den Gesamtkontext des jeweiligen kulturellen Systems eingebettet und von Mehrebenenanalysen begleitet; denn erst in einer solchen kritisch reflektierten und differenzierten Vergleichsdidaktik kann jedes Kultursystem in seiner Einzigartigkeit gewürdigt werden. Damit dieser Anspruch erfüllt wird, wird das grundlegend interkulturelle Konzept der Lehrmaterialien jeweils zielgruppenspezifisch regionalisiert. Dabei werden ganz konkret die jeweiligen bilateralen Wahr-

nehmungen, Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen der Ausgangs- und der Zielkultur im Bereich obiger Aspekte fokussiert, wobei sowohl auf Globalisierungsprozesse wie auf kulturell sedimentierte Formen von Wissen rekurriert wird. Für DaF in Mittel-/Osteuropa sowie Südosteuropa werden von dem für alle verbindlichen interkulturellen Grundkonzept der Lehrmaterialien (Lektions- und Übungstypen; Kulturthemen) je eine Variante für die bulgarischen, eine Variante für die polnischen und eine Variante für die slowakischen Lerner (Schüler und Studenten) abgeleitet; ebenso werden für die slawischen Sprachen in Deutschland je eine russische, eine bulgarische, eine polnische und eine slowakische Variante für die deutschen Lerner (Studenten) abgeleitet. Der interkulturelle und regionalisiert-zielgruppenorientierte Ansatz wird sichergestellt durch das gemeinsame Erarbeiten des interkulturellen Grundkonzepts in internationalen Teams und dem Erarbeiten der jeweiligen regionalisierten Varianten in international bikulturellen (Deutschland und Mittel-/Osteuropa sowie Südosteuropa) sowie regional bidisziplinären (Germanist und Slawist) Teams. Damit wird eine sowohl transnationale als auch binnenkontrastive Doppelperspektive geschaffen, in der ein ständiger Abgleich von Eigen- und Fremdwahrnehmungen stattfindet. Ein Beirat aus Spezialisten für DaF und die jeweiligen slawischen Sprachen betreut das Projekt in sprachlicher, interkultureller und regionalspezifischer Hinsicht.

Landeskundliche und literarische Texte für interkulturelles Lernen: Im Zentrum der Lehrmaterialentwicklung stehen landeskundliche und literarische Texte. Dies ist deshalb wichtig, weil v.a. in Mittel- und Osteuropa sowie Südosteuropa, aber durchaus auch in Deutschland, landeskundliches Wissen zuweilen immer noch mit empirisch-faktographischem Wissen (z.B. „Tatsachen über Deutschland“) gleichgesetzt wird. Neuere Ansätze der interkulturellen Landeskunde jedoch setzen einen dynamischen Kulturbegriff voraus, bei dessen Vermittlung die fremdkulturelle Perspektive der Lernenden einbezogen wird. Landeskundlich-populärwissenschaftliche und besonders literarische Texte sind zur Durchführung des interkulturellen Ansatzes besonders geeignet, da sie kulturelle Rahmen enthalten und vermitteln, dabei aber vieles offen lassen („Leerstellen“) und dadurch mehrdeutig sind. Das Verstehen literarischer Texte ist ein schrittweises Annähern an multiple, fremde Perspektiven und fördert somit das interkulturelle landeskundliche Lernen. Der Einsatz literarischer Texte für interkulturelles Lernen wurde bisher deutlich vernachlässigt.

Kulturthemenlehre und Interkulturalität: In der literarischen Vermittlung verfolgen die Projektpartner zudem den Ansatz einer Kulturthemenforschung und -lehre. Diese geht davon aus „dass besondere Themen zu bestimmten Zeiten in öffentlichem Selbst- und Weltverständnis einer oder mehrerer Kulturen besondere Aufmerksamkeit gewinnen und sich diese Bedeutungen entwickeln können, weil Kulturen bestimmte Themenhaushalte aufweisen und diese Begrenzungen als Selektionssystem fungieren, die Kommunikationsprozesse steuern und strukturieren (…).“ (Wierlacher 2003: 14)

Wichtig ist dabei aber, dass nicht das Vorhandensein eines oder mehrerer dominanter Kulturthemen die kulturellen Konturen einer bestimmten Gesellschaft, sondern die kulturspezifische Dialektik von Thema und Gegenthema (Thum 1985: XXXV) den Diskurs bestimmen. Das Zusammenspiel von Leit- und Gegenthemen als Wechselspiel verschiedener Kulturthemen steht deshalb im Fokus einer themenorientierten Kulturvermittlung. Einen anderen Schwerpunkt der Kulturthemenvermittlung bilden die Universalthemen (vgl. Thum 1985: XXXIII). Universale Kulturthemen verweisen auf anthropologische Grundprobleme und bieten darum weltweit Anknüpfungsmöglichkeiten (vgl. Wierlacher 1996: 596). Sie sind zwar auch kulturdifferent, aber doch transkultureller Natur. Diese werden ebenfalls in das Projekt integriert.

Regionalisierung und Kulturvergleich: Um die Lehrmaterialien in Inhalt und Methode auf die besonderen Bedürfnisse der jeweiligen Lerner und Bildungssysteme abzustimmen und den differenzierten kritisch-reflektierten Mehrebenen-Kulturvergleich methodisch zu implementieren, werden die Materialien jeweils für spezifische Regionen entwickelt, also DaF jeweils für Polen, Bulgarien und die Slowakei und Russisch, Polnisch, Bulgarisch und Slowakisch für Deutschland.

Interkulturalität als Lehrkonzept

Allgemeines Lehrkonzept

Was nun die Interkulturalität als Lehrkonzept angeht, so sieht die Abteilung Interkulturelle Germanistik als eine grundlegende Voraussetzung für die wissenschaftsorientierte Lehre in den Studiengängen die Schaffung eines interkulturellen Milieus. Deshalb wurde für den Master-Studiengang „Interkulturelle Germanistik/Deutsch als Fremdsprache“ eine internationale Zusammensetzung der Studierenden festgelegt. So werden 33 Prozent außereuropäische und 67 Prozent europäische und deutsche Studierende aufgenommen, die im Studiengang (er)leben, was sie theoretisch reflektieren. Sie entwickeln in der internationalen Studiengemeinschaft in Auseinandersetzung mit eigen- und fremdkulturellen Erfahrungen sowie Wahrnehmungen gemeinsam Arbeitsweisen und Interaktionsverfahren, mit denen sie Wissen reproduzieren, tradieren und neue Erkenntnisse gewinnen. Erst in einer derartigen internationalen und multikulturellen Studierendengemeinschaft kann dieses Konzept der Interkulturalität und das Prinzip der Multiperspektivität auch in der forschungsbezogenen Lehre konkret umgesetzt werden.

Um dieses Konzept realisieren zu können, hat die Abteilung Interkulturelle Germanistik in den letzten drei Jahren ein engmaschiges Netz an ausgewählten exzellenten internationalen Partneruniversitäten aufgebaut, aus denen sie jetzt und zukünftig internationale Studierende rekrutieren wird. Zu diesem Netz gehören die Universität Nanjing, aber auch die Foreign Studies University in Beijing, China. Dazu gehören weiterhin die Kansai Universität, Japan, und die Chosun, Incheon,

Sungjyunkwan sowie die Ewha Universität in Korea. Kooperationen haben wir des Weiteren mit der Jagiellonen Universität in Krakau, Polen, der Immanuel-Kant Universität in Kaliningrad, Russland oder der Nationalen Universität Kiew in der Ukraine. Zudem arbeiten wir eng mit dem Kalifornischen Zentrum der Berkeley Universität in Göttingen zusammen. Weitere Kontakte werden derzeit mit Finnland, Estland, Ungarn, Tschechien, der Slowakei und Israel aufgebaut.

Das Lehrkonzept im innovativen binationalen Doppelabschluss-Master-Studiengang Interkulturelle Germanistik Deutschland - China

Das Lehrkonzept des Master-Studiengangs Interkulturelle Germanistik/Deutsch als Fremdsprache liegt auch dem im Rahmen des EU-Programms Asia-Link entwickelten Doppeldiplomstudiengangs „Interkulturelle Germanistik Deutschland – China" zugrunde, der drei Jahre lang als Pilotprojekt vom Bundesministerium für Forschung und Entwicklung gefördert und seit 2008 vom DAAD unterstützt wird.

Der von den beteiligten Universitäten gemeinsam entwickelte Studiengang schafft ein innovatives Studienangebot für deutsche und chinesische Studierende, das den Ausbildungs- und Internationalisierungsbedürfnissen beider Seiten Rechnung trägt. Im Zentrum der Ausbildung steht die interkulturell fundierte und interdisziplinär ausgerichtete Vermittlung von fachwissenschaftlichen Kenntnissen und Kompetenzen, die die Absolventen als Kulturmittler für den wachsenden deutsch-chinesischen Arbeitsmarkt qualifizieren. Die Verbindung einer fachwissenschaftlichen interkulturell und kulturwissenschaftlich ausgerichteten germanistischen Ausbildung mit einer berufsbezogenen Spezifizierung und der Vermittlung von praxisrelevanten Sprach- und Schlüsselkompetenzen stellt für die beteiligten Universitäten in Deutschland und insbesondere auch in der VR China ein Novum dar. Der Studiengang ergänzt laut Aussage des Beraters des Erziehungsministeriums, Prof. Wei Yuqin, die bisherigen zwei Modelle für germanistische Studiengänge „suzhi" (Integration von Professionalisierungsbereichen) und „fuhe" (Germanistik plus Fach) in der VR China um eine dritte Alternative, die Modell bildend auch für weitere chinesische Studiengänge sein könnte. An der Universität Nanjing und der Beijing Foreign Studies University als so genannten „Projekt 211" Universitäten fügt sich der Studiengang in die Strategien zum Anschließen an internationale wissenschaftliche Forschungs- und Ausbildungsstandards ein. In Deutschland schafft die klare regionale Ausrichtung des Studiengangs auf die VR China ein spezialisiertes Angebot auch gegenüber den bereits bestehenden Masterstudiengängen „Interkulturelle Germanistik" an den Universitäten Göttingen und Bayreuth. Als internationaler Studiengang mit Doppelabschluss stellt der Studiengang innerhalb der philosophischen Fakultät der Göttinger Universität eine Innovation dar, die für die philologischen Fächer Perspektiven zur Umsetzung der Internationalisierungsstrategien der Universität aufzeigt und damit auch konkret das in der Exzellenzinitiative entwickelte Internationalisierungskonzept mit einer Schwerpunktorientierung auf die VR China (neben Indien, Korea und den USA) verstärkt. Der regiona-

le Fokus auf China unterstützt zudem die Interessen der philosophischen Fakultät an einer ab Januar 2008 neu errichteten Sinologie, mit der sinnvolle Synergien zu entwickeln wären.

Die Konzeption des Studiengangs erlaubt den beteiligten Universitäten je eigene wissenschaftliche und berufsqualifizierende Studienschwerpunkte auszubilden, die den speziellen Ausbildungszielen und Traditionen der jeweiligen Germanistik-Abteilungen Rechnung tragen und auf entsprechende Berufsbilder in Deutschland und der VR China zugeschnitten sind. Insofern trägt der Masterstudiengang dazu bei, in der wissenschaftlichen Fundierung des Studienangebots die deutsch-chinesische Hochschulkooperation zu fördern und gleichzeitig die lokalen Stärken der beteiligten Universitäten profilbildend zu fördern. Für die Universität Nanjing ist das der Studienschwerpunkt „Bildungs- und Wissenstransfer", für die Beijing Foreign Studies University der Studienschwerpunkt „Kulturen übersetzen: Recht und Wirtschaft " und für die Universität Göttingen der Studienschwerpunkt „Kulturtransfer". Entsprechend dieser Studienschwerpunkte bereitet der Studiengang auf Tätigkeiten in international agierenden Kultur-, Wissenschafts- und Bildungsinstitutionen sowie politischen Einrichtungen und Wirtschaftsunternehmen in Bereichen des deutsch-chinesischen Kulturkontakts vor.

Dabei ist anzumerken, dass die interkulturelle Germanistik keineswegs mit dem Studienfach Sinologie konkurriert, da der Schwerpunkt der Sinologie nicht interkulturell ausgerichtet ist und von ihrem Ausbildungsziel her nicht beide Kulturareale – weder kulturkontrastiv, noch inter- oder transkulturell – im Blick hat, sondern vor allem den chinesischen Kulturraum. Im Zentrum der sinologischen Studienfächer stehen im besten Falle v.a. Grundfragen der Kultur- und Landeskunde Chinas, der chinesischen Literatur, Geschichte und Gesellschaft, Kultur, Politik, Recht und Wirtschaft und vor allem der Spracherwerb (entweder die moderne chinesische Hochsprache oder das klassische Chinesisch). Die interkulturelle Germanistik beschränkt sich nicht auf das Erlernen und die Erforschung einer Fremdkultur (wie z.B. die Sinologie), genauso wenig wie auf die Eigenkultur (wie dies u.a. für die Deutsche Philologie maßgeblich zutrifft). Sie befasst sich in wissenschaftlicher und praktischer Hinsicht mit den im Zusammentreffen unterschiedlicher Kulturen entstehenden „Zwischenräumen", die sich kategorial von den jeweils involvierten Kulturen (hier: die deutsche und die chinesische) unterscheiden und eine ganz eigene spezifische Qualität besitzen sowie ständigen Neubildungsprozessen unterworfen sind. So lässt sich beispielsweise ein chinesisch-deutsches Joint-venture weder chinesischer noch deutscher Unternehmenskultur zuordnen, sondern im besten Falle als „irgendetwas dazwischen" beschreiben. Das Studium der Interkulturellen Germanistik hat hier – im Unterschied zur Sinologie bzw. Germanistik – den Vorzug, dass nicht nur eine Kompetenz beider Kulturareale (wenn auch nicht in der breiten Fächerung der Sinologie bzw. der wissenschaftlichen Tiefe der Germanistik) erworben wird, sondern dass die Aneignung der jeweiligen Fremdkultur mit einer unabdingbaren Reflexion der Eigenkultur einhergeht und somit eine Sensibilisierung und interkulturelle Kompetenz für den wissenschaftlichen, prakti-

schen und persönlichen Umgang im Kulturkontakt stattfindet, die durch ein profunderes Wissen nicht unbedingt erreicht werden kann. Die zahlreichen Anfragen bereits im Vorfeld des Studienbeginns zeugen davon, dass das hier angestrebte Profil längerfristig weit attraktiver ist und gegenüber „Spezialstudien" vorgezogen wird.

Der Studiengang qualifiziert aber nicht nur durch berufsrelevante Vermittlung von fachspezifischem Wissen und methodisch analytischen Fähigkeiten für die oben bezeichneten Tätigkeitsbereiche, sondern schafft zugleich die Grundlage für weiterführende Studien in Promotionsstudiengängen. In Vorbereitung (vertraglich vereinbart durch einen Letter of Intent) befindet sich ein deutsch-chinesisches Graduiertenkolleg zwischen den Universitäten Nanjing und Göttingen, das sich sowohl inhaltlich als auch strukturell als Fortführung des gemeinsamen Masterstudienganges sieht. Der hier beschriebene Studiengang wird an allen drei beteiligten Universitäten als Masterstudiengang mit Double Degree anerkannt. Entsprechende vertragliche Regelungen wurden zwischen den Universitäten Göttingen und Nanjing sowie zwischen der Universität Göttingen und der Beijing Foreign Studies University getroffen.

Die Struktur des Studiengangs integriert gleichberechtigt Strukturvorgaben des deutschen und des chinesischen Hochschulsystems. Das Studium beginnt zum Wintersemester an der Universität Göttingen. Alle Studierenden der beteiligten Partneruniversitäten absolvieren das erste Studienjahr gemeinsam dort. Das zweite Studienjahr absolvieren alle Studierenden in der VR China; die deutschen Studierenden wahlweise in Nanjing oder Beijing, die Nanjinger und Beijinger Studierenden kehren an ihre jeweilige Heimatuniversität zurück. Die Regelstudienzeit beträgt für Göttinger Studierende einschließlich derErstellung der Masterarbeit und für das vollständige Ablegen der Prüfungen 4 Semester, für die chinesischen Studierenden 5 Semester, die erbrachten Kreditpunkte sind für alle Studierenden 120. Die Masterarbeiten werden von chinesischen und deutschen Lehrenden in Kooperation betreut. Die Zahl der Studierenden ist auf 20 pro Studienjahr festgelegt, wovon je fünf Studierende der beiden chinesischen Partneruniversitäten und zehn Studierende der Universität Göttingen aufgenommen werden. Die Studiengebühren werden wechselseitig erlassen. Der Studiengang ist modular aufgebaut. Er enthält ein gemeinsames fachwissenschaftliches Kerncurriculum, das von den deutschen und den chinesischen Studierenden gemeinsam im ersten Studienjahr in Göttingen absolviert wird, sowie Module, die den spezifischen Studienschwerpunkten und Ausbildungszielen der einzelnen Universitäten entsprechen. Unterrichtssprache ist überwiegend Deutsch. Die deutschen Studierenden absolvieren im Rahmen ihres Studienprogramms während der gesamten Studiendauer Chinesisch-Module, die Spracherwerb und Kulturvermittlung verbinden, die chinesischen Studierenden dagegen Kurse in deutscher Wissenschaftskommunikation. Die wechselseitige Sprachkenntnis wird als unabdingbare Grundlage für das jeweilige Auslandsstudienjahr angesehen, zumal für alle Studierenden im Rahmen des Studienprogramms ein vierwöchiges Praktikum in der VR China (für deutsche Studierende)

bzw. in Deutschland (für chinesische Studierende) verpflichtend ist. Nach bestandener Masterprüfung verleihen die Universität Göttingen und die Universität Nanjing bzw. die Universität Göttingen und die Beijing Foreign Studies University jeweils den Hochschulgrad „Master of Arts" („MA"). Die von den beiden Universitäten vergebenen Urkunden werden so miteinander verzahnt, dass sie eine gemeinsame Double Degree Master-Urkunde der jeweils beteiligten beiden Universitäten bilden. Die jeweiligen Partneruniversitäten stellen den Absolventinnen und Absolventen ein Diploma Supplement aus, das die Bestandteile des Masterabschlusses ausführlich beschreibt und deutlich macht, an welcher Partneruniversität und in welchem Studienschwerpunkt die verschiedenen Teile des Masterabschlusses erworben wurden. Diese Vorgehensweisen sind alle vertraglich geregelt.

Die Lehrinhalte des Studiengangs wurden im Rahmen des genannten Asia-Link Projekts seit Beginn 2006 gemeinsam im interkulturellen Austausch mit den Partnern der beteiligten Hochschulen entwickelt. Insbesondere das gemeinsame Kerncurriculum orientiert sich an den aktuellen kulturwissenschaftlich ausgerichteten Forschungsdebatten/Diskursen und erschließt den Studierenden theoretische und methodische Kenntnisse, die in den jeweiligen Vertiefungsmodulen erprobt und reflektiert werden können. Die Lehrenden der beteiligten Universitäten wurden aktiv mit in die Lehrwerkerstellung einbezogen, so dass sie mit ihren eigens entwickelten Materialien arbeiten können. Die Materialien wurden während der Asia-Link Projekt Meetings wechselseitig vorgestellt, diskutiert, zum Teil erprobt und evaluiert.

Während der gesamten Zeit des gemeinsamen Studienprogramms werden die Studierenden durch ein bikulturelles Tutorenprogramm intensiv betreut. Das Betreuungskonzept sieht sowohl außerfachliche Unterstützung bei administratorischen, organisatorischen und alltagsrelevanten Belangen vor als auch fachliche studienbegleitende Betreuung in Workshops. In das Curriculum eingeplant sind regelmäßige Lehrveranstaltungen von GastdozentInnen an den jeweiligen Partneruniversitäten. Getragen durch das „Deutsch-Chinesische Institut für Interkulturelle Germanistik und Kulturvergleich" an den Universitäten Nanjing und Göttingen gibt es schon jetzt einen regelmäßigen Dozentenaustausch, der mit der Universität Beijing noch aufzubauen und für den gemeinsamen Masterstudiengang zu intensivieren sowie um das Tutorenkonzept zu erweitern ist. Die Förderung durch den DAAD ist zudem ein wesentlicher Beitrag zur Erprobung des Studiengangs und wird insbesondere zum Aufbau von klaren administrativen Strukturen und Verfahrensweisen leisten, die künftig einen reibungslosen und selbstverständlichen Studienbetrieb sicherstellen.

Insgesamt ist das Gesamtkonzept des Studiengangs, der zugrundeliegenden Lehrmaterialien, der Studien- und Prüfungsordnungen, der Lehrveranstaltungstypen und der Lehrmethoden im interkulturellen Austausch mit den beteiligten Dozenten in Deutschland und der VR China entstanden. Zudem ist sowohl die praktische Durchführung in einem interkulturellen Milieu mit binationalen Studierendengruppen, mit der praktischen interkulturellen Seminarzusammenarbeit, der the-

oretischen Reflektion von Interkulturalität und der Auslandserfahrung in Deutschland bzw. der VR China ein durch und durch interkulturelles Unterfangen.

Interkulturalität, Interdisziplinarität und Vernetzung in der Forschung

Über dieses Lehr- und Forschungskonzept hinaus versucht die Abteilung Interkulturelle Germanistik perspektivisch, an der Universität Göttingen disziplinenübergreifend Forscher zusammenzuführen, die gemeinsam an dem Rahmenthema „Kulturen in Kontakt" mitwirken möchten. So soll mittelfristig die Einrichtung eines internationalen deutsch-chinesischen Graduiertenkollegs beantragt werden, an dem auch die internationalen Partner der Universität Nanjing, China, mitwirken. Erste Vorbereitungen sind getroffen worden und ein erster Workshop zum Thema hat bereits stattgefunden.

Um das Forschungsthema „Kulturen in Kontakt" zu fördern, hat die Abteilung Interkulturelle Germanistik des Weiteren im Sommer 2008 eine Vortragsreihe mit dem Titel „Vom Verstehen zur Verständigung" zum Europäischen Jahr des Interkulturellen Dialogs durchgeführt.

Im Hinblick auf weltweite Globalisierungsprozesse und eine veränderte gesellschaftliche, religiöse, und weltwirtschaftliche Komplexität haben die Begriffe „Interkulturalität" und „Dialog" in den vergangenen Jahren vehement an Bedeutung gewonnen und dies nicht nur in der politischen Praxis, sondern auch in zahlreichen Wissenschaftsdisziplinen. Im Zentrum stehen dabei die Literatur- und Sprachwissenschaften aller Philologien, die Sozial-, Wirtschafts- und Politikwissenschaft, die Religions- und Geschichtswissenschaften, die Pädagogik, die Ethnologie, die Theater-, Film- und Medienwissenschaften sowie die Interkulturelle Germanistik.

Dabei ist nicht zu übersehen, dass „Interkulturalität" theoretisch in vielen Disziplinen bislang nur vage fundiert und verankert ist und mehr als Bezugspunkt für einen sich neu entwickelnden Verstehens- und Interaktionszusammenhang in Erscheinung tritt. Genau in diese „Leerstelle" ist die Ringvorlesung getreten, die es sich zum Ziel gemacht hat, sich aus verschiedenen Blickwinkeln mit einem „Interkulturellen Dialog" auseinander zu setzen und diesen kritisch zu beleuchten: aus der Perspektive der unterschiedlichen oben genannten, am Diskurs aktiv beteiligten Fächer, aber auch im Hinblick auf unterschiedliche Regionen, Länder und Kulturen, und dabei in Abgrenzung zu Konzepten von Multikulturalität und Transkulturalität bzw. in Anknüpfung an Diskussionen über „Kulturen im Kontakt" und „Kulturen im Konflikt" sowie in Auseinandersetzung mit den vielfältigen Dialogbegriffen, vom konsensuellen bis zum konfliktiven. Die Ringvorlesung verstand sich als ein kritischer Beitrag zu diesem multi- wie auch interdisziplinären Interkulturalitäts-Diskurs. Insgesamt hat die Ringvorlesung für ein vernetztes Verstehen geworben, das Grenzen zwischen Disziplinen, Kulturen, Religionen sowie Nationen hinter sich lässt.

Diese Veranstaltung wurde durch das Präsidium der Universität und den Universitätsbund ideell und finanziell gefördert.

Interkulturalität und Internationalisierung der Universität

Über diese Forschungsperspektiven hinaus trägt die Abteilung kritisch reflektiertes, wissenschaftlich basiertes interkulturelles Lernen auch in die gesamten Studiengänge der Hochschule, die Verwaltung und die Alumniarbeit der Universität Göttingen sowie in die Region hinein. Erste Ansätze dazu sind durch die Einführung des Angebots von Modulen zur Schlüsselqualifikation „Interkulturelle Kompetenz" in den Bachelor- und den Master-Studiengängen der Universität durch die Abteilung Interkulturelle Germanistik vorhanden.

Notwendig sind auch interkulturelle Angebote für die Weiterentwicklung der Universitäts-Verwaltung. Hierfür sind erste Überlegungen angestellt wurden.

Was die Region Südniedersachsen betrifft, so entwickelt die Abteilung derzeit interkulturelle Weiterbildungsangebote für KMU (also kleine und mittlere Unternehmen) in der Region, die mit der VR China zusammen arbeiten oder es beabsichtigen (siehe oben Kap. 3.3.). Bei dieser Entwicklung wird die Abteilung vom Niedersächsischen Wissenschaftsministerium und der Europäischen Union im Rahmen des EFRE-Programms gefördert.

Engagiert ist die Abteilung auch in der internationalen Alumni-Arbeit, die die Abteilung als eine der zentralen Aufgaben der Universität ansieht. Denn Alumni sind die Brücke zwischen Göttingen und der Welt. Aus diesem Engagement heraus ist das internationale Expertenseminar „Deutschland und die Wende: interkulturell und kulturkontrastiv" entstanden, dessen Beiträge im vorliegenden Band zusammengefasst sind.

Das Experten-Seminar ist ein weiteres Instrument der Abteilung Interkulturelle Germanistik und ein wissenschaftliches Forum, Interkulturalität und Multiperspektivität zu leben und gleichzeitig kritisch zu reflektieren.

Damit hat die Abteilung Interkulturelle Germanistik Interkulturalität von der Forschung bis zur Lehre, von wissenschaftlichen Ringvorlesungen über das Angebot von wissenschaftlichen Seminaren bis hin zu Modulen für Schlüsselkompetenzen, von Projekten zur Untersuchung interkultureller Interaktionen über Projekte zu interkulturellen Methodik und Didaktik bis hin zu Projekten zur Entwicklung der Vermittlung interkultureller Kompetenz realisiert.

Literaturangaben:

Antor, Heinz (2006): Multikulturalismus, Interkulturalität und Transkulturalität: Perspektiven für interdisziplinäre Forschung und Lehre. In: Antor, Heinz (Hrsg.): *Inter- und transkulturelle Studien. Theoretische Grundlagen und interdisziplinäre Praxis*. Heidelberg: Universitätsverlag, 25–39.

Auernheimer, Georg (2006): Plädoyer für ein erweitertes Verständnis von interkultureller Kompetenz. In: Antor, Heinz (Hrsg.): *Inter- und transkulturelle Studien. Theoretische Grundlagen und interdisziplinäre Praxis.* 5. Aufl. Heidelberg: Universitätsverlag, 145–158.

Auernheimer, Georg ([4]2005): *Einführung in die interkulturelle Pädagogik.* Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft. (Einführung Erziehungswissenschaften).

Barkowski, Hans (2000): Brechungen – Interaktionsanalyse in der Sprachlehr- und -lernforschung aus der Sicht: Kulturen in der Begegnung. In: Bausch, Karl-Richard/Christ, Herbert/Königs, Frank G./Krumm, Hans-Jürgen (Hrsg.) (2000): *Interaktion im Kontext des Lehrens und Lernens fremder Sprachen.* Tübingen: Günter Narr. (Giessener Beiträge zur Fremdsprachendidaktik), 20–28.

Becker-Mrotzek, Michael/Vogt, Rüdiger (2001): *Unterrichtskommunikation. Linguistische Analysemethoden und Forschungsergebnisse.* Tübingen: Niemeyer. (Germanistische Arbeitshefte; 38).

Boeckmann, Klaus-Boerge (2006): *Kommunikativer Fremdsprachenunterricht und regionale Lehr- und Lernkultur. Eine empirische Untersuchung zum Deutsch-als-Fremdsprache-Unterricht in Japan.* Innsbruck/Wien: Österreichischer Studienverlag. (Theorie und Praxis. Österreichische Beiträge zu Deutsch als Fremdsprache, Serie B; 8).

Bolten, Jürgen (2007): Was heißt „Interkulturelle Kompetenz?“ Perspektiven für die internationale Personalentwicklung. In: Künzer, Vera/Berninghausen, Jutta (Hrsg.): *Wirtschaft als interkulturelle Herausforderung.* Frankfurt/M.: IKO-Verlag für Interkulturelle Kommunikation, 21–42.

Byram, Michael (2000): *Assessing Intercultural Competence in Language Teaching.* http://inet.dpb.dpu.dk/infodok/sprogforum/Espr18/byram.html.

Camerer, Rudolf (2007): Sprache – Quelle aller Missverständnisse. Zum Verhältnis von Interkultureller Kompetenz und Sprachkompetenz. In: *Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht*, 12, 3 , 1–15.

Casper-Hehne, Hiltraud (2008): Interkulturelle Kommunikation aus sprachwissenschaftlicher Perspektive: Kritische Reflektion der Forschungsansätze und Forschungsergebnisse im deutsch-indischem

Zusammenhang. In: Casper-Hehne, Hiltraud/Gupte, Nitan (Hrsg.): *Communication across boundaries*. Göttingen/Pune. (In Vorbereitung)

Casper-Hehne, Hiltraud (2008): Russisch-deutsche Interaktion in der Schule: Empirische Untersuchungen zu Linguistik und Didaktik interkultureller Unterrichtskommunikation. In: *Zielsprache Deutsch* 3. (In Vorbereitung).

Casper-Hehne, Hiltraud (2007): Interkulturelle Wissenschaftskommunikation. Zu Linguistik und Didaktik von Seminarkommunikation an einem deutsch-chinesischen Fallbeispiel. In: Vorstand des Arbeitskreises für interkulturelle Germanistik in China (Hrsg.): Deutsch-Chinesisches Forum interkultureller Bildung. Band 1: *Wissenschaft im internationalen Kontext*. München: iudicium, 145–158.

Casper-Hehne, Hiltraud (2006): *Interkulturelle Alltagskommunikation zwischen anglophonen US-amerikanischen FremdsprachenlernerInnen und deutschen MuttersprachlerInnen. Zu narrativen, diskursiven und direkten Gesprächen*. Tübingen: Niemeyer. (Reihe Germanistische Linguistik; 265).

Casper-Hehne, Hiltraud (2005): Wissenschaftskommunikation kontrastiv. Zum Stand der Forschung. In: Riemer, Claudia u.a. (Hrsg.): *Deutsch als Fremdsprache. Sprachen lehren – Sprachen lernen*. Regensburg: Fachverband Deutsch als Fremdsprache. (Dokumentationen des FaDaF).

Casper-Hehne, Hiltraud (2005): Handlungs- und Beziehungsaspekte in der Wissenschaftskommunikation ausländischer Studierender. Probleme – Perspektiven. In: Casper-Hehne, Hiltraud/Ehlich, Konrad (Hrsg.): *Kommunikation in der Wissenschaft*. Regensburg: Fachverband Deutsch als Fremdsprache. (Materialien Deutsch als Fremdsprache; 69), 57–73.

Casper-Hehne, Hiltraud (2005): Perspektiven einer kontrastiven Erforschung der Wissenschaftskommunikation: am Beispiel deutscher und anglophoner Transkripte und Gespräche. In: DAAD (Hrsg.): *Germanistentreffen Deutschland – Großbritannien, Irland. 30.09.-3.10.2004. Dresden. Dokumentation der Tagungsbeiträge*, 207–217.

Casper-Hehne, Hiltraud/Ehlich, Konrad (Hrsg.): *Kommunikation in der Wissenschaft*. Regensburg: Fachverband Deutsch als Fremdsprache. (Materialien Deutsch als Fremdsprache; 69).

Deardorff, Darla K. (2006): Identification and Assessment of Intercultural Competence as a Student Outcome of Internationalization. In: *Journal of Studies in International Education*, 10, 3, 241–266.

Deardorff, Darla K. (2004): *The Identification and Assessment of Intercultural Competence as a Student Outcome of Internationalization at Institutions of Higher Education in the*

United States. North Carolina. http://www.lib.ncsu.edu/theses/available/etd-06162004-00023/unrestricted/etd.pdf.

Dai, Lili (2006): Interaktion im Unterricht und die Wandlung der Lehrmethoden des Lehrenden. In: Wen Jiao/Zi Liao: *Materialien zur Kultur und Bildung*. Juni 2006, 23–24.

Dengel, Barbara/Bogner, Andrea (2005): Der ‚polyglotte Dialog' auf dem Prüfstand: Zur Praxis interkultureller Wissenschaftskommunikation am Beispiel eines trinationalen Workshops in Hamilton, Neuseeland. In: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 31, 249–266.

Gelbrich, Katja (2004): The relationship between intercultural competence and expatriate success: A structural equation model. In: *Die Unternehmung* 58, 3/4, 261–277.

Gogolin, Ingrid (1994): *Der monolinguale Habitus der multilingualen Schule*. Münster, New York: Waxmann Verlag.

Günthner, Susanne (1993): *Diskursstrategien in der interkulturellen Kommunikation. Analysen deutsch-chinesischer Gespräche*. Tübingen: Günter Narr. (Linguistische Arbeiten; 286).

Guder-Manitius, Andreas (2001): Typisch chinesisch? Zum Lernverhalten in chinesischen Deutsch-Intensivkursen. In: Pan, Yaling/Schlenker, Wolfgang (Hrsg.): *Intensivkurse Deutsch in China*. Beijing: Beijing: Foreign Trade Education Press, 213–224.

Han, Wei (2006): Warum ist der Mund nur schwer aufzumachen? – Eine empirische Untersuchung der Sprechunfähigkeit der chinesischen Deutschlerner unter soziokulturellem und psychologischem Aspekt. In: Zhu, Jinhua/Fluck, Hans-Rüdiger/Hoberg, Rudolf (Hrsg.): *Interkulturelle Kommunikation Deutsch – Chinesisch. Kolloquium zu Ehren von Siegfried Grosse*. 25.11.–27.11.2004, Shanghai. Frankfurt/M. u.a.: Peter Lang, 407 – 417.

Hansen, Klaus ([2]2000): *Kultur und Kulturwissenschaft. Eine Einführung*. 2. Aufl. Tübingen/Basel: Francke. (UTB für Wissenschaft: Uni Taschenbücher 1846).

Henrici, Gert (1995): *Spracherwerb durch Interaktion? Eine Einführung in die fremdsprachenerwerbsspezifische Diskursanalyse*. Baltmannsweiler: Schneider Verlag. (Bausteine Deutsch als Fremdsprache; Bd. 5).

Hernig, Markus (2000): *China und die interkulturelle Germanistik. Kulturvergleich, Interkulturalität und Interdisziplinarität im Rahmen der chinesischen „Wissenschaft vom Deutschen". Einzelfallstudien zur Situation und Entwicklung der chinesischen Germanistik*. München: iudicium Verlag.

Hu, Adelheid (1996): *„Lernen" als „Kulturelles Symbol". Eine empirisch-qualitative Studie zu subjektiven Sprachlernkonzepten im Fremdsprachenunterricht bei Oberstufenschülerinnen*

und -schülern aus Taiwan und der Bundesrepublik Deutschland. Bochum: Brockmeyer. (Reihe: Manuskripte zur Sprachlehrforschung; 49).

Luchtenberg, S. (1999): *Interkulturelle kommunikative Kompetenz: Kommunikationsfelder in Schule und Gesellschaft*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Mae, M. Ngai (2003): Transkulturalität und interkulturelle Kompetenz. In: *Erwägen, Wissen, Ethik* 14, 1, 194–196.

Mitschian, Haymo (1991): *Chinesische Lerngewohnheiten: Evaluierung für den Deutsch-als-Fremdsprache(n?)unterricht in der Volksrepublik China*. Frankfurt: Verlag für Interkulturelle Kommunikation. (Interdisziplinäre Studien zum Verhältnis von Migrationen, Ethnizität und gesellschaftlicher Multikulturalität; 4).

Müller, Stefan/Gelbrich, Katja (2004): *Interkulturelles Marketing*. München: Vahlen.

Müller, Stefan/Gelbrich, Katja (2001): Interkulturelle Kompetenz als neuartige Anforderung an Entsandte: Status quo und Perspektiven der Forschung. In: *Zeitschrift für betriebswirtschaftliche Forschung* 53, 5, 246–272.

Müller-Jacquier, Bernd (1999): Interkulturelle Kommunikation und Fremdsprachendidaktik. Ein Studienbrief zum Fremdstudienprojekt „Fremdsprachen im Grundstudium“. Koblenz: Universitätsverlag Koblenz-Landau.

Nohl, Arnd-Michael (2007): Komparative Analyse als qualitative Forschungsstrategie. In: Straub, Jürgen/Weidemann, Arne/Weidemann, Doris (Hrsg.): *Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz*. Stuttgart/Weimar: Metzler, 391 – 403.

Rathje, Stefanie (2006): Interkulturelle Kompetenz – Zustand und Zukunft eines umstrittenen Konzepts. In: *Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachunterricht* 11, 3, 1–16. http://www.ulaberta.ca/-german/ejournal/Rathje1.htm.

Redder, Angelika (1984): *Modalverben im Unterrichtsdiskurs. Pragmatik der Modalverben am Beispiel eines institutionellen Diskurses*. Tübingen: Max Niemeyer. (Reihe Germanistische Linguistik; 54).

Spiegel, Carmen (2006): *Unterricht als Interaktion. Gesprächsanalytische Studien zum kommunikativen Spannungsfeld zwischen Lehrern, Schülern und Institution*. In: Online-Verlag zur Gesprächsforschung: www.verlag-gespraechsforschung.de/2006/spiegel.htm.

Stigler, James/Gallimore, Ronald/Hiebert, James (1999): *The TIMSS Videotape Classroom Study. Methods and findings from an exploratory research project on eight-grade mathematics instruction in Germany, Japan and the United States*. Washington: National Center for Education Statistics.

Stigler, James/Gallimore, Ronald/Hiebert, James (2000): Using video surveys to compare classrooms and teaching across cultures: examples and lessons from the TIMSS Video Studies. In: *Educational Psychologist*, 35, 2, 87–100.

Ten Thije, Jan D. (2002): Stufen des Verstehens bei der Interpretation von interkulturellen Diskursen. In: Kotthoff, Helga (Hrsg.): Kultur(en) im Gespräch. Tübingen: Günter Narr, 61–98.

Thomas, Alexander (2003): Interkulturelle Kompetenz – Grundlagen, Probleme und Konzepte. In: *Erwägen, Wissen, Ethik* 14, 1, 137–221.

Thomas, Alexander/Schenk, Eberhard (2001): *Beruflich in China. Trainingsprogramme für Manager, Fach- und Führungskräfte.* Göttingen: Vandenhoeck & Rupprecht. (Handlungskompetenz im Ausland).

Thum, Bernd (1985): Einleitung. In: Thum, Bernd (Hrsg.): *Gegenwart als kulturelles Erbe. Ein Beitrag der Germanistik zur Kulturwissenschaft deutschsprachiger Länder.* München: iudicium Verlag. (Publikationen der Gesellschaft für interkulturelle Germanistik, Bd. 2), XXXV.

Trautmann, Caroline (2004): *Argumentieren. Funktional-pragmatische Analysen praktischer und wissenschaftlicher Diskurse.* Frankfurt/M.: Peter Lang. (Arbeiten zur Sprachanalyse; 43).

Trautmann, Caroline (2006): Argumentieren im Seminar. In: Grundler, Elke/Vogt, Rüdiger (Hrsg.): *Argumentieren in Schule und Hochschule. Interdisziplinäre Studien.* Tübingen. (Stauffenberg Linguistik; Bd. 42), 107–121.

Vogt, Rüdiger (2002): *Im Deutschunterricht diskutieren. Zu Linguistik und Didaktik einer kommunikativen Praktik.* Tübingen: Niemeyer. (Reihe Germanistische Linguistik; 228).

Wiesmann, Bettina (2001): „Und was können wir jetzt draus machen?" – Studieren in einer diskursiv entwickelnden Lehr-Lern-Kultur. In: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 27, 251-274.

Wierlacher, Alois (2003): Interkulturelle Germanistik. Zu ihrer Geschichte und Theorie. Mit einer Forschungsbibliographie. In: Wierlacher, Alois/Bogner, Andrea (Hrsg.): *Handbuch interkulturelle Germanistik.* Stuttgart/Weimar: Metzler, 1–45.

Wierlacher, Alois (1996): Internationalität und Interkulturalität. Der kulturelle Pluralismus als Herausforderung der Literaturwissenschaft. Zur Theorie interkultureller Germanistik. In: Danneberg, Lutz/Vollhardt, Friedrich (Hrsg.): *Wie international ist die Literaturwissenschaft.* Stuttgart/Weimar: Metzler, 596.

Wiesmann, Bettina (1999): *Mündliche Kommunikation im Studium. Diskursanalysen von Lehrveranstaltungen und Konzeptualisierung der Sprachqualifizierung ausländischer Studienbewerber.* München: iudicium Verlag. (Studien Deutsch; 27).

Wimmer, Andreas (2007): *How (not) to think about ethnicity in immigrant societies: A boundary making perspective.* Working Paper No. 44. University of Oxford 2007. (ESRC Centre on Migration, Policy and Society).

Wimmer, Andreas/Glick Schiller, Nina (2002): Methodological nationalism and the study of migration: Beyond nation-state building. In: *International Migration Review* 37, 3, 576– 610.

Yang, Wei (1996a): Interkulturelle Interferenzen Chinesisch-Deutsch: Beispiele aus dem universitären Leben. In: Ambos, Erwin/Werner, Irene (Hrsg.): *Interkulturelle Dimensionen der Fremdsprachenkompetenz.* Bochum: AKS-Verlag. (Dokumentationen; 4), 488–497.

Yang, Wei (1996b): Interkulturelle Interferenzen Deutsch – Chinesisch – Deutsch. Am Beispiel des universitäten Lebens. In: *Muttersprache* 3, 263–271.

Zhu, Jianhua/Fluck, Hans-Rüdiger/Hoberg, Rudolf (Hrsg.) (2006): *Interkulturelle Kommunikation. Deutsch-Chinesisch. Kolloquium zu Ehren von Siegfried Grosse*, 25.11. – 27.11.2004, Shanghai. Frankfurt/M. u.a.: Peter Lang.

Die literarische Intelligenz in Ost und West seit 1945: Selbstbilder – Optionen – Entscheidungen

Wolfgang Emmerich, Bremen

> Wer bewahrt die Welt vor dieser Weltgefahr Nr.1: den Intellektuellen, die ihre Theorien entwerfen, das Bestehende verlästern, die Massen mit Utopien bezaubern und den Machthabern die moralischen Hemmungen wegeskamotieren – ohne die Kosten und Kehrseiten zu bedenken, ohne die Kosten am eigenen Leib tragen zu wollen?
>
> Helmut Gollwitzer (1952: 56)

Die literarische Intelligenz eines Landes oder Sprachraums bildet ein wichtiges Segment in der Gesamtheit der Intellektuellen. Insofern teilt sie die Schicksale – und damit auch die Irrwege – aller Intellektuellen. Wenn also im Folgenden von der literarischen Intelligenz in den beiden deutschen Staaten seit dem Kriegsende 1945 die Rede ist, muss zuvor ein wenig über den „Intellektuellen als solchen" nachgedacht werden, über seinen sozialen Ort, seine Selbstbilder, Rollen und Konzepte.

„Der Intellektuelle", im Singular wie im Plural, bezeichnet weder eine soziale Schicht noch eine Berufsgruppe. Vielmehr ist er ein durch und durch „diskursives Phänomen", das jeweils „aus den Elementen des Intellektuellen-Diskurses" in einer bestimmten historischen Situation „rekonstruiert werden muss" (Jäger 2000: 1). Was ein Intellektueller ist, ergibt sich aus den je vorgenommenen *Zuschreibungen* der ihm zukommenden oder nicht zukommenden „Sendung" oder „Bestimmung". Aus solchen Zuschreibungen resultiert nun freilich in der Regel auch eine *soziale Rolle*, die angenommen oder abgelehnt werden kann. Gleichwohl bleibt die *soziale Lage*, in der sich „die Intellektuellen" befinden, diffus. Sie gehören, über eine größere Zahl von Berufsgruppen verteilt, zur „sozial freischwebenden Intelligenz" (so die Charakterisierung zuerst von Alfred Weber, dann, differenzierter, von Karl Mannheim), einer „relativ klassenlosen, nicht allzufest gelagerten Schicht im sozialen Raum" (Mannheim 1929: 123). Diese merkwürdige Schwebelage sensibilisiert sie sozial und begünstigt ihre Distanz, den vielberufenen intellektuellen „Zweifel" als Korrespondenz zur sozialen „Gebrochenheit" (Greiffenhagen 1968: 33ff.).

Diese allgemeinen (wissens-)soziologischen Bemerkungen lassen sich sinnvoll mit einigen historisch konkreten Überlegungen zum Intellektuellenproblem verknüpfen. Mir scheint vordringlich wichtig zu sein, dass „der Intellektuelle" als eine Ausgeburt des Modernisierungsprozesses *par excellence* begriffen wird. Warum? Nun, er erfährt als erster die Pathologie der Moderne, spürbar vor allem als radikaler Entzug von Sinn und Heil, wie sie zuvor die (christliche) Religion garantiert hatte. In dieser Situation tritt der moderne Intellektuelle als derjenige auf, der neuen Sinn weiß und neues Heil verspricht. Die diskursiv generierte Figur des modernen Intellektuellen als des Sprechers im Namen universeller Werte, als des „Gewissens" (wahlweise der Nation, der Klasse, der Demokratie, der Menschheit usf.), des Sachwalters von „meinungs- und glaubenshaften Letztwerten" (Schelsky 1975: 106, 94), der zuständig ist für die symbolische Ordnung der Dinge, tritt nicht zufällig gleichzeitig mit dem Verfall der Religiosität in der abendländischen Moderne im Zeichen durchgreifender Entzauberung, Rationalisierung und Säkularisierung auf. Moderne Intellektuelle, in der Regel freigestellt von unmittelbar zwanghaften Lebens- und Arbeitsverhältnissen und mit dem Privileg tendenziell unbehinderten, bestehende Grenzen überschreitenden Nachdenkens ausgestattet, sind gleichzeitig der Gefahr ausgesetzt, den Weltzustand der zivilisatorischen Moderne in seiner ganzen Heillosigkeit ungeschönt wahrnehmen und durchdenken zu müssen.

Doch die menschliche Psyche ist nicht so beschaffen, dass sie dieser Erfahrung ohne weiteres standhält. Vielmehr sucht der Intellektuelle mit immer wieder verfeinerten und anspruchsvolleren Argumenten seiner Lebensführung wie seinem Lebenslauf einen durchgehenden „Sinn" zu verleihen, sich als mit sich selbst, mit der Menschheit und mit dem Weltlauf in Übereinstimmung befindlich festzustellen. Er trachtet, als der dem Priester nachfolgende konstitutionelle Sinnsucher, diese Entzugserfahrung zu kompensieren und wird zum Sinnstifter und Heilslehrer auf der kalten, wüsten, von Gott verlassenen Stätte, der im Extremfall „die Heils-

herrschaft über alle Wirklichkeit" (ein Wort von Karl Löwith) beansprucht.[1] Sehr verschiedene Philosophen, (Wissens-) Soziologen und Historiker von Karl Mannheim und Karl Löwith bis zu Jean-François Lyotard und François Furet haben diese folgenschweren Vorgänge so verständnisvoll wie kritisch beschrieben. Mannheim zeigte in *Ideologie und Utopie* (1929) als erster, wie in der sozialistisch-kommunistischen Utopie die alte chiliastische Erwartung des Himmelreichs auf Erden erneuert und, mit dem Versprechen eines baldigen Untergangs des Kapitalismus, in die nahe Zukunft verlegt wird. Freilich, so Mannheim, versäumt das marxistische Denken, sein gegen alle anderen Denkweisen als Ideologien gerichtetes kritisches Enthüllungsverfahren, „diese seinsrelativierende Methode" (Mannheim 1929: 215), auch gegen sich selbst, gegen „die eigene Hypostasierung und Verabsolutierung" zu wenden. Vielmehr ermächtigt die kommunistische Utopie ihre eigenen Ideen von einem Reich der Freiheit und Gleichheit zur materiellen Gewalt, deren Durchsetzung nicht aufzuhalten sei. *Ideen* wird in solchem Denken ein so fragloser Realitätsstatus zugesprochen, eine die soziale Wirklichkeit gesetzmäßig und unaufhaltsam steuernde Macht, so dass man nicht zufällig an den in früheren Epochen dominanten Status religiöser Glaubensinhalte und speziell deren Zukunftsprojektionen erinnert ist.

Ebendiesen Zusammenhang hat Karl Löwith in seinem großartigen Buch *Weltgeschichte und Heilsgeschehen* so materialreich wie überzeugend aufgewiesen: Die großen geschichtsphilosophischen Entwürfe der Neuzeit, und speziell die marxistischen, sind „ganz und gar abhängig von der Theologie, das heißt von der theologischen Ausdeutung der Geschichte als eines Heilsgeschehens." Sie stehen im Bann einer 'Macht der Erinnerung' an religiöse Letztsinngebung, und es zeigt sich, dass diese Macht, diese Sehnsucht stärker ist als der moderne Impuls der Entzauberung und Ernüchterung. Die Erfinder der großen geschichtsphilosophischen Entwürfe säkularisieren ihr eschatologisches Vorbild durchgreifend, stellen nach dem „Leitfaden eines Prinzips" zwischen allen historischen Einzelereignissen einen Zusammenhang her und beziehen sie solchermaßen auf einen „letzten Sinn" (Löwith 1990: 11). Hier schon deutet sich an, was in meinem Zusammenhang „selektives Gedächtnis" bedeuten kann: Moderne Intellektuelle haben sich als Meister darin erwiesen, komplexe und widersprüchliche, ja chaotische geschichtliche und kulturelle Überlieferungen so (selektiv, aussondernd, kappend – und neu montierend, verbindend) zu ordnen, dass sie als sinnhaft und bedeutend erscheinen mussten. Mittels einer solchen Deutung des Geschichtsprozesses als „Singgebung des Sinnlosen", mit Theodor Lessing zu sprechen,[2] gehört zumal die marxistische Sinnstiftung namens Kommunismus mit ihrem „theologischen Glutkern" (Ernst Bloch) allemal zu den „verkappten Religionen" (Carl Christian Bry 1925), wie sie seit der Jahrhundertwende in Europa in vielen Arten blühten.

[1] Karl Löwith (1990), S. 11. Vgl. dazu Emmerich (1994).

[2] Vgl. den Titel von Theodor Lessings einflussreichem Buch *Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen* (1916).

Es erscheint mir eminent wichtig, den hier angedeuteten Zusammenhang zwischen der Entstehung des modernen Intellektuellen und der radikalen Sinnkrise der abendländischen Zivilisation, die den „Hunger nach Sinn" gewaltig anwachsen ließ, bei allen Untersuchungen zu den Selbstbildern, Selbstbegründungsmythen und Rollen der Intellektuellen im Auge zu behalten. Entscheidend ist ja, dass das ideologische Schwärmen, das das ältere religiöse Schwärmen ablöste, nicht bei sich selbst stehen blieb. Vielmehr steckte in den neuen politischen Mythologien eine Kraft, die unweigerlich zur Praxis drängte: zur, um es gleich zu pointieren, totalitären Ideokratie, in der die Ideen tatsächlich zur materiellen, ja: blutigen Gewalt wurden. Schon die „Ideen von 1914", also die radikal chauvinistischen, militant gewalttätigen Visionen deutscher Intellektueller – Schriftsteller, Philosophen, Historiker, Sozialwissenschaftler, Literaturwissenschaftler usw. (die meisten von ihnen wohlbestallte Professoren) – zeigen ein erstes Mal, welch grauenhafte Beiträge Intellektuelle als Herrscher über die symbolisch-kulturelle Ordnung, als selbsternanntes „Gewissen der Nation" zur blutigen Realgeschichte leisten können.[3] Doch erst das Zeitalter der totalitären Regime von 1917/18 bis 1945 resp. 1989/90, das ohne die großen Systemutopien, die totalisierenden Metaerzählungen aus der Feder von Intellektuellen so nicht möglich gewesen wäre, hat auf erschreckende Weise deutlich gemacht, wie weit der „Verrat der Intellektuellen"[4] gehen kann (ich verwende Julien Bendas Topos von 1927 hier ausdrücklich nicht in seinem Sinne!). Dies gilt bekanntlich sowohl für die Liaison mit rechten wie mit linken Versionen des Totalitarismus.

„Der Intellektuelle" ist, so sagte ich, eine Ausgeburt des Modernisierungsprozesses. Gleichzeitig aber ist „Intellektualismus", mit Hauke Brunkhorst (2000: 91) als „elitäres Selbstverständnis der Denker und Dichter" gefasst, ein sehr altes Phänomen, das sich vor allem auf Platon zurückführen lässt. Auf diesen geht die Vorstellung vom Philosophen als politischem Führer, mindestens aber als Berater und Fürstenerzieher zurück, und damit auch die antidemokratische, gegenüber den Massen verächtliche Auffassung von „Wissen" und „Geist" als einem Privileg der Wenigen. Der Intellektuelle in dieser platonischen Tradition hat sich, in der Negation des gegebenen falschen Lebens, einen fernen, abgehobenen, gottähnlichen Standort gewählt, von dem aus er, vermeintlich im Besitz der Wahrheit (auch wenn diese nicht mehr metaphysisch verstanden wird), in die schlecht verfasste Gesellschaft hineinspricht. Jean-Paul Sartre, der vielleicht charakteristischste moderne Intellektuelle überhaupt, hat, mit Bezug auf Emile Zolas berühmtes „J'accuse" in der Dreyfus-Affäre von 1898, den Intellektuellen definiert als jemanden, „der sich in Dinge einmischt, die ihn nichts angehen",[5] der gezielt die ihm zugewiesene Kompetenz, z.B. als Dichter oder Atomphysiker, überschreitet und sein Renom-

---

[3] Vgl. neben der umfangreichen älteren Literatur neuerdings Mommsen (1996).

[4] Vgl. Benda (1927). Eine auszugsweise deutsche Übersetzung erschien erst 1948 unter dem Titel *Der Verrat der Geistigen* in der *Literarischen Revue* 3, 1948.

[5] Jean-Paul Sartre: in einem 1965 in Tokio und Kyoto gehaltenen Vortrag. Zitiert nach Brunkhorst 2000: 94.

mée missbraucht – so, wie Zola in ein Verfahren der französischen Militärgerichtsbarkeit eingriff, ohne Jurist oder Militär zu sein. Das berühmte Beispiel zeigt etwas für die Irrtumsgeschichte der Intellektuellen, um die es mir hier nicht zuletzt geht, Bedeutsames: dass sie erst an jener historischen Schwelle auftreten konnten, als sich im Schoß der traditionellen Gesellschaft autonome Wertsphären im Sinne Max Webers – neben der Religion sind das Staat und Politik, Recht, Wissenschaft und Kunst – ausgebildet hatten, die ihrerseits weitgehend auf einen über die jeweilige Wertsphäre hinausgehenden Geltungsanspruch verzichteten. „Die Tugend“, so sagt Brunkhorst (2000: 95), „muss aus Recht und Politik verschwinden, der Zensor muss arbeitslos, das Kreuz in die Kirche zurückgestellt werden, damit der öffentlich ungebundene Intellektuelle sich zum ungebetenen Wächter republikanischer Tugend aufschwingen kann.“ Ein freier – ein moralfreier – Raum ist entstanden, den die Intellektuellen besetzen – und dies umso heikler, irrtumsanfälliger, je mehr der moralische Anspruch ihrer Kritik, aller Pragmatik feind, auf ein weltliches Eschaton, eine politische Heilsvorstellung gegründet ist.

Ich sehe die Aporien und das Scheitern der meisten Handlungskonzepte der deutschen literarischen Intelligenz im 20. Jahrhundert, so auch noch nach 1945, in der Fixierung auf zwei eng aufeinander bezogene prekäre Leitideen verankert. Diese sind, erstens, die *Vorstellung von der irdischen Geschichte als Heilsgeschichte*, und zweitens, die Sehnsucht nach dem *Entwurf eines „neuen Menschen“*, der die Webefehler der alten Gattung hinter sich lässt und irgendein Himmelreich auf Erden bevölkert; anders gesagt, es geht um die Transformation des Gedankens von jenseitsorientierter Heilsgeschichte auf ein diesseitiges, *anthropologisches Eschaton* hin – nur konsequent in einem Zeitalter, genannt Moderne, das sich von allen transzendentalen, im engeren Sinne religiösen Bezügen weit entfernt hat. Die gewaltsame Erschaffung eines „neuen Menschen“ ohne Rücksicht auf Verluste, das kennen wir mittlerweile in verschiedenen Spielarten: als Stalinismus, unter dem das kommunistische Heilsversprechen eines Reichs Gottes ohne Gott zum Albtraum wurde; als NS-Faschismus, der den „neuen Menschen“ bereits in Gestalt der „arischen Rasse“ gesichtet hatte (und im Umkehrschluss alle nichtarischen Menschen für lebensunwert erklärte) und als hemmungslose Anthropotechnik dieser Tage, die wesentliche Merkmale der Gattung *Homo sapiens* nicht nur verändern will, sondern auch kann. Dazu komme ich kurz am Ende meiner Überlegungen.

Wenn wir uns im folgenden den Strategien und Aporien des Engagements von deutschen Intellektuellen seit 1945 zuwenden, so muss man sich bewusst halten, dass vier, fünf wichtige Jahrzehnte der Geschichte des modernen Intellektuellen – mit fast allen denkbaren diskursiven Zuschreibungen – bereits absolviert und auch realisiert sind, auch in Deutschland. Es gab den Typus des Intellektuellen als Sprecher für universelle Werte (Gerechtigkeit, Wahrheit, Vernunft), der als Moralist, wie Emile Zola, das Lebensrecht des Einzelnen gegen einen diskriminierenden Machtapparat einklagte. Ich nenne Carl von Ossietzky als eindrucksvolles, glaubwürdiges deutsches Beispiel. Es gab inzwischen aber auch zuhauf den *„partikularen“ Intellektuellen*, wenn ich ihn so nennen darf, der im Namen einer einsinnigen Natio-

nal-, Rassen- oder Klassenidentität auftrat und als Ideologe einer säkularisierten Heilslehre mit einem totalitären Regime gemeinsame Sache machte; der also an die Kompatibilität von Geist und Macht glaubte oder sie opportunistisch praktizierte. Nazideutschland hat genügend Beispiele hervorgebracht. Martin Heidegger, Carl Schmitt und Gottfried Benn (wenn auch nur für ein reichliches Jahr) sind die berühmtesten. Doch auch linke Intellektuelle, und unter ihnen viele Schriftsteller, die als Parteikommunisten (oder „Kommunisten ohne Parteibuch") agierten, sind höchst problematische Partikularintellektuelle, selbst dann, wenn sie an die Universalität der von ihnen vertretenen Werte glaubten. Ich erinnere, nur wenig beachtet, an Heinrich Manns emphatische Feier der Moskauer Schauprozesse 1936ff. ob ihrer „reinigenden, entsündigenden Kraft" und an sein Loblied auf den „Intellektuellen Stalin" (1947: 34, 121).

Doch nun endlich zur Entwicklung nach 1945.[6] Es kennzeichnet die Situation nach Kriegsende, zumal in den Westzonen, dass kein allgemeines Interesse an der Frage bestand, welcherart, nach den durchlebten schlimmen Erfahrungen, die öffentliche Funktion von Intellektuellen sein könne. Weltkrieg und Naziterror hatten nicht nur unermessliche physische Verwüstungen angerichtet, sondern auch moralische. Die Situation des „Nullpunkts" nicht nur als „Zusammenbruch", sondern als „Befreiung" von einem Terrorregime und damit als Chance zu einer durchgreifenden mentalen und politischen Umwälzung zu begreifen, vermochten nur sehr wenige nichtexilierte Angehörige der Intelligenzschicht, und damit waren sie repräsentativ für die Gesamtbevölkerung. In der ersten Nachkriegszeit hatten die ausgebombten, vertriebenen, hungernden, arbeits- und mittellosen Menschen verständlicherweise vor allem mit dem täglichen Leben, dem Überleben zu tun. Aber auch in der Folgezeit, und gerade in den ersten Jahren Bundesrepublik, gab es kaum die Bereitschaft, sich rückhaltlos (selbst-)kritisch mit der Nazivergangenheit und möglichen eigenen Verstrickungen in die ungeheuerlichen Verbrechen, und sei es durch Unterlassung und Hinnahme, zu beschäftigen. Vielmehr erfolgte ein, wie Ulrich Herbert gezeigt hat, „gesellschaftspolitisches Rollback", zu dem es gehörte, die alliierte Entnazifizierungspolitik als infame Siegerjustiz zu qualifizieren oder zumindest doch die NS-Vergangenheit durch Kriegsverbrecherprozesse, Spruchgerichte, Internierungslager und absolvierte Entnazifizierung als endgültig gesühnt und abgeschlossen anzusehen, „wobei die offensichtlichen Ungerechtigkeiten vor allem des Entnazifizierungsverfahrens als Beleg für die Verfehltheit des gesamten Unterfangens dienten und das dabei begangene „Unrecht" mit den Verbrechen des Nationalsozialismus gewissermaßen verrechnet werden konnte" (Herbert 1997).

---

[6] Vgl., neben vielen anderen Untersuchungen, vor allem den Sammelband aus dem Jahr 2000 *Schriftsteller als Intellektuelle. Politik und Literatur im Kalten Krieg*, der auf ein DFG-Symposion vom Oktober 1996 in Berlin zurückgeht, und hier insbes. den Einleitungsaufsatz von Georg Jäger (2000). Meine hier vorgetragenen Überlegungen gehen, was den Teil zur DDR angeht, u.a. auf den dort abgedruckten Aufsatz Emmerich (2000) zurück.

Natürlich hätten die bedeutenden Schriftsteller und Intellektuellen, die ins Exil gegangen waren, eine Schlüsselrolle spielen können bei der anstehenden „sanitären Aufgabe [...] nach dem Ende des Faschismus", nämlich der „ideologischen Müllabfuhr", mit Enzensberger zu sprechen (1988: 238). Doch die meisten von ihnen kamen bekanntlich nicht zurück ins Nachkriegswestdeutschland. Das gilt für die Schriftsteller ebenso wie für die Wissenschaftler. Gerade in den entscheidenden ersten vier, fünf Jahren nach dem Ende des NS-Regimes fand also die politisch-intellektuelle Neuorientierung in einem Vakuum statt – mit der Konsequenz, dass, was geistige Orientierung angeht, weit hinter die Nazizeit auf vermeintlich unbefleckt gebliebene Kulturtraditionen zurückgegriffen wurde. Ebendieser Rückgriff wurde zum ersten dominanten Selbstbegründungsmythos von Schriftstellern und anderen Intellektuellen im Nachkriegs-Westdeutschland. Von ihm spricht Theodor W. Adorno in seinem Aufsatz „Auferstehung der Kultur in Deutschland?" von 1950 in erhellender Weise. Statt der, so schreibt er, erwarteten „Stumpfheit, Unbildung, zynischem Mißtrauen gegen jegliches Geistige" fand er nach seiner Rückkehr aus den USA 1949 zumal an der Universität eine starke „Beziehung zu geistigen Dingen", ja sogar „intellektuelle Leidenschaft" vor (Adorno 1971: 20f.). Doch Adorno erkannte rasch den Pferdefuß dieses kulturellen Enthusiasmus: „Der Umgang mit Kultur im Nachkriegsdeutschland hat etwas von dem gefährlichen und zweideutigen Trost der Geborgenheit im Provinziellen. [...] Bildung heute hat nicht zum geringsten die Funktion, das geschehene Grauen und die eigene Verantwortung vergessen zu machen und zu verdrängen. Als isolierter Daseinsbereich, bar einer genauen Beziehung zur gesellschaftlichen Wirklichkeit, taugt Kultur dazu, den Rückfall in die Barbarei zu vertuschen" (23 und 28). Ebendas war die Signatur einer „vernebelnden Entrückungsliteratur" der Älteren Bergengruen, Carossa, R. A. Schröder wie der Jüngeren Hermann Kasack oder Erhart Kästner, die „Kultur inszenierten", um die noch immer anwesende „Wirklichkeit des Faschismus an die Wand zu spielen" (Manthey 1977: 13). Nicht zu unterschätzen ist auch die zunächst heimliche, seit 1949 (nach Aufhebung des Publikationsverbots) auch wieder öffentliche Vorbildrolle von Ernst Jünger, dessen ästhetisierend-elitäre Texte aus der Zeit des Dritten Reiches, vor allem *Auf den Marmorklippen* und *Strahlungen*, gerade bei denen Anklang fanden, die sich in ähnlicher Weise zurückgezogen und stillgehalten hatten.

Doch gab es nicht auch, und dies schon unmittelbar seit Kriegsende, die Initiatoren der Zeitschrift *Der Ruf. Unabhängige Blätter der jungen Generation*, Alfred Andersch und Hans Werner Richter und ähnliche Verwandte im Geiste, die mit großem Ernst über eine sozialpolitisch radikale Neuformierung Deutschlands nachdachten und dabei unter anderem Orientierung in der französischen Widerstandsbewegung und der Philosophie des Existentialismus (also Sartres und Camus') suchten? Und hat nicht die wenig später vor allem von Richter initiierte Gruppe 47 zu Recht den Nimbus von Fortschrittlichkeit, praktizierter Demokratie und europäischer statt eng nationaler Orientierung? Ist diese junge literarische Intelligenz nicht durch Gütesiegel wie Antifaschismus, Realismus und neue, nüchterne Spra-

che legitimiert? Leider, so muss man sagen, ist dieser Nimbus mittlerweile gutenteils als politische Legende in unseren Köpfen bloßgestellt. Das ist vor allem Klaus Briegleb zu verdanken, auf dessen umfassende Recherchen ich mich hier beziehe. Sie offenbaren eine merkwürdige intellektuelle und literarische Selbstbegründung dieses neuen Jungen Deutschland, die eklatant mythische Züge trägt. Besonders fatal war die ideologische Ausstattung der sehr eigentümlichen „kollektiven Kriegserzählung" (Briegleb 1996: 128), mit der man sich vor sich selbst und gegenüber der Öffentlichkeit legitimierte. Man hatte, so wurde behauptet, selbstverständlich gegenüber den Nazis „keine Konzessionen gemacht", keinen „Demütigungen nachgegeben" und dergestalt „das Dritte Reich überstanden" (so Hans Werner Richter 1986: 44). „Die Junge Generation stand", so Alfred Andersch, „für eine falsche Sache. Aber sie stand" (in: Neunzig 1976: 24). Klaus Briegleb spricht an dieser Stelle treffend vom „Phantasma einer phallischen Wir-Erzeugung" (1996: 133), wie wir denn bei den *Ruf*-Leuten und dem Kern der Gruppe 47 generell in die geheimnisvolle Welt eines verschworenen Männerbundes mit entsprechenden „Männerphantasien" eintreten, die sich immer noch ihrer „erstaunlichen Waffentaten" rühmen, das Wort „fanatisch" fraglos positiv verwenden (Andersch in Neunzig 1976: 21) und unterm Strich den Weltkrieg als die Gelegenheit einer beispiellosen kollektiven Läuterung bewerten.

Der nazistische Massenmord an den Juden, dem kein moralisches Läuterungspathos, keine tröstende Sinngebung und auch kein künstlerisches Narrativ je entsprechen konnte, musste in dieser „kollektiven Kriegserzählung" eine Leerstelle sein und bleiben. Und er blieb es nicht nur in der Gruppe 47, sondern insgesamt in der westdeutschen Gesellschaft der fünfziger und frühen sechziger Jahre. Zwölf Jahre Mittäter- oder doch wenigstens Mitläufertum, Wegschauen und Nicht-Wissen-Wollen der meisten, ein stillschweigender antisemitischen Konsens der Mehrheit der Deutschen erwiesen sich als weitgehend unzugänglich für eine Bearbeitung in öffentlichen Diskursen, aber ebenso für eine Besprechung in familialen Kontexten. Das vielstrapazierte Wort von der „Unfähigkeit zu trauern": für diesen Zeitraum ist es doch allemal zutreffend.

Dieser mentalen Erbschaft, die nicht vergehen wollte, entsprachen wichtige Entscheidungen auf der politischen Ebene, vor allem das Entnazifizierungsgesetz von 1951, durch das Rechtsprechung, Verwaltung und Bildung noch für zwei Jahrzehnte Bundesrepublik in den Händen der alten Eliten blieben, was die Nazivergangenheit beschwichtigen und verdrängen half. Dass diese Art „Vergangenheitspolitik" (Norbert Frei) der politischen Amnestierung und sozialen Reintegration der Mitläufer möglicherweise unvermeidlich war, steht hier nicht zur Debatte (vgl. Frei 1996). Hier geht es nur um die Erinnerung daran, wie zählebig der Nationalsozialismus in den Köpfen wie in den staatlichen Institutionen war.

Alfred Andersch hat rückblickend einmal von den Nachkriegsjahren als der „Ära unserer demokratischen Illusionen" (1979: 86) gesprochen, die im Zuge der staatlichen Teilung und der Integration der beiden deutschen Teilstaaten in die Militärblöcke der Großmächte von einem behäbig-konservativen, wo nicht reakti-

onären, die NS-Vergangenheit schlicht ignorierenden *juste milieu* abgelöst wurde, in dem kritische Intellektuelle nur noch Einzelgänger und Außenseiter – eben: Nonkonformisten – sein konnten. Erst die Protestbewegung der 68er – auch sie noch ein Stück „Nachgeschichte des Nationalsozialismus“ (Frei 2001) – sollte hier eine qualitative Veränderung bringen. Gerade im Zusammenhang mit der seit einigen Monaten in Deutschland virulenten Debatte erlaube ich mir zwei Anmerkungen zu den 68ern.

Zum einen bedeutet *1968* tatsächlich (daran können auch die wiederholten Dementis Kurt Sontheimers nichts ändern) eine im Kontext einer veränderten Generationenkonstellation möglich gewordene „ertrotzte Aufklärung“, eine radikal kritische ‘Besprechung’ der Verstrickungen der eigenen Väter in das NS-Regime, nicht zuletzt im Raum der Wissenschaft, an den ohne viel Gegenwehr braun gewordenen Universitäten. Die gemeinsame ideologische und moralische Basis *aller* 68er, von Reformsozialisten bis zu den späteren Terroristen der Roten-Armee-Fraktion, so hat selbst Karl-Heinz Bohrer festgestellt, „lag im Hass gegen die Mentalität der Blockwarte, die sich unter anderem ja noch immer an der Reaktion der westdeutschen Bevölkerung, dem Frankfurter und Berliner Kleinbürgertum gegenüber den 68ern zu Wort meldete.“ Das Neue und Gemeinsame lag aber auch in der, so Bohrer weiter, „endlich erlangten Fähigkeit, über die Opfer des ‘Dritten Reiches’ zu trauern“ (Bohrer 2001).

Im Schoß der 68er Bewegung wuchs freilich noch ein zweites, das mit der Radikalkritik am Sündenfall der eigenen Väter und Mütter im Nationalsozialismus eng verknüpft war, nämlich die Sehnsucht nach der „ganz anderen“ neuen Gesellschaftsordnung, in der der „neue Mensch“ sich jenseits von nazistischer Mordgesinnung, aber auch jenseits von altbürgerlichen Tugenden und der dazugehörigen Kultur und Kunst, wunderbar entfalten würde. Radikalsozialistische, teilweise auch maoistische und stalinistische Konzepte stifteten das Leitbild für solche Visionen. Und nicht wenige westdeutsche Schriftsteller, allen voran Hans Magnus Enzensberger, wie auch angehende junge Wissenschaftler an den Universitäten teilten ausgangs der sechziger und zu Beginn der siebziger Jahre diese Faszination und gebrauchten die längst adaptierte Intellektuellenrolle, um im Sinne dieser Visionen hemmungslos Heilswissen zu propagieren. Ich erinnere nur an Enzensbergers kubanischen Enthusiasmus. Nur wenige Jahre später erkannten die Klügeren unter diesen Autoren wie auch unter den Akademiker-Intellektuellen das Aporetische ihres politischen Projekts und verabschiedeten sich von ihm mit mehr oder weniger Katzenjammer.

1950 hatte Carl Schmitt in seiner Rezension von Karl Löwiths großem Buch *Weltgeschichte als Heilsgeschehen* die linken Geschichtsphilosophien eschatologischer Provenienz bilanziert als „Sinn-Setzungen für Groß-Planungen, die von Menschen über andere Menschen verhängt werden, Sinn-Setzungen, die folgerichtig selbst wieder Bestandteil von Groß-Planungen sind“ (1950: 928). Was auch immer sonst von Schmitt zu halten ist – hier hat er den Nagel auf den Kopf getroffen. Mehrere der Fraktionierungen, die aus der 68er Bewegung hervorgingen, „verhängten“ aus

monströsen Allmachtsphantasien, aus einem angemaßten gottgleichen Standpunkt heraus solche „Sinn-Setzungen“ als Bestandteil von „Groß-Planungen“ über Menschen – im Extremfall, d.h. bei der RAF, ohne Rücksicht auf Verluste.

Die bundesdeutsche Geschichte der siebziger und achtziger Jahre, auch die der Schriftsteller-Intellektuellen als Teil von ihr, ist eine Geschichte der konsequenten Entfernung von solchen „Sinn-Setzungen durch Groß-Planungen“, hin zu einer eher pragmatischen, gebremsten Wahrnehmung der klassischen Intellektuellenrolle; in letzter Konsequenz: bis zum völligen Verzicht auf sie. Das hatte, stets klüger und schneller als andere, Hans Magnus Enzensberger schon 1987 erkannt: „Eine Person wie Heinrich Böll war ja kein historischer Zufall. Böll war die Gegenfigur zu Konrad Adenauer. Die Gesellschaft hat damals solche Erscheinungen benötigt und hervorgebracht: Autorität und Gegen-Autorität. Dass solche Figuren heute nicht mehr vorhanden sind, muss nicht unbedingt an Talentmangel liegen oder Charakterlosigkeit. Vielleicht liegt es daran, dass sie in gewisser Weise überflüssig geworden sind. Ich glaube, es ist eine Vergesellschaftung solcher Rollen eingetreten. Wir haben Heinrich Böll verloren. Aber dafür haben wir Amnesty und Greenpeace“ (1988: 238f.).

Die Geschichte des politischen Engagements und seiner Aporien bei den Schriftsteller-Intellektuellen aus der DDR ist bekanntlich eine ziemlich andere als die ihrer westdeutschen Kollegen. Ich will sie hier nur kurz resümieren.

Herfried Münkler hat in einem lesenswerten Aufsatz von 1996 über „Politische Mythen der DDR“ überzeugend dargelegt, dass die junge Bundesrepublik, trotz Beihilfe der Westalliierten in Sachen *reeducation* und Demokratisierung, im Grunde keinen genuin politischen, ideellen Gründungsmythos hatte. Wenn sie einen hatte, so war er wirtschaftlicher Provenienz, denn, so Münkler, „die Identifikation der Bürger mit ihrer Gemeinschaft wurde gestiftet über die Narrationen und Symbolisierungen der Währungsreform und des anschließenden Wirtschaftswunders“ (1997: 131). Diese Ereignisse und „das Wunder von Bern“ (der Gewinn der Fußball-Weltmeisterschaft 1954) legten den Grund für das neue westdeutsche Selbstverständnis – und keine wie immer geartete kulturelle resp. ideologische „Gründung“.

Wie anders die junge DDR, die den *Antifaschismus* zu ihrem Gründungsmythos *par excellence* machte und ihre eigene Existenz an den antifaschistischen Widerstand „ansippte“, wie Münkler spitz, aber treffend formuliert (1997: 130). Bei diesem Prozess der kulturellen und moralischen – wohlbemerkt: mythischen – „Gründung“ bzw. „Ansippung“ spielen die Schriftsteller-Intellektuellen zweier Generationen eine ganz entscheidende Rolle. Es sind zunächst diejenigen, die, zumeist als Kommunisten, ins Exil gegangen waren und nunmehr, nach 1945, die Sowjetische Besatzungszone bzw. die junge DDR als neuen Lebensort und damit auch als Zentrum ihres literarischen und politischen Wirkens wählten. Die Namen, von Johannes R. Becher und Bertolt Brecht bis zu Anna Seghers und Arnold Zweig, sind wohlbekannt. Das Wissen über die Repressionen des Stalinismus (in einigen Fällen sogar eigene Erfahrungen mit ihm) hielten diese Schriftsteller nicht davon

ab, sich im sowjetisch besetzten Teil Deutschlands niederzulassen. Der Hass auf die Nazis und deren Verbrechen an den eigenen Leuten saß tief, hinzu kam wachsende Skepsis gegenüber der westdeutschen Entwicklung im Bündnis mit der kapitalistischen Führungsmacht USA. Doch den Ausschlag gab vermutlich die Versuchung, endlich einmal in einem deutschen Staat leben zu können, der auf der „richtigen" Seite, nämlich der der Humanität, des Fortschritts und der sozialen Gerechtigkeit, zu stehen schien und zudem der Kultur und den Künsten einen hohen Stellenwert zumaß. Vielleicht noch wichtiger war das Empfinden, der Geschichte in der eigenen Lebenszeit bisher überwiegend Opfer gebracht, über ein Jahrzehnt und länger als Verfolgte, Exilierte und Eingekerkerte entsagt und gelitten zu haben – und sich damit ein Lebensrecht auf, jetzt endlich, Identifikation mit dem Gang der Geschichte, auf Dafürsein erworben zu haben, mochten die Mängel des jungen demokratischen und bald sozialistischen Staatswesens auch erheblich sein.

Völlig anders, und von der Ausgangsbasis her vergleichbar den Generationsgenossen in den Westzonen, war die Nachkriegssituation für die zweite Generation, die in den zwanziger Jahren Geborenen. Eine große Zahl von ihnen band sich – für nachträgliche Beobachter zunächst überraschend – freiwillig, gläubig und affirmativ an das neue antifaschistisch-sozialistische Staatswesen – und fesselte sich damit selbst mit noch nicht absehbaren Folgen. Es sind jene jungen Autoren, die das NS-Regime und den Krieg als junge Männer und Frauen, oft noch als Kinder, als Soldaten, SA-Leute, Hitlerjungen und BdM-Mädel erlebt hatten, in der Regel als naiv Begeisterte oder als Mitläufer. Ich nenne stellvertretend die Namen Erwin Strittmatter, Franz Fühmann, Hermann Kant, Günter de Bruyn, Erich Loest, Christa Wolf, Heiner Müller, Dieter Noll und Erik Neutsch. Ihre Bekehrung erfuhren sie, sofern sie Soldaten gewesen waren, häufig in der Kriegsgefangenschaft oder dann zu Hause. Die Regel ist, dass ein Glaube, ein „totales" Weltbild durch einen neuen Glauben, ein neues totalisierendes, geschlossenes und eschatologisch ausgerichtetes Weltbild ersetzt wurde, das des Marxismus.

Bemerkenswert und folgenreich ist der psychologische Mechanismus, der diesem Vorgang zugrunde liegt. Am Anfang standen Verstörung, Scham, Erschütterung, Schuldbewusstsein auf Seiten der ehemaligen Mitläufer des Nationalsozialismus – und ihnen gegenüber eine Sozialistische Einheitspartei (an ihrer Spitze antifaschistische Widerstandskämpfer und Exilierte, legitimiert durch entbehrungsreiche KZ- und Zuchthausaufenthalte oder den Verlust der Heimat), die die versöhnende Hand ausstreckte, Absolution erteilte und die „Überläufer" gleich noch handstreichartig zu „Siegern der Geschichte" erklärte. Am (vorläufigen) Ende dieses Prozesses stand die freiwillig-unfreiwillige Selbstbindung des reuigen Sünders an den Anti-Faschismus als das Gegenteil dessen, dem er einst verfallen war: dem Faschismus, der auch Auschwitz hervorgebracht hat. In diesem Kontext ist Franz Fühmanns vielzitiertes Wort „ich bin über Auschwitz in die andere Gesellschaftsordnung gekommen" (1979: 478) zu verstehen – und es gilt für fast alle Autoren dieser Generation. So promovierte der Antifaschismus, und auf seinem Rücken der Sozialismus gleich mit, automatisch zum *Humanum* schlechthin, das

zudem – nachdem die eine, die nazistische gerade in sich zusammengestürzt war – eine neue heilsgeschichtliche Perspektive auf Erden eröffnete. Der Antifaschismus wurde zum Selbstbegründungsmythos nicht nur der alten Garde exilierter Intellektueller, sondern paradoxerweise auch zur fiktiv-mythischen Legitimation der jungen Intellektuellen, die in der Regel gerade keine Nazigegner gewesen waren, sondern sich nach einem Damaskus-ähnlichen Akt der Umkehr an diesen mythischen Ort stellten. „Politische Traditionslinien jenseits der Entgegensetzung von Faschismus und seinem behaupteten Gegenteil treten damit erst gar nicht in den Blick", so hat Dan Diner treffend festgestellt (1995: 102). Damit wurde das großzügig bereitgestellte Identifikationsangebot „Antifaschismus" aber auch zur „Loyalitätsfalle" (ich übernehme den hilfreichen Ausdruck von Annette Simon, 1993, der Tochter von Christa und Gerhard Wolf), der schwer wieder zu entkommen war. Denn wer das DDR-Regime unbeschönigt beschreiben wollte (z.B. als Schriftsteller), wie es wirklich war, oder gar entsprechend seinen kritischen Einsichten handeln wollte, der verließ automatisch den antifaschistischen Grundkonsens, nach dem Antifaschist-Sein und ein guter DDR-Bürger-Sein miteinander identisch waren und umgekehrt. Daraus entstand jene intime, kindliche, familiäre Loyalität der vom sozialistischen Übervater in Gnaden angenommenen gefallenen Kinder, die für lange Jahre die Texte dieser Autoren der zweiten Generation durchzieht und ihr Selbstverständnis und Handeln als „Intellektuelle" prägt. Was bei diesen Intellektuellen in der DDR, und zumal bei denen aus der zweiten Generation, freiwillig und was gezwungen, was gläubig und was notgedrungen getan wurde, ist im Nachhinein häufig kaum zu unterscheiden. Die von der SED-Führung durchaus geschickt vollzogene „Engführung des Politischen" (Diner 1995: 95) grenzte die Optionen von Intellektuellen in der DDR radikal ein. Außer Dafürsein blieb eben nur: Dagegensein, und eben das wollte man nicht, zumindest lange Zeit nicht.

So wurde die glänzende Zukunftsperspektive „Sozialismus" mit Emphase ins Visier genommen, ohne dessen bisherige von Terror gezeichnete Realgeschichte auch nur ansatzweise zur Kenntnis zu nehmen. Die Sehnsucht, nach dem zerstörten Sinnkonstrukt Nationalsozialismus mittels einer gleichsam weihnachtlichen Neugeburt einer neuen, scheinbar unbefleckten, mythischen Glücksverheißung teilhaftig zu werden, die Verlockung, endlich einmal ohne schlechtes Gewissen „dafürsein" zu können im guten neuen Staat, erstickte alle möglichen kritischen Vorbehalte schon im Keim. Dass dieses Dafürsein auch beträchtliche Risiken, ja Aporien barg, dämmerte erst viel später. Und selbst dann hielt man in der Regel am gewohnten Doppelmuster der Sinnfindung und -deutung fest: am (nachgeholten oder imaginierten) Antifaschismus ebenso wie am sozialistischen Eschaton. Obwohl die Autoren gerade dieser zweiten, der Generation von Christa Wolf und Heiner Müller, und kaum weniger die der nächsten, der Generation von Volker Braun, spätestens seit 1976/77 wussten, dass ihr Gott keiner mehr war, konservierten sie die „Epochenillusion" (Domdey 1989: 141ff.) vom „wahren Sozialismus", indem sie sein Bild in den Schrein der Utopie einschlossen: als das, was keinen Ort hat, aber doch sein soll. Je befleckter die Praxis, desto reiner die Utopie. Diese Ab-

kapselung der Utopie von der schnöden Wirklichkeit ließ sie einerseits als Versprechen immer heller und reiner strahlen, andererseits entfernte sie sich immer weiter von dem, was war. Sie wurde mehr denn je zum *grand recit* im Sinne Jean-François Lyotards mit verdeckt totalitären Zügen.

Wie die alltägliche Akzeptanz gewaltförmiger, autoritärer Strukturen in der DDR selbst noch die Utopie deformieren konnte, zeigt eine von Stephan Hermlin in seinem Prosatext *Abendlicht* von 1979 mitgeteilte Erfahrung des Erschreckens, jene „unheimliche Entdeckung", wie er es genannt hat: „Unter den Sätzen [aus dem *Kommunistischen Manifest*, W.E.], die für mich seit langem selbstverständlich geworden waren, befand sich einer, der folgendermaßen lautete: „An die Stelle der alten bürgerlichen Gesellschaft mit ihren Klassen und Klassengegensätzen tritt eine Assoziation, worin die freie Entwicklung aller die Bedingung für die freie Entwicklung eines jeden ist." Ich weiß nicht, wann ich begonnen hatte, den Satz so zu lesen, wie er hier steht. Ich las ihn so, er lautete für mich so, weil er meinem damaligen Weltverständnis auf diese Weise entsprach. Wie groß war mein Erstaunen, ja mein Entsetzen, als ich nach vielen Jahren fand, dass der Satz in Wirklichkeit gerade das Gegenteil besagte: „... worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist." (Hermlin 1979: 21) An diesen Punkt der Einsicht, dass in seinem Bewusstsein „eine Erkenntnis, eine Prophetie auf dem Kopf stand" (Hermlin), gelangte einer der sensibelsten Künstler und gebildetsten Intellektuellen der DDR, nachdem er schon fünfzig Jahre Sozialist war und seit mehr als dreißig Jahren im Land des „realen Sozialismus" lebte.

In der Wende trat aber nun eine Situation ein, in der die Bevölkerungsmehrheit der DDR weder von der genuinen noch von der pervertierten Version der sozialistischen Utopie etwas wissen wollte, sondern die einst von Marx geträumte „freie Entwicklung eines jeden" lieber gleich ganz westlich verstand. War die reformsozialistische, also gut protestantisch auf „Erneuerung" des Bestehenden (nicht seine Abschaffung) zielende DDR-Literatur bis Ende der siebziger Jahre noch die Speerspitze der Opposition, und manchmal die einzige Opposition überhaupt, so fand sie sich spätestens seit dem Frühjahr 1990 in einer Nachtrabsituation wieder. „Die Besten von uns arbeiteten an korrigierten Entwürfen", schrieb Helga Königsdorf 1990 treffend, „als es längst dafür zu spät war. Sie wähnten sich avantgardistisch und waren in Wirklichkeit die neuen Dogmatiker." Außerdem verloren die kritischen Autoren jetzt mit einem Schlag die Rolle der Ersatzöffentlichkeit, des Aufklärers und Tabubrechers in einem repressiven Staatswesen, die ihre westdeutschen Kollegen allenfalls in der Adenauerära hatten spurenweise wahrnehmen müssen (oder dürfen!). Ohne Fesseln waren die Autoren plötzlich, aber auch ohne Bindung und Auftrag – eine, so merkten jetzt viele DDR-Autoren, nicht geringe narzisstische Kränkung. Was aus diesem doppelten Verlust – des Objekts der Begierde namens utopischer Sozialismus zum einen und der Rolle sinn- und wegweisenden geistigen Führertums zum andern – folgte, ist (so habe ich es schon vor 15 Jahren genannt) der *furor melancholicus* der ostdeutschen Schriftsteller-Intellektuellen, der Bewusstseinszustand der Melancholie, in dem die wider Willen wahrgenommene

schnöde Wirklichkeit und das Begehren des Individuums nicht auf einen Nenner zu bringen sind (vgl. Emmerich 1991). Dieser Seelenzustand mag sich mittlerweile gemildert haben – verschwunden ist er, was die bis Anfang der fünfziger Jahre Geborenen angeht, noch immer nicht.

Die skizzierte Konstellation war freilich nicht nur ein Problem von DDR-Schriftstellern, sondern auch eines der westdeutschen linken Intellektuellen (ich spreche hier auch von mir selbst). Der Untergang der DDR war, ich stimme mit Dan Diner überein, „für linkes Bewusstsein im Westen nicht bloß das Ende des sozialistisch verfassten, zweiten deutschen Staates [...]. Auch für diejenigen Linken, die der DDR kritisch bis offen ablehnend, mitunter sogar feindlich gegenüberstanden, bedeutete die DDR weit mehr, als sie real darstellte. Die DDR repräsentierte über ihre nackte staatliche Existenz hinaus ein dem linken Selbstverständnis in Deutschland unverzichtbares Moment. Sie war das politische Gemeinwesen des staatlich inkarnierten Antifaschismus“ (Diner 1991: 45).

Das letzte Jahrzehnt des alten Jahrtausends, von der Wiedervereinigung bis zum Jahre Nullnull, hat den über vier Jahrzehnte so beständigen zweifachen Fluchtpunkt der literarischen Intelligenz aus Ost wie West, eben Antifaschismus plus „wahrer Sozialismus“, atemberaubend rasch zusammenschrumpfen lassen. Auffällig ist, dass – nach dem Ende des Literaturstreits und seit der Beendigung der Querelen um die repräsentativen Institutionen der Autoren und Intellektuellen (Schriftstellerverband, Akademie der Künste und PEN) – Intellektuelle aus dem Osten Deutschlands in allen wichtigen Debatten unterrepräsentiert sind (vgl. Bergem 1998: 14ff.). Man denke nicht nur an die vier wichtigsten Auseinandersetzungen um die Terrorgeschichte des Nationalsozialismus – die Goldhagen-Debatte, die Walser-Bubis-Kontroverse, den Streit um die Wehrmachtsausstellung und die Diskussion um ein Holocaust-Mahnmal – sondern auch an die großen allgemeinpolitischen Debatten der 90er Jahre und der ersten Jahre des neuen Jahrtausends: nämlich, erstens, die um den Status von Ausländern in Deutschland und das Problem der Einwanderung und, zweitens, die einschneidenden Kontroversen zwischen Pazifisten und Bellizisten, zuerst im Golfkrieg 1991, dann in den verschiedenen Phasen des Jugoslawienkriegs, vor allem um den NATO-Einsatz im Kosovo 1998/99, und erneut beim Einmarsch der „Koalition der Willigen“ unter Führung der USA in den Irak im Jahre 2004.

Diese und andere Kontroversen haben gezeigt, dass die alten Paradigmen obsolet geworden sind und zumal Angehörige jüngerer Generationen kaum noch interessieren, auch nicht die aus der ehemaligen DDR. Weder konnten noch wollten diese Jüngeren Repräsentanten oder auch Märtyrer der untergegangenen DDR sein. Mit der so engen, illusionären und am Ende verhängnisvollen Verquickung von Geist und Macht im Staat DDR hatten sie, manche von ihnen Aussteiger aus dem System oder schon Nicht-mehr-Einsteiger, nichts mehr zu tun. „Unsere Generation ist eher gegen Utopien gefeit“, sagt Ingo Schulze (Neubauer 1998), und Durs Grünbein forciert diese Aussage noch, wenn er konstatiert: „Zukunft ist eine hysterische Kategorie. [...] Ich schaue interessiert in den Abgrund, gehe am Rand

auf und ab und treffe ein paar Aussagen über den Abgrund. Und bin ein wenig gerettet. Während viele die Hände über dem Kopf zusammenschlagen. Die verwechseln das mit Pessimismus.“ Er nennt es „Bejahungsironie“ (Kamann 1998: 14 und 10f.). Nicht alle sind so abgeklärt wie Grünbein, aber einig sind sich die meisten jungen Autoren aus Ost und West darin, dass sie weder repräsentative noch partikular-ideologische Intellektuelle mehr sein zu wollen. Eine Gestalt wie Günter Grass ist für sie ein Fossil aus einer abgelebten, desavouierten Ära. Aber auch mit dem Gegenpart des einsamen Rufers in der Kulturwüste, in der „sekundären Welt“ der medialen Simulakren, mit Botho Strauß, können sie nichts anfangen. Die Intellektuellenrolle, wie immer gefüllt, gehört für sie, auch in der Demokratie, in den Bereich der arroganten Machtspiele, an denen sie nicht teilhaben wollen. Kann man es ihnen verdenken?

Mittlerweile sind diese Jungen generell dominant im literarischen Feld. Es sind Autorinnen und Autoren jenseits der alten Prägungen, mit neuen historischen Schlüsselerfahrungen, mit neuen Mentalitäten und einer gewandelten Mediennutzung, kurz, mit einem neuen Generationsstil. Einige ihrer Werke – Ingo Schulzes *Simple Storys*, Thomas Brussigs *Helden wie wir* und *Das untere Ende der Sonnenallee* aus dem Osten, Christian Krachts *Faserland* und *1979*, Judith Hermanns *Sommerhaus, später* und Benjamin von Stuckrad-Barres *Soloalbum* aus dem Westen – sind zu Markenzeichen dieser jungen Literatur geworden, ja, einige dieser Autoren und Titel genießen Kultstatus unter den gleichaltrigen Lesern. Ebenso gilt das für essayistische Bücher wie Florian Illies‘ *Generation Golf* (2000) oder den Gesprächsband *Tristesse Royale* (1999), den einige junge Literaten, das so genannte „Popkulturelle Quintett“, gemeinsam produziert haben. Auch Jana Hensels autobiographischer Essay *Zonenkinder* (2002), geschrieben von einer Leipzigerin vom Jahrgang 1976, gehört in diesen Zusammenhang. Die Autorinnen und Autoren ebenso wie die Protagonisten all dieser Bücher sind Geschöpfe der Postmoderne, jenseits von Krieg und Elend und Diktatur, aber auch frei von Schuld, Scham und schlechtem Gewissen; und ebenso weit entfernt von dem Drang politisch zu missionieren und einer grandiosen Utopie zur Wirklichkeit zu verhelfen. Soziologen beschreiben diese jungen Menschen als narzisstisch, als „ganz entspannt im Hier und Jetzt“, und das heißt auch: ohne großen Lebensentwurf, ohne das große „Ziel vor den Augen“. Es gibt kaum etwas, weder im politisch-gesellschaftlichen, noch im persönlich-privaten Raum, mit dem sie sich entschieden identifizieren, das sie in eine produktive Spannung versetzen könnte. Wie sollte das auch gehen in Zeiten hoher Arbeitslosigkeit und wirtschaftlicher Stagnation. Die jungen Menschen von heute erleben einerseits materiellen Wohlstand und Frieden, vielfältige Freiräume und, zumindest abstrakt, unbegrenzte Möglichkeiten sich zu entfalten. Sie erfahren bei der Wahl ihrer Lebensweise, zum Beispiel in der Geschlechterbeziehung, kaum Einschränkungen. Andererseits fehlen ihnen, die sie großenteils aus den neuen so genannten unvollständigen oder Mosaikfamilien stammen, klare Wertsetzungen und normative Orientierungen. Sie haben tausend Möglichkeiten und sind am Ende doch *Loser*. Distinktion, Individualität ist schwer zu erreichen – an sich paradox

in Zeiten eines unbegrenzten Individualismus. Am ehesten entsteht sie noch durch elitären Konsum, durch Klamotten von einem bestimmten Label – bis die anderen den gleichen Label entdeckt haben und der Distinktionsversuch ein weiteres Mal gescheitert ist (vgl. Emmerich 2006).

Freilich, als altmodischer Mensch, geprägt in den 50er und 60er Jahren des alten Jahrhunderts, würde ich mir wünschen, dass auch die jüngeren deutschen Autoren, die klassische Intellektuellenrolle nicht vollständig preisgebend, aber sie bewusst reflektierend und zurücknehmend, an Sinnkonstrukten von bescheidener, mittlerer Reichweite mitarbeiten würden – an der Verwirklichung von dem, was Tzvetan Todorov (1996) die „Banalität des Guten" genannt hat.

Literaturangaben:

Adorno, Theodor W. (1971): Auferstehung der Kultur in Deutschland? In: Ders.: *Kritik. Kleine Schriften zur Gesellschaft*. Frankfurt/M., S. 20-33.

Andersch, Alfred / Enzensberger, Hans Magnus (1979): Die Literatur nach dem Tod der Literatur. Ein Gespräch. In: Lüdke, W. Martin (Hrsg.): *Nach dem Protest. Literatur im Umbruch*. Frankfurt/M., S. 85-102.

Annette Simon, Annette (1993): Antifaschismus als Loyalitätsfalle. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 1. Februar 1993.

Benda, Julien (1927): *La Trahison des Clercs*. Paris.

Bergem, Wolfgang (1998): *Ostdeutsche als Thema und als Teilnehmer intellektueller Diskurse seit der Vereinigung*. Vortragstyposkript für das 24th New Hampshire Symposium, Conway (NH) 1998.

Bohrer, Karl Heinz (2001): Fantasie, die keine war. In: *Die Zeit* vom 8. Februar 2001.

Briegleb, Klaus (1996): „Neuanfang" in der westdeutschen Nachkriegsliteratur – Die „Gruppe 47" in den Jahren 1947-1952. In: Weigel, Sigrid / Erdle, Birgit R. (Hrsg.): *Fünfzig Jahre danach. Zur Nachgeschichte des Nationalsozialismus*. Zürich, S. 119-163.

Brunkhorst, Hauke (2000): Kritiker des Intellektualismus. Die Rolle der Intellektuellen in der Demokratie. In: Hanuschek, Sven u.a. (Hrsg.): *Schriftsteller als Intellektuelle. Politik und Literatur im Kalten Krieg*. Tübingen, S. 91-102.

Bry, Carl Christian (1925): *Verkappte Religionen*. Gotha.

Diner, Dan (1991): *Der Krieg der Erinnerungen und die Ordnung der Welt*. Berlin 1991.

Diner, Dan (1995): *Kreisläufe. Nationalsozialismus und Gedächtnis*. Berlin.

Domdey, Horst (1989): Die DDR-Literatur als Literatur der Epochenillusion. Zur Literaturgeschichtsschreibung der DDR-Literatur. In: *Die DDR im vierzigsten Jahr. Geschichte, Situation, Perspektiven. XXII. Tagung zum Stand der DDR-Forschung in der Bundesrepublik Deutschland. 16.-19. Mai 1989*. Köln, S. 141-149.

Emmerich, Wolfgang (1991): Affirmation – Utopie – Melancholie. Versuch einer Bilanz von vierzig Jahren DDR-Literatur. In: *German Studies Review* XIV, N°. 2 (Mai 1991), S. 325-344.

Emmerich, Wolfgang (1994): Heilsgeschehen und Geschichte – nach Karl Löwith. In: *Sinn und Form* 46 (1994), Heft 6, S. 894-915.

Emmerich, Wolfgang (2000): Die Risiken des Dafürseins. Optionen und Illusionen der ostdeutschen literarischen Intelligenz 1945-1990. In: Hanuschek, Sven u.a. (Hrsg.): *Schriftsteller als Intellektuelle. Politik und Literatur im Kalten Krieg*. Tübingen, S. 269-284.

Emmerich, Wolfgang (2006): Das literarische Feld Deutschland – 15 Jahre nach der Wende. In: *Revista de Filología Alemana* 14, S. 133-130.

Enzensberger, Hans Magnus (1988): Das empfindliche Ungeheuer. Eine Wahlkampf-Unterhaltung aus dem Jahre 1987 mit Hellmuth Karasek. In: Ders.: *Mittelmaß und Wahn. Gesammelte Zerstreuungen*. Frankfurt/M., S. 227-244.

Frei, Norbert (1996): *Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit*. München.

Frei, Norbert (2001): Ertrotzte Aufklärung. „Achtundsechzig" als Nachgeschichte des Nationalsozialismus. In: *Die Zeit* vom 1. Februar 2001.

Fühmann, Franz (1979): Zweiundzwanzig Tage oder die Hälfte des Lebens. In: Ders.: *Das Judenauto* [u.a. Texte]. Rostock, S. 281-506.

Gollwitzer, Helmut (1952): *„... und führen, wohin du nicht willst". Bericht einer Gefangenschaft*. München.

Greiffenhagen, Martin (1968): Die Intellektuellen in der deutschen Politik. In: *Der Monat* 233 (1968), S. 33-43.

Hanuschek, Sven u.a. (Hrsg.) (2000): *Schriftsteller als Intellektuelle. Politik und Literatur im Kalten Krieg*. Tübingen

Herbert, Ulrich (1997): Als die Nazis wieder gesellschaftsfähig wurden. In: *Die Zeit* vom 10. Januar 1997.

Hermlin, Stephan (1979): *Abendlicht*. Berlin 1979.

Jäger, Georg (2000): Der Schriftsteller als Intellektueller. Ein Problemaufriß. In: *Schriftsteller als Intellektuelle. Politik und Literatur im Kalten Krieg*. Tübingen, S. 1-25.

Kamann, Matthias (1998): Entfaltung in der Falle: Durs Grünbein. In: *FAZ-Magazin* vom 30. Oktober 1998, S. 10-14.

Königsdorf, Helga (1990): Bitteres Erwachen. Zwischenbilanz zur Lage in der DDR. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 4. Januar 1990.

Lessing, Theodor (1916): *Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen*. München.

Löwith, Karl (1990): *Weltgeschichte und Heilsgeschehen. Die theologischen Voraussetzungen der Geschichtsphilosophie*. Stuttgart u.a. 8. Aufl.

Mann, Heinrich (1947): *Ein Zeitalter wird besichtigt*. Berlin.

Mannheim, Karl (1929): *Ideologie und Utopie*. Bonn.

Manthey, Jürgen (1977): Zurück zur Kultur. Die Wiedergeburt des nationalen Selbstgefühls aus dem Geist der Tragödie. In: *[Rowohlts] Literaturmagazin 7: Nachkriegsliteratur*. Reinbek 1977, S. 12-29.

Mommsen, Wolfgang (Hrsg.) (1996): *Kultur und Krieg. Die Rolle der Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller im Ersten Weltkrieg*. München.

Münkler, Herfried (1996): Politische Mythen der DDR. In: *Jahrbuch 1996 der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften*. Berlin 1997, S. 123-156.

Neubauer, Michael (1998): Gefeit vor Utopien. Thomas Brussig und Ingo Schulze im Gespräch mit Michael Neubauer. In: *die tageszeitung (taz)* vom 5. Oktober 1998.

Neunzig, Hans A. (Hrsg.) (1976): *Der Ruf. Unabhängige Blätter für die junge Generation. Eine Auswahl*. München.

Richter, Hans Werner (1986): *Im Etablissement der Schmetterlinge. Einundzwanzig Portraits aus der Gruppe 47*. München.

Schelsky, Helmut (1975): *Die Arbeit tun die anderen. Klassenkampf und Priesterherrschaft der Intellektuellen*. Opladen.

Schmitt, Carl (1950): Drei Stufen historischer Sinngebung. In: *Universitas* 8 (1950).

Todorov, Tzvetan (1996): *Facing the Extreme. Moral Life in the Concentration Camps*. New York.

Ich bin die große Lüge des Landes
Melancholie statt Utopie: Die „Wendezeit“ in Gedichten

Michael Braun, Heidelberg

Es war einmal, in den fernen Zeiten des so genannten real existierenden Sozialismus, ein Schriftsteller-Typus, der heute nahezu ausgestorben scheint – der unerschütterliche Staatsdichter. Der vor vier Jahren verstorbene Dichter und Dramatiker Peter Hacks war ein solcher beinharter DDR-Prophet. Noch zehn Jahre nach dem Kollaps des SED-Staats besang er die Berliner Mauer als größtes Gesamtkunstwerk aller Zeiten. Sein Gedicht „Das Vaterland“ (Hacks 2000) ist ein Meisterwerk der Boshaftigkeit:

> Wer kann die Pyramiden überstrahlen?
> Den Kreml, Sanssouci, Versailles, den Tower?
> Von allen Schlössern, Burgen, Kathedralen
> Der Erdenwunder schönstes war die Mauer.
> Mit ihren schmucken Türmen, festen Toren.
> Ich glaub, ich hab mein Herz an sie verloren.

Die Berliner Mauer als größtes Weltwunder: Auf so eine Pointe muss man erst einmal kommen. Was Hacks in seinen boshaften Volksliedstrophen und Knittelversen hier vorbringt, ist ein linksaristokratischer Fundamentalismus in Reinform. Den wütenden Aufschrei von allen politisch korrekten Zeitgenossen hatte der alt-

sozialistische Dandy selbstverständlich einkalkuliert. Mit seinem fein entwickelten Sensorium für politisch unpopuläre Fundamentalopposition kultivierte Hacks stets sein Wunschbild vom sozialistischen Staat als verlorenem Paradiesgärtlein, das nach dem Sturz von Walter Ulbricht ins Verderben geriet. Für den – wie er zu spotten beliebte – „Rumor" von Bürgerrechtlern und kritischen Sozialismusreformern hatte er meist nur eine poetisch wohl formulierte Verachtung parat. Die Staatsvernunft der DDR war für Hacks stets das Wirkliche, das er gegen unvernünftiges Dreinreden von Oppositionellen oder „Bürgerrechtlern" verteidigen wollte. Im Vergleich zu der Hymne von Peter Hacks auf den „antifaschistischen Schutzwall" ist das im Frühjahr 2007 so heftig diskutierte Gedicht „Die Mauer" des Dichters Volker Braun geradezu ein Ausbund an Renitenz. 1966 erschien dieses „Mauer"-Gedicht erstmals in Enzensbergers Zeitschrift *Kursbuch* (Braun 1966) – es realisiert eine absolut vertrackte, sehr doppelbödige Legitimierung der DDR. Volker Braun bekennt sich zunächst wie Hacks in prinzipieller Parteinahme zu diesem Bauwerk, ohne freilich dessen Monstrosität zu leugnen. Später rückte er immer weiter ab von der Wirklichkeit des real existierenden Sozialismus, ohne aber eine grundsätzliche Loyalität aufzugeben. Vierzig Jahre nach der Niederschrift des Gedichts „Die Mauer", im Frühjahr 2007 nämlich, startete der Schriftsteller Gert Loschütz in der Tageszeitung *Frankfurter Rundschau*[1] einen sehr herben Angriff auf Volker Braun, der kurz zuvor zum Leiter der Sektion Literatur in der Berliner Akademie der Künste gewählt worden war. Für Loschütz ist diese Wahl unerträglich. Denn Brauns „Mauer"-Gedicht, argumentiert Loschütz, sei „eine der widerlichsten Hervorbringungen [...], die jemals im Gewand eines Gedichts aufgetreten sind". Besonders „widerwärtig" sei es, dass Braun darin als „Lautverstärker" der DDR-Propaganda auftrete und die DDR-Flüchtlinge verspotte. Die Vehemenz dieser Attacke überrascht. Seit langem ist bekannt, dass Volker Braun zu Lebzeiten der DDR von einem besseren Sozialismus träumte – und im Grunde bis heute nicht zu träumen aufgehört hat. Aber ist er ein ekelhafter Opportunist gewesen, wie Loschütz nahe legt? Oder ist Loschütz ein miserabler Philologe? Allein schon der lyrische Hinweis auf die Mauer rührte 1966 an die offenen Wunden der DDR. Bei aller berechtigten Kritik am politischen Lavieren Volker Brauns konfrontiert sein „Mauer"-Gedicht doch das „halbe Land" mit dem Skandal der Mauerschützen:

> Von dem Panzer / Gedeckt, freut sich's
> Seiner Ruhe, fast ruhig? Schwer
>
> Aus den Gewehren fallen die Schüsse:
> Auf die, die es anders besser/ Halten könnte.

[1] Die Debatte in der *Frankfurter Rundschau* umfasst neben den Polemiken von Gert Loschütz auch eine Replik von Volker Braun. In: *Frankfurter Rundschau*, 25.1., 27.1. und 31.1.2007. Vgl. dazu auch Gaus 1999.

Volker Braun war und ist ein utopischer Sozialist. Ein Hofdichter Walter Ulbrichts oder Erich Honeckers war er nicht. Seit den Umwälzungen des Jahres 1989/90 hat er nie einen Zweifel daran gelassen, dass er trotz der Verfehlungen der DDR die Impulse des frühen Sozialismus als Herausforderung für den real existierenden Kapitalismus begreift. In seinen Texten kultiviert er seit der Wende ein Pathos der Niederlage, einen Gestus der Desillusionierung, der die alte Despotie des SED-Staats und die neue Despotie des Turbokapitalismus mit grimmigem Spott bedenkt. „Man kennt die Bestialität", so formuliert er in seiner Büchnerpreis-Rede von 2000, „aber kaum noch die Menschheit. Wenn die Ideen begraben sind, kommen die Knochen heraus" (Braun 2000). Von seinen inneren Widersprüchen und Ambivalenzen als Dichter in der DDR erzählt zum Beispiel sein Gedicht „Das Lehen", entstanden im Jahr 1987 (Braun 1987). Es ist ein zorniges, ja unwilliges Treuebekenntnis zu seinem Staat, das Volker Braun hier abliefert: Das Verharren in einem Land „mit zehn Geboten und mit Eisendraht" hat seinen Preis – den Verlust der sozialistischen Utopie. Bereits in diesem Gedicht hat sich der begeisterte Sozialist in einen Melancholiker verwandelt, der mit Bitterkeit, Trotz, Sarkasmus oder elegischem Rückzug auf das Verschwinden der Utopie reagiert. Spätestens seit der Affäre um seinen Prosatext „Unvollendete Geschichte" – das war 1975, dieser Text konnte zunächst nur in der Zeitschrift *Sinn und Form*, erst 13 Jahre später in Buchform erscheinen – deponierte er, wie in diesem Gedicht angedeutet, immer häufiger in seinen Stücken und Gedichten jene „Sprüche", die ihm fast „den Kragen kosteten":

> Die Bleibe, die ich suche, ist kein Staat.
> Mit zehn Geboten und mit Eisendraht:
> Sähe ich Brüder und keine Lemuren.
> Wie komm ich durch den Winter der Strukturen.
> Partei mein Fürst: *sie hat uns alles gegeben*
> Und alles ist noch nicht das Leben.
> Das Lehen, das ich brauch, wird nicht vergeben.

Der Text verweist nicht nur explizit auf die biblischen Psalmen, sondern auch auf ein bekanntes Gedicht des mittelalterlichen Dichters Walther von der Vogelweide („Ich han mîn lehen"), in dem dieser das ambivalente Treueverhältnis zu seinem Lehnsherrn reflektiert. Der SED-Staat hat dieses wechselseitige Loyalitätsverhältnis seinen Dichtern nie bieten können – man setzte auf Repression. Bleiben wir noch kurz bei dem exemplarischen Dichter Volker Braun. Er hat letztlich das berühmteste Gedicht über die deutsche Wiedervereinigung geschrieben. Es ist angelegt als die zornige Klage eines verschmähten Liebhabers. Es erschien erstmals im August 1990 unter dem Titel „Nachruf" in der Tageszeitung *Neues Deutschland* und war Teil

einer erhitzten Kontroverse zur Legitimität einer wiedervereinigten Nation.[2] Mit einem gewissen Bekenner-Trotz formuliert das lyrische Subjekt Brauns die fortdauernde Loyalität zu dem Land, das „in den Westen“ gegangen ist:

> Da bin ich noch: mein Land geht in den Westen.
> KRIEG DEN HÜTTEN FRIEDE DEN PALÄSTEN.
> Ich selber habe ihm den Tritt versetzt.
> Es wirft sich weg und seine magre Zierde.
> Dem Winter folgt der Sommer der Begierde.
> Und ich kann bleiben wo der Pfeffer wächst.
> Und unverständlich wird mein ganzer Text
> Was ich niemals besaß wird mir entrissen.
> Was ich nicht lebte, werd ich ewig missen.
> Die Hoffnung lag im Weg wie eine Falle.
> Mein Eigentum, jetzt habt ihrs auf der Kralle.
> Wann sag ich wieder mein und meine alle.

Seiner Utopie vom demokratischen Sozialismus beraubt, formuliert das Ich des Dichters grimmigen Spott über die gewaltsame Aneignung der DDR durch den Westen. Der Kapitalismus – so kann man den ersten Teil des Gedichts entziffern – hat über das Land, dem der Dichter immer verbunden blieb, auf ganzer Linie gesiegt. Die Gesellschaft der DDR erscheint als eine Frau, die ihre „magre Zierde“ wegwirft – und diesen Vorgang hat ihr enttäuschter Liebhaber, der Dichter Volker Braun, nicht verkraftet. Der für die Buchfassung gefundene Gedicht-Titel „Das Eigentum“ spielt auf Friedrich Hölderlins Poem „Mein Eigentum“ von 1799 an, in dem sich Hölderlin auf die Dichtung als das letzte Refugium bezieht. Schon für Hölderlin war der „Gesang“ das letztmögliche „freundliche Asyl“. Brauns Gedicht thematisiert auch die tiefe Melancholie über das Scheitern des eigenen Lebenstexts, das Projekt eines freien, antiautoritären Sozialismus: „Und unverständlich wird mein ganzer Text.“ Dieses Gedicht ist bis heute das ästhetisch gelungenste Exempel für das melancholische Bewusstsein der DDR-Schriftsteller nach der Wende von 1989. Es gibt zu diesem Gedicht „Das Eigentum“ einen strukturgleichen Text von Jürgen Rennert, in dem ebenfalls ein melancholisch gewordenes Ich zu einem Requiem auf ein Land ansetzt, mit dem man sich nur in widerwilliger, gespaltener Liebe identifizieren kann. Auch in diesem Gedicht des 1943 geborenen Jürgen Rennert, der 1953 aus Westberlin in die DDR übersiedelte, findet sich das besitzanzeigende Fürwort, die fast patriotisch wirkende Fügung „Mein Land“ (Conrady 1993), die zumindest eine partielle Verbundenheit mit der politisch kollabierten DDR anzeigt. Der Text ist am 14. Januar 1990 entstanden, mitten in den Turbulenzen der Wende, als sich schon abzeichnete, dass die DDR den Beitritt zum

[2] Dieses meist diskutierte Gedicht der „Wende“ findet sich in zahlreichen Anthologien. Volker Braun hat es in seinen Auswahlband *Lustgarten, Preußen. Ausgewählte Gedichte* (Braun 1996) aufgenommen.

Staatskörper Bundesrepublik vollziehen würde. Bei aller Erleichterung über das Ende einer fragwürdigen Staatsmacht, die ihre Untertanen zur Anpassung und zur Lüge zwingt, gibt es doch auch die Klage über den Untergang dieses Gemeinwesens, dessen Charakter-„Züge" mit den in ihm lebenden Individuen verwachsen sind.

Mein Land ist mir zerfallen.
Sein' Macht ist abgetan.
Ich hebe, gegen allen
Verstand, zu klagen an.

Mein Land ist mir gewesen,
Was ich trotz seiner bin:
Ein welterfahrnes Wesen,
Mit einem Spalt darin.

Mein Land hat mich verzogen,
Und gehe doch nicht krumm.
Und hat mich was belogen,
Und bin doch gar nicht dumm.

Mein Land hat mich mit Wider-
Willn an die Brust gepreßt.
Und kam am Ende nieder
Mit mir, der es nicht läßt.

Mein Land trägt meine Züge,
Die Züge tragen mich.
Ich bin die große Lüge
Des Landes. (Wir meint: ich.)

Dass man sich auch ganz anders, nämlich ohne jedes Gefühl von Trauer vom SED-Staat verabschieden kann, demonstriert ein Gedicht von Reiner Kunze, das die Überwindung der Mauer bilanziert. Mit seiner stillen, lakonischen Poesie des Einspruchs gegen die herrschenden Sprachregelungen hatte der 1933 in Oelsnitz/Erzgebirge geborene Dichter in der DDR schon früh Anstoß erregt. Seine Gedichtbände, die mit subtilen Titeln wie „zimmerlautstärke" von 1972 auf die Unfreiheit des Sprechens und die autoritär gelenkte Gesellschaft in der DDR verwiesen, konnten nur im Westen erscheinen. Kunze orientiert sich an der meditativen Poesie des tschechischen Dichters Jan Skácel, einer „Poesie mit großen Kinderaugen", die „nahe zu den Dingen" und „fern den Begriffen" steht (vgl. Kunze 2003). Den Schikanen im Osten folgten nach Kunzes Ausreise in die Bundesrepublik im April 1977 die politischen Erregungen um den angeblichen „Reaktionär"

Kunze, da der Autor empfindlich blieb gegenüber linken Illusionen. Sein 1990 entstandenes Gedicht über den Mauerfall (vgl. Kunze 1998: 41) ist ein Text über die Fortdauer der Trennlinien zwischen Ost und West. Kunzes Feststellung vom Weiterleben politischer Bewusstseinsspaltungen zeugt von großer Bitterkeit.

Als wir sie schleiften, ahnten wir nicht,
wie hoch sie ist
in uns

Wir hatten uns gewöhnt
an ihren horizont

Und an die windstille

In ihrem schatten warfen
alle keinen schatten

Nun stehen wir entblößt
jeder entschuldigung

Zwischen sozialistischen Skeptikern wie Volker Braun und lakonischen Poeten des stillen Einspruchs wie Reiner Kunze liegen viele Positionen der literarischen Entgrenzung, der unbestimmten Sehnsucht nach einem gesellschaftlichen Zustand, der das Alte, die Ost-West-Spaltung aufhebt. Manchmal beginnt so ein Gedicht mit der Aufkündigung der alten Ordnung und der lyrischen Absage an die überkommene Gesellschafts- und Sprach-Struktur. Das Lebensgefühl einer skeptischen und haltlos gewordenen Generation in der Spätzeit der DDR formuliert etwa ein Gedicht („Rondeau Allemagne“) der 1959 in Chemnitz geborenen Barbara Köhler (vgl. Köhler 1991):

Ich harre aus im Land und geh, ihm fremd,
Mit einer Liebe, die mich über Grenzen treibt,
Zwischen den Himmeln. Sehe jeder, wo er bleibt;
Ich harre aus im Land und geh ihm fremd.

Mit einer Liebe, die mich über Grenzen treibt,
Will ich die Übereinkünfte verletzen
Und lachen, reiß ich mir das Herz in Fetzen
Mit jener Liebe, die mich über Grenzen treibt.

Zwischen den Himmeln sehe jeder, wo er bleibt:
Ein blutig Lappen wird gehißt, das Luftschiff fällt.
Kein Land in Sicht; vielleicht ein Seil, das hält
Zwischen den Himmeln. Sehe jeder, wo er bleibt.

Es geht um das Gefühl der Ent-Heimatung und des Landlos-Werdens, das in der Endphase des SED-Staats viele jüngere DDR-Dichter befiel. In der strengen Struktur des Rondos wird dieser Entfremdungsprozess durchgespielt. Da das Land ihr keine Heimat bot, beschäftigte sich Barbara Köhler in der Folgezeit immer intensiver mit dem letzten Refugium: der deutschen Sprache. Auch dort stieß sie auf Zwangsverhältnisse: „Ich rede mit der Sprache", hieß es im Auftaktgedicht ihres Bandes „Blue Box" von 1995, „manchmal antwortet sie. Manchmal antwortet auch jemand anders" (Köhler 1995: 10ff). Barbara Köhler spricht als „Wittgensteins Nichte" von den Verletzungen, die einem das Zwangssystem von Syntax, Semantik und Grammatik zufügt. So steht sie erst einmal alleine da im Sprachraum – und horcht. Sie horcht auf das, was uns das Sprachsystem, *la langue*, auferlegt, sie horcht auf das, was zwischen den Sprechenden geschieht, sie prüft die sprachlichen Selbstverständnisse und Selbstmissverständnisse all dessen, was sich „Ich" nennt oder „Du". Aber kehren wir noch einmal zum Augenblick der Maueröffnung zurück, lesen wir ein berühmt gewordenes Gedicht, das der 1962 geborene Lyriker und Büchnerpreisträger Durs Grünbein geschrieben hat (vgl. Grünbein 1991: 61). Zu elementaren geschichtlichen Erschütterungen braucht die moderne Poesie gewöhnlich einen angemessenen Abstand, eine historische Distanz, um angemessen auf die Ereignisse reagieren zu können. Einem Ausnahmedichter wie Grünbein, dem Bewusstseinspoeten aus Dresden, gelingen aber selbst mitten in der politischen Turbulenz außergewöhnliche Gedichte. Kurz nach der Öffnung der Berliner Mauer schrieb er ein durch und durch ironisches Gedicht zum epochalen geschichtlichen Augenblick:

Komm zu dir Gedicht, Berlins Mauer ist offen jetzt.
Wehleid des Wartens, Langweile in Hegels Schmalland
Vorbei wie das stählerne Schweigen . . . Heil Stalin.
Letzter Monstranzen Glanz, hinter Panzern verschanzt.
Langsam kommen die Uhren auf Touren, jede geht anders.
Pech für die Kopffüßler, im Brackwasser abgesackt.
Revolutionsschrott en masse, die Massen genasführt
Im Trott von bankrotten Rotten, was bleibt ein Gebet:
Heiliger Kim Il Sung, Phönix Pjönjangs, bitt für uns.

Grünbeins Gedicht „12/11/89" steht im 1991 publizierten Gedichtbuch „Schädelbasislektion" in einer Reihe von „Sieben Telegrammen" und verweigert jede Ergriffenheit. Stattdessen setzt der Autor auf grelle Effekte, schmückt seine mit Reizworten aufgeladenen Verse üppig mit Binnenreimen und Alliterationen und

schließt ironisch mit der Anrufung des nordkoreanischen Diktators. Es ist der Blick eines kühlen Diagnostikers, der nicht aus der Perspektive des unmittelbar Beteiligten schreibt, sondern aus der Distanz ein groteskes Theater beobachtet – die Wiederkehr der Revolution als Farce. Ein Lyriker, der die Wendezeit 1989/90 und deren Folgen besonders genau beobachtet und besonders sarkastisch kommentiert hat, ist der 1935 geborene Dichter Heinz Czechowski. Als junger enthusiastischer Autor hing Czechowski den Idealen der so genannten Sächsischen Dichterschule an und sprach in einem Gedicht aus dem Jahr 1966 noch optimistisch von der DDR als „diesem besseren Land".[3] Diese Perspektive wich aber schon lange vor dem Kollaps des realsozialistischen Staats einem poetischen Fatalismus. Die Urszene von Czechowskis Schreiben, die seine pessimistische Weltsicht geprägt hat und die auch in seinen Gedichten häufig beschworen wird, ist der Untergang seiner Heimatstadt Dresden im Feuersturm der alliierten Luftangriffe vom 13. Februar 1945. Bald verlor der in der sächsischen Dichterschule sozialisierte Autor den Glauben an die „unwirtliche DDR", erst recht nach dem Untergang des SED-Staats wurde seine Gedankenlyrik von Melancholie und Skepsis zunehmend verdunkelt. Im November 1989 und den Tagen des Mauerfalls glaubte er indes noch an die Offenheit des politischen Prozesses und formulierte in dialektischer Erwartung:

> Was hinter uns liegt,
> Wissen wir. Was vor uns liegt,
> Wird uns unbekannt bleiben,
> Bis wir es
> Hinter uns haben.

Nach einer Lebenskrise, in der er von Depressionen und Einsamkeitssyndromen heimgesucht wurde, zog sich Czechowski in die westfälische Provinz zurück, wo er in wütend-verzweifelten Poemen die Summe seines Lebens zog. Ein um 1997 entstandenes Gedicht (Czechowski 1998) dokumentiert in anrührender Weise die Unbehaustheit des „unerlösten" Dichters und sein Gefühl, ein aussichtsloses Rest-Leben zu führen.

> Ich jedenfalls
> Bin, wo ich bin, unerlöst
> Und ohne Aussicht. In mir
> Lebt und lebt, was gestorben ist und mich doch
> Immer und immer wieder
> Erreicht.

[3] Die legendäre, von Karl Mickel und Adolf Endler herausgegebene Anthologie *In diesem besseren Land* (Berlin 1966) erhob eine trotzig-optimistische Gedichtzeile Czechowskis zum Titel des Buches.

Die deutsche Wendezeit um 1989/90, die im Kontext der friedlichen Revolutionen in Osteuropa die Endphase einer Epoche der deutschen Geschichte bildet, in dem die verfassungsrechtlichen und wirtschaftlichen Strukturen der Bundesrepublik für das wiedervereinte Deutschland Geltung erlangten, ist für die Dichter aus dem Osten Deutschlands nicht unbedingt eine Zeit der großen Erwartung, sondern viel häufiger eine Ära der lebensgeschichtlichen Enttäuschungen.[4] Dass diese Transformation der alten Ost-West-Konkurrenz in eine Demokratie nach westlichem Muster in der Dichtung nicht nur bejubelt wurde, zeigt die Lyrik des anarcho-kommunistischen Dichters Bert Papenfuß. Als anarchistischer Abrissarbeiter im staatssozialistischen Überbau der DDR hat sich Papenfuß dereinst einen Namen gemacht. Lange vor dem Untergang des SED-Staats setzte er gegen die „ferfestigungen / ferfestigter zungen" seine poetische Dekonstruktion der etablierten Sprachordnung. In der Agonie der DDR führte der damals Dreißigjährige einen virtuosen „dreizehntanz" auf – so der Titel eines Gedichtbands von 1988 (Papenfuß-Gorek 1989) – um mit der „sinnfielteilung" der Poesie alle politisch korrekten Semantiken zum Einsturz zu bringen. Mit seiner Ästhetik der Dissidenz erregte er damals nicht nur den Argwohn der DDR-Literaturpolitiker, sondern provozierte auch den Widerspruch seines Kollegen Volker Braun, der die „Neutönerei" der lyrischen Rebellen um Papenfuß als Wiederholung der historischen Avantgarde auf „niedriger Verarbeitungsstufe" verspottete. Bert Papenfuß galt lange als die inspirierteste Gestalt unter den Autoren der so genannten „Prenzlauer Berg-Connection" in Ostberlin, bis ihn die Enthüllungen um die Tätigkeit einiger Prenzlauer Berg-Dichter als Stasi-Agenten um jeden literarischen Kredit brachten. Was vor der Wende eine aufregende literarische Debatte um die Verdienste der Prenzlauer Berg-Dichter war, schrumpfte nach 1991 zur kriminalistischen Spurensicherung. Papenfuß, der Herold einer Poetik der Dissidenz, wurde fortan – zum Beispiel vom ungleich berühmteren Wolf Biermann – als „spätdadaistischer Gartenzwerg" belächelt.[5] Papenfuß ließ sich jedoch nicht einschüchtern und propagierte weiterhin die Parolen des Widerstands – diesmal allerdings gegen – wie er es formulierte – den „totalen mumienschanz" des Turbokapitalismus. So darf man auch seine Gedichte nach 1991/92 als lyrische Demonstrationen für die „Aktualität des Partisanen" verstehen. Während sich seine Dichterkollegen mehr und mehr aus dem politischen Nahbereich zurückziehen, gibt sich der Poet des „kulturbolschewistischen Nomadentums" weiter kampfeslustig. In einem schmalen Gedichtbändchen mit dem Titel „Rumbalotte continua" (Papenfuß 2004), erschienen im Jahr 2004, entfaltet Papenfuß in seinem Langgedicht „Graf Pymorski dreht am Rad der Geschichte" eine skurrile Kulturgeschichte der nordostdeutschen und slawischen Renitenz. Was auf der Langstrecke dieses Poems gelingt, wirkt bei den zahlreichen Seeräubersongs, Moritaten und anarcho-kommunistischen Balladen in seinem neu-

[4] Vgl. die umfassende Darstellung von Wolfgang Emmerich (1996). Dem Kapitel „Wendezeit" (S. 435-517) verdankt mein Streifzug durch Gedichte der Wendejahre wesentliche Anregungen.
[5] Wolf Biermanns Sottisen versus Papenfuß erschienen zuerst im *Spiegel*.

en „Rumbalotte“-Gedichtbuch oft nur flach und gequält witzig. Die giftige antikapitalistische Rhetorik bleibt in Phraseologie stecken, ohne jeden sprachspielerischen Schwung. Man hat Papenfuß in der Vergangenheit zu Recht für seine virtuose Handhabung der unterschiedlichsten Gauner-Idiome gelobt: Rotwelsch, Argot und Seeräuber-Shantys bildeten die subversiven Verstärker des Papenfuß-Sounds. In „Rumbalotte“ ist die Kraft der „sinnfielteilung“ fast vollständig erloschen. Stattdessen ergeht sich der Autor in seitenlangen Gesinnungs-Sentenzen, die auf die Neugründung der legendären KAPD (Kommunistischen Arbeiter-Partei Deutschlands) zielen, die 1920 von dem Anarchokommunisten Franz Jung gegründet worden war. Viel zu selten lässt Papenfuß seine Freibeuter-Helden einmal „die gegen-lust / des von-innen-heraus-sprengens“ selbstironisch aushebeln:

> one, two, anarchy –
> hottentottenremmidemmi.
>
> So pflanzt er trotzig die schwarze Fahne der Anarchie auf und verkündet
> den Theoriekrampf des postkommunistischen Sektierertums:
>
> die kapitalausfuhr als wesentliche
> ökonomische grundlage des imperialismus
> verstärkt die völlige isolierung
> der rentnerschicht von der produktion
> & drückt dem sogenannten kernland
> das von der ausbeutung der arbeit überseeischer länder & kolonien lebt den
> stempel des parasitismus auf...

Selbst wenn dieser Dichter politisch Recht behalten sollte; als Sprachkunstwerke sind seine anarchistischen Evangelien von geringem Reiz. Am Ende dieses kleinen Streifzugs durch Gedichte, in die sich die deutsche Umwälzung der Jahre 1989/90 eingeschrieben hat, soll ein Hinweis auf den „Ulysses aus Charlottenburg“ stehen, auf den Dichter Thomas Brasch.

Das Aufbegehren gegen die „Sozialistische Tragödie der Dummheit“, als die er die Niederwerfung des Prager Frühlings 1968 apostrophiert hatte, hatte dem jungen Brasch in der DDR eine einjährige Haftstrafe eingetragen. Nach seinem öffentlichen Protest gegen die Ausbürgerung des Dichters und Liedermachers Wolf Biermann im Oktober 1976 war er zur persona non grata in der DDR geworden. So vollzog er, wie es in einem seiner Gedichte heißt, „die Übersiedlung vom Braunkohlendeutschland ins Steinkohlendeutschland“: „Ein politischer Fall erst und dort ein klinischer Fall/ jetzt und hier.“ Die deutsch-deutsche Gespaltenheit hat Thomas Brasch ebenso wenig Glück gebracht wie die deutsche Wiedervereinigung. Der als Anarchist und Rebell Gefeierte, dem die Erfolge auf allen künstlerischen Bühnen nur so zuflogen, war ab Mitte der achtziger Jahre in Westberlin ein Verlassener, der in heilloser Traurigkeit seine Einsamkeit und sein literarisches

Eremitendasein besang. Am Ende eines selbstzerstörerischen Umgangs mit der eigenen Gesundheit stand im November 2001 der plötzliche Herztod Braschs, im Alter von gerade mal 56 Jahren. In Braschs Gedichten werden die fluktuierenden Sphären von Nacht, Schlaf und Traum zur letzten Heimstätte eines weltverlorenen Ichs, das nie mehr die helleren Bezirke des Erwachens erreicht. Der Schlaf und die Träume gebären dann die Phantasmagorien vom Untergang. So sieht sich das Ich eines fatalistischen „Schlaflieds" gehetzt „vom schlimmsten Frieden / zwischen zwei Kriegen" (Brasch 1980), wobei der nächste Krieg offenbar unmittelbar bevorsteht. Mit der deutschen Einheit mag diese schlimme Periode „zwischen zwei Kriegen" im politischen Sinn zu Ende gegangen sein. Aber liest man Thomas Braschs Gedichte,[6] wird man vom Vorgefühl des Untergangs nicht mehr loskommen.

Schlaflied für K.

Nacht oder Tag oder jetzt
Will ich bei dir liegen
Vom schlimmsten Frieden gehetzt
Zwischen zwei Kriegen

Ich oder wir oder du
Denken ohne Gedanken
Schließ deine Augen zu
Siehst du die Städte schwanken

In den Traum oder Tod oder Schlaf
Komm in den Steingarten
wo ich dich nie traf
will ich jetzt auf dich warten

Literaturangaben:

Brasch, Thomas (1980): *Der schöne 27. September*. Gedichte. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Braun, Volker (2000): *Die Verhältnisse zerbrechen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp .

Braun, Volker (1996): *Lustgarten, Preußen. Ausgewählte Gedichte*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp

Braun, Volker (1987): *Langsamer knirschender Morgen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

[6] Ein Nachlassband mit unvollendeten Gedichten von Thomas Brasch erschien 2001 unter dem Titel *Wer durch mein Leben will, muß durch mein Zimmer* (vgl. Thalbach/Raddatz 2002).

Braun, Volker (1966): Die Mauer. In: *Kursbuch 4* , Frankfurt a.M.

Conrady, Karl-Otto (Hg.) (1993): *Von einem Land und vom andern. Gedichte zur deutschen Wende 1989/1990*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp

Czechowski, Heinz (1998): *Mein westfälischer Frieden. Ein Zyklus*. Köln: Bücher der Nyland-Stiftung.

Emmerich, Wolfgang (1996): *Kleine Literaturgeschichte der DDR*. Leipzig: Kiepenheuer.

Gaus, Günter (1999): Kommentar zu Volker Brauns Gedicht 'Die Mauer'. In: Arnold, Heinz Ludwig (Hg.) (1999): *Einigkeit und aus Ruinen*. Frankfurt a. M.: S. Fischer Verlag.

Grünbein, Durs (1991): *Schädelbasislektion. Gedichte*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Hacks, Peter (2000) : *Die Gedichte*. Hamburg: Edition Nautilus.

Köhler, Barbara (1995): *Blue Box*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Köhler, Barbara (1991): *Deutsches Roulette. Gedichte 1984-1989*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Kunze, Reiner (2003): *Wo wir zu Hause das Salz haben. Nachdichtungen*. Frankfurt a. M.: Fischer Verlag.

Kunze, Reiner (1998): *ein tag auf dieser erde. Gedichte*. Frankfurt a. M.: S. Fischer.

Mickel, Karl; Endler, Adolf (Hg.) (1966): *In diesem besseren Land*. Berlin: Erweiterte Neuausgabe. Leipzig: Gustav Kiepenheuer.

Papenfuß-Gorek, Bert (1988/89): *dreizehntanz*. Berlin: Aufbau; Darmstadt: Luchterhand (1989).

Papenfuß, Bert (2004): *Rumbalotte continua*. Ostheim/Rhön: Verlag Peter Engstler.

Thalbach, K./ Raddatz, F.J. (Hg.) (2002): *Wer durch mein Leben will, muß durch mein Zimmer*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Zur Sprache vor und nach der „Wende“ – Ost-West-Kulturen in der Kommunikation

Manfred W. Hellmann, Mannheim/Viernheim

Historisch-politische Rahmenbedingungen

Die folgenden Ausführungen handeln – allgemein gesagt – von den Folgen der 40-jährigen Teilung Deutschlands in zwei Staaten, die mit der so genannten *Wende* und der Vereinigung 1989/90 glücklich überwunden wurden; genauer: von den Folgen für Sprache und Kommunikation in den beiden deutschen Staaten vor der *Wende* und im vereinigten Deutschland nach der *Wende.* Zunächst einige grundlegende historische Fakten:

Die Errichtung gegensätzlicher Systeme in den Besatzungszonen

Wie die Teilung anderer Staaten – China, Korea, auch Vietnam – ist auch die Teilung Deutschlands ein Ergebnis des Zweiten Weltkriegs, nämlich der Tatsache, dass diese Staaten, wie Deutschland, in den Grenzbereich der expandierenden und rivalisierenden Großmächte gerieten. Deutschland, das unter der Herrschaft der Nazis zum Haupturheber des Zweiten Weltkrieges geworden war, wurde schon vor dem Ende des Krieges auf Beschluss der Kriegsalliierten[1] in mehrere Einfluss-

[1] Die wichtigsten Daten: Konferenz der Kriegsalliierten in Casablanca 1943, in Teheran 1943, London 1944-45, Jalta Febr. 1945, Potsdam Juni-Juli 1945. Allen sind drei Punkte gemeinsam: Entmilitarisierung und Demokratisierung Deutschlands, Aufteilung in Besatzungszonen (mit Ausnahme Berlins), aber keine Teilung des Staates. Die Teilung vollzog sich erst im Zuge des Kalten Krieges. Vgl.

sphären geteilt (Besatzungszonen), wenngleich mit der stets wiederholten Absicht, dass diese Teilung nur vorübergehend sein sollte, nämlich bis zu einem Friedensvertrag.

In der Tat nahmen die Alliierten ihre selbst gesetzte Aufgabe durchaus ernst, nämlich Strukturen zu schaffen, die eine Wiederholung solcher nationalistischer, rassistischer und militaristischer Exzesse in Deutschland unmöglich machen sollten – allerdings auf ganz unterschiedliche, ja entgegengesetzte Weise:

Die Sowjetunion errichtete in ihrer Besatzungszone, der späteren Deutschen Demokratischen Republik, ein System nach ihrem eigenen Muster: Einen zentral geleiteten Einheitsstaat unter der Herrschaft der allein regierenden leninistischen SED (Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands) mit straff gelenkten Medien, gleichgeschalteten Massenorganisationen, staatlich gelenkter Planwirtschaft mit staatseigenen („volkseigenen") Betrieben. Ideologische Basis war der Marxismus-Leninismus, ein rigoroser, staatlich verordneter Antifaschismus und ein Antikapitalismus mit dem Anspruch, der moralisch bessere, weil sozial gerechtere Staat ohne Ausbeutung zu sein. Daraus folgte auch die offiziell betonte Hinwendung zu den gleich strukturierten „sozialistischen Bruderstaaten" im Rahmen des „Rates für gegenseitige Wirtschaftshilfe" (RGW).

Die Westalliierten errichteten in ihren Besatzungszonen, der späteren Bundesrepublik Deutschland, einen Bundesstaat mit kompliziertem föderalem Aufbau, mit rechtsstaatlichen Garantien für die Einhaltung der Menschenrechte, mit parlamentarischer Demokratie und konkurrierenden Parteien, unabhängiger Justiz und Medien und einem kapitalistischen, allerdings sozial gebändigtem Wirtschaftssystem („soziale Marktwirtschaft") mit weltweitem Wettbewerb auf einem hart umkämpften Markt. Ideologische Basis war der Antikommunismus, Antimilitarismus, die Freiheitsrechte des Bürgers auch gegenüber dem Staat, wie sie im Grundrechtskatalog des Grundgesetzes (in Anlehnung an die Verfassungen westlicher Demokratien) niedergelegt wurden. Daraus folgte auch die Hinwendung zu den westlichen Nachbarstaaten in einem zu vereinigenden Europa: erst der „Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft" (EWG), dann der „Europäischen Gemeinschaft" (EG), dann der „Europäischen Union" (EU), um deren Weiterentwicklung zurzeit heftig gestritten wird.

Die deutsche Teilung und der Frieden

In einem Punkt waren sich die ehemaligen Kriegsalliierten einig: Sie verhinderten rigoros, dass ihre „Juniorpartner", die sich allmählich konsolidierenden deutschen Staaten, sich jemals militärisch verselbständigen konnten. Sie banden vielmehr die neuen Streitkräfte strikt in ihre militärischen Bündnissysteme ein – die NATO ei-

aus der umfangreichen Literatur hier nur die schmalen Broschüren Arbeitsgemeinschaft Jugend und Bildung e.V. 1990; Gesamtdeutsches Institut 1989.

nerseits und den Warschauer Pakt (ostdt.: „Warschauer Vertrag“) andererseits – übernahmen dafür aber auch Garantien für den militärischen Schutz dieser abhängigen Bündnispartner. Die beiden deutschen Staaten wurden beide zum Aufmarschgebiet hochgerüsteter Armeen mit der weltweit größten Dichte an Atomraketen; sie hätten ausgereicht, beide deutsche Staaten mindestens 20-mal vollständig auszulöschen.

Vielleicht war gerade dies der Grund, warum in Deutschland seit Kriegsende kein Schuss auf gegnerische Soldaten gefallen ist, trotz gefährlicher Krisen, die es gegeben hat: Die Blockade Berlins 1948/49, der Arbeiteraufstand in der DDR am 17. Juni 1953, der Ungarnaufstand im Oktober 1956, der Bau der Mauer am 13. August 1961 (im offiziellen Sprachgebrauch der DDR „antifaschistischer Schutzwall“ genannt), der Einmarsch der Warschauer-Pakt-Staaten – auch der Volksarmee der DDR – in die CSSR zur Niederschlagung des „Prager Frühlings“ 1968. Und nicht zuletzt: die gefährliche „Staatsgrenze West“ der DDR, an der 184 Menschen getötet wurden und tausende verhaftet (vgl. Arbeitsgemeinschaft für Jugend und Bildung e.V. 1990). Insofern hatten die beiden deutschen Staaten wahrlich großes Glück, niemals gegeneinander Krieg führen zu müssen.

Grenzüberschreitende Kommunikation

Trotz aller Maßnahmen zur Abgrenzung, trotz Mauer, Schießbefehl, Minenfeldern und schwerer Strafandrohungen für Grenzübertritte, trotz der Behinderungen im Reiseverkehr, im Post- und Telefonverkehr, der Kontakt zwischen Ost und West ist niemals völlig abgerissen. „Interzonenzüge“ (ein Ausdruck aus der Nachkriegszeit) verkehrten täglich regelmäßig zwischen Ost und West; die Leipziger Messe im Frühjahr und im Herbst erlaubte tausenden von Gästen aus dem Westen, auch mir, den Besuch in der Messestadt Leipzig. Zudem ist es im Laufe der Jahrzehnte gelungen, ein immer dichteres Netz von Vereinbarungen und Verträgen zu schließen, insbesondere im Rahmen der Ostpolitik unter Willy Brandt und Helmut Schmidt, die im „Grundlagenvertrag“ (Nov./Dez. 1972) zwischen BRD und DDR mündeten, und zwar flankiert durch internationale Abkommen, z.B. den Warschauer Vertrag (Dez. 1970), das Berlin-Abkommen (Juni 1972), das die Berliner Mauer für Westberliner ein wenig durchlässiger machte, und vor allem die „Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa“ (KSZE) in Helsinki (August 1975) mit dem berühmten „Korb 3“ der Schlussakte dieser Konferenz. Das Abkommen garantierte einerseits die Respektierung der bestehenden Grenzen, aber auch ein Mindestmaß an Bürgerrechten für alle beteiligten Staaten,[2] etwas mehr Freizügigkeit, mehr Austausch im Bereich der Wirtschaft, der Kultur, des Sports, der Medien. Eine begrenzte Zahl von Journalisten aus der BRD und anderen westlichen Ländern wurden in der DDR offiziell akkreditiert, wenngleich scharf über-

[2] Zu den 35 Unterzeichnerstaaten gehörten neben den Großmächten und Kanada auch die west- und osteuropäischen Staaten sowie die beiden deutschen Staaten.

wacht. Weniger offiziell gab es weitere Vereinbarungen, z.B. für den Freikauf politischer Gefangener aus der DDR gegen harte West-Mark, für die Erlaubnis an DDR-Bürger, „aus der Staatsbürgerschaft der DDR entlassen“ zu werden (so die offizielle Bezeichnung), d.h. in die BRD ausreisen zu dürfen, für Reiseerleichterungen in Familienangelegenheiten und vieles andere. Die BRD zahlte dafür eine Menge Geld an die DDR; manche warfen der Bundesregierung daher vor, sie erhalte das „DDR-Regime“ mit solchen Zahlungen am Leben.

Wichtig war auch, dass Radio und Fernsehen der BRD fast flächendeckend in der DDR zu empfangen waren und intensiv genutzt wurden. Insofern war die BRD bzw. ihr Sprachgebrauch in der DDR präsent und jedenfalls passiv bekannt. Zeitungen allerdings und die meisten westdeutschen Bücher waren in der DDR verboten – umgekehrt nicht. Ich hatte kein Problem, sogar das offizielle Parteiorgan der SED, das *Neue Deutschland*, zu abonnieren und zu lesen.

Mir ist allerdings bewusst, dass ich damit im Westen eine Ausnahmeerscheinung war. Der bei weitem größere Teil der Westdeutschen interessierte sich nicht für die DDR, sie war uninteressant im Vergleich zum Rest der Welt. Für die Mehrzahl der DDR-Bürger hingegen war der Westen, die BRD, das Maß aller Dinge, insbesondere die Welt der Waren und Dienstleistungen, die fast als Paradies erschien im Vergleich zum tristen Alltag der DDR. Wie Umfragen gezeigt haben, wussten DDR-Bürger in aller Regel weit besser Bescheid über die Lebensverhältnisse in der BRD und auch über ihren Sprachgebrauch, als umgekehrt die Westdeutschen über Leben und Sprachgebrauch der DDR-Bürger. Insofern waren DDR-Bürger fähig zum „Transfer“ ihres Sprachgebrauchs, zum Verständlichmachen und "Übersetzen" ihrer sprachlichen Eigentümlichkeiten für westdeutsche Besucher. Sie haben im Gespräch mit West-Besuchern ihre ostdeutschen Wörter entweder vermieden und durch gemeindeutsche Wörter ersetzt, oder sie haben sie uns, ihren westdeutschen Gästen, erklärt: „So heißt das bei uns“, „wie wir sagen …“ (mit folgender Sacherklärung).

Allerdings war das Bild der BRD, so wie die DDR-Bürger sie sahen, geschönt durch Projektionen, durch Wunschvorstellungen, was dann nach der *Wende*, wie sich zeigte, zu erheblichen Enttäuschungen führte. Wenn man nicht reisen darf, erträumt man sich das ersehnte Reiseziel schöner, als es in Wirklichkeit ist.

Die Deutschen und die nationale Frage

Im Verhältnis der Deutschen zu ihrer nationalen Identität und zur deutschen Nation zeigt sich eine auffallende doppelte Inkongruenz.

A 1) Die Bundesregierung betonte stets, Deutschland als ganzes bestehe virtuell weiter, wenngleich zurzeit in zwei Staaten geteilt, von denen nur einer, nämlich die Bundesrepublik Deutschland, berechtigt sei, im Namen aller Deutschen zu sprechen. Dies wies die DDR-Führung stets als „Alleinvertretungsanmaßung“ zurück.

A 2) Die Bürger der Bundesrepublik hingegen entwickelten zunehmend ein Wir-Gefühl (um den Ausdruck „Nationalgefühl“ hier zu vermeiden), sie und nur sie seien die wirklichen Deutschen, nur die Bundesrepublik sei Deutschland. Es wurde von „deutschen“ Sportlern, „deutschem“ Export, „deutschen“ Autos, von der „Deutschen Botschaft“ geschrieben und gesprochen, immer im Sinne von „westdeutsch“. Durch staatliche Richtlinien in der BRD, besonders in Bayern, wurde diese Entwicklung leider noch gefördert (vgl. Hellmann 1997a). Umfragen in den 80er Jahren zeigten, dass zwar eine Mehrheit grundsätzlich eine Vereinigung für wünschenswert hielt, aber ebenfalls eine wachsende Mehrheit für keineswegs dringlich. Und je jünger die Befragten waren, um so deutlicher wurde das Desinteresse an der DDR und an einer möglichen Vereinigung, insbesondere wenn sie mit Risiken oder Kosten verbunden wäre. Einig waren sich allerdings die Deutschen in dem dringenden Wunsch nach Abbau der Reisehemmnisse, nach Durchlässigkeit der militärisch bewachten Staatsgrenze.

B 1) Die DDR-Führung betonte stets mit Nachdruck, Deutschland sei als Staat und als Nation „im Feuer des Zweiten Weltkriegs untergegangen“; es gebe zwei souveräne Staaten und zwei Staatsbürgerschaften. Zwar gebe es noch Reste gemeinsamer Nationalität, wie Sprache, kulturelles Erbe, Sitten und Gebräuche, jedoch werde sich die DDR zu einer fortschrittlichen sozialistischen Nation entwickeln. Folgerichtig verbot die DDR-Führung ihren Bürgern den Text der eigenen Nationalhymne, in der es heißt: „Auferstanden aus Ruinen / und der Zukunft zugewandt / lass uns dir zum Guten dienen / Deutschland einig Vaterland.“

B 2) Die Bürger der DDR dagegen haben in ihrer großen Mehrheit nie aufgehört, sich als Deutsche zu fühlen, sie waren deutsch, ebenso deutsch wie die Bundesbürger, was sonst. Und die Vereinigung zu e i n e r Nation erschien ihnen als schnellster Ausweg aus dem Dauerdilemma DDR.

Es war daher nur folgerichtig für sie, in der zweiten Phase der *Wende* auf Transparenten und in Sprechchören genau diese verbotene Zeile aus ihrer Nationalhymne zu rufen: „Deutschland einig Vaterland!“ und „Wir sind ein Volk!“ DDR-Bürger reagierten verbittert und verletzt auf unbedachte Äußerungen von westdeutschen Gästen, wie z.B. „Habt ihr hier keine deutschen Zeitungen?“ (an einem Kiosk in Leipzig = westdeutsche Zeitungen); „Doch, ich habe noch deutsches Geld“ (= Westmark); „Ich fahre morgen wieder nach Deutschland“ (= in die BRD).

Man könnte darüber spekulieren, ob die friedliche Revolution in der DDR fünfzehn oder zwanzig Jahre später auch noch zu einer Vereinigung geführt hätte. Dann wäre in der BRD nicht mehr die Generation an der Macht gewesen, die noch die Einheit der Nation und auch ihre Teilung selbst miterlebt und miterlitten hatte, sondern eine Generation, für die die Existenz zweier deutscher Staaten eine längst akzeptierte Selbstverständlichkeit gewesen wäre, denn sie hätten ja nichts anderes gekannt. Solche Gedankenspiele bringen allerdings nichts, denn die DDR hätte kaum so lange überlebt, weder wirtschaftlich noch politisch.

Sprache und Kommunikation in Ost- und Westdeutschland[3]

Vorbemerkung: Zur Arbeit an unserem Thema

Zunächst zwei allgemeine Bemerkungen zu Sprache und Kommunikation, die ich später noch weiter kommentieren werde.
(1) Die sprachlichen Differenzierungen zwischen den beiden Kommunikationsgemeinschaften BRD und DDR sind zwar überwiegend, aber nicht ausschließlich, lexikalischer Art. Sie betreffen nicht nur den Wortschatz, sondern auch und vor allem den Wortgebrauch; sie betreffen u.a. auch Stil und Phraseologie, in sehr geringem Umfang auch die Syntax.
(2) Gut erforscht und dokumentiert waren bis 1989 allein der öffentliche Sprachgebrauch und sein Wortschatz in der DDR. Wir konnten uns dabei auf gedruckte Quellen stützen, insbesondere auf Zeitungen, aber das heißt: auf staatlich kontrollierte Quellen. Den Sprachgebrauch im Alltag der DDR zu erforschen war vor der *Wende* in vielerlei Hinsicht schwierig oder unmöglich, nicht nur für westdeutsche Linguisten; insofern waren Aussagen über sprachliche Ost-West-Differenzen notwendigerweise einseitig. Untersuchungen etwa zum nicht-öffentlichen Sprachgebrauch in der DDR können erst seit der Vereinigung, nach Beseitigung früherer Forschungshemmnisse und der Öffnung aller Quellen in Angriff genommen werden. Insofern ist die Forschung zu den sprachlichen Ost-West-Differenzierungen noch nicht an ihr Ende gekommen. Obwohl manche Untersuchungen durch den zunehmenden zeitlichen Abstand schon wieder erschwert werden, insbesondere solche, die sich auf die aktive sprachliche Kompetenz der Sprachteilhaber, auf die Genauigkeit ihrer Erinnerung beziehen.
Während wir also die offizielle Verlautbarungssprache recht gut kannten, gab es Defizite in Bezug auf die Alltagssprache der Bevölkerung, auf den Zwischenbereich der Kommunikation in und mit Betrieben oder den Verkehr zwischen Ämtern ("Organen") und Bürgern. Schwierig zu untersuchen war auch die „private", teilweise auch subversiv-kritische oder ironische Sprache, wenn man „unter sich" war (vgl. Fraas/ Steyer 1992: 175). All dies ließ sich nur durch direkte Kontakte verringern, wenn auch nicht ganz vermeiden. Dies war der Hauptgrund, weshalb ich 25 Jahre lang jedes Jahr für eine Woche in die DDR nach Leipzig gefahren bin.
Über das quantitative Ausmaß der lexikalischen Ost-West-Differenzen sind nur Schätzungen möglich, weil es keine vergleichbaren Textkorpora gibt, die den ganzen Zeitraum in beiden Staaten abdecken. Die Schätzungen divergieren notwen-

[3] Den Abschnitt 2.1 bis 2.10 habe ich gekürzt übernommen aus Hellmann 1997b: 61-77. Vgl. auch Hellmann 2000: 251-256. Im übrigen verzichte ich hier weitgehend auf Literaturzitate und verweise auf zwei Sammelbände, in denen der Ertrag aus vier bis fünf Jahrzehnten Forschung in ausgewählten Beiträgen nachgelesen werden kann: Herberg 2008 und Hellmann / Schröder 2008.

digerweise, da es keine einheitliche Definition dessen gibt, was „Spezifika“ oder „Typika“ sind, und wie weit z.B. auch Fachvokabularien einzubeziehen sind.

Lexik der Wörterbücher

Anhaltspunkte geben Wörterbücher. Das Ostberliner *Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache* (1964-1977) markiert etwas über 2000 Stichwörter mit einem ost-west-spezifizierenden Hinweis (es verfährt dabei eher vorsichtig); bei etwas über 90.000 Stichwörtern insgesamt entspricht das etwas über 2%. Schröder/ Fix (1997) markieren 560 von knapp 10.000 „Alltagswörtern der DDR“ als „DDR-gebunden“, also knapp 6%. Die beiden Taschenbücher Kinne/ Strube-Edelmann (1981) und Ahrends (1989) buchen zwischen 800 und 900 DDR-spezifische Stichwörter, ohne Vollständigkeit zu beanspruchen, ebenso das Taschenbuch *Das neue Wort in der DDR* von Michija Nemoto (1980/81) mit gut 900 Stichwörtern. Das Wörterbuch Hellmann (1992) enthält 602 Stichwörter, es beschränkt sich auf im Ost-West-Vergleich statistisch hochdifferente Wörter, aber das Register in Band 2 hat mehrere tausend Einträge. Insgesamt kann man eine Gesamtzahl zwischen 1200 und 2000 lexikalischer DDR-Besonderheiten unterschiedlicher Typen annehmen, die aber z.T. nur innerhalb bestimmter Phasen in Gebrauch waren. Ein Wörterbuch der BRD-spezifischen Lexik gibt es leider nicht. Einiges spricht dafür, dass die BRD-spezifische Lexik eher umfangreicher ist als die DDR-spezifische Lexik. So betont Schlosser (1990: 196), dass die Lexik der BRD von mehr Neuwörtern und Neubedeutungen, von höheren Innovations- und Verlustraten gekennzeichnet sei; ihr Sprachgebrauch sei offener und stehe unter höherem Modernisierungsdruck, ihre pluralistische Gesellschaftsstruktur erfordere einen höheren lexikalischen Aufwand. Das heißt, an der deutsch-deutschen Sprachdifferenzierung ist die BRD mindestens ebenso stark, wenn nicht stärker, beteiligt als die DDR.

Die Vereinigung und die Folgen: Übernahme des bundesdeutschen Systems und seiner Lexik

Im Jahre der Vereinigung 1990 und in den Folgejahren entschieden sich die Bürger der ehemaligen DDR mit großer Mehrheit dafür, das gesellschaftliche, wirtschaftliche und politische System der BRD zu übernehmen. Das war nicht selbstverständlich, denn es gab andere Modelle, andere Vorstellungen und Programme, die entweder den Sozialismus demokratisch reformieren oder das kapitalistische System der BRD sozialpolitisch reformieren wollten. Beide hatten in den Augen der DDR-Bürger den Nachteil, dass sie die Vereinigung wahrscheinlich hinausgezögert hätten. Der Wunsch der DDR-Bürger, endlich so zu leben wie die Westdeutschen, war aber so übermächtig, dass diese Alternativprogramme keine Chance hatten. Also übernahm die DDR bzw. die neuen ostdeutschen Bundesländer

das als erfolgreich geltende System der BRD komplett, d.h. auch mit all seinen Schwächen, die auch den Westdeutschen bekannt waren. Wir haben bekanntlich ein unsinnig kompliziertes Bildungssystem, ein unsinnig kompliziertes und z.T. ungerechtes Steuersystem und Sozialsystem und insgesamt ein System, das Vermögen begünstigt und Arbeit benachteiligt. Die Chance, solche Schwächen im Zusammenhang mit der Vereinigung zu beheben oder wenigstens zu mildern, wurde vertan bzw. verhindert. Es wurden sogar Einrichtungen und Regelungen in der DDR abgeschafft, die schon damals und erst recht heute als durchaus sinnvoll erscheinen und daher im neuen Gesamtdeutschland zu übernehmen gewesen wären (vgl. dazu unten Abschnitt 4.1.2). Das geschah oft, aber nicht nur auf Druck der BRD, sondern auch aufgrund der Meinung vieler DDR-Bürger, dass alles, was die DDR geschaffen hatte, nur schlecht sein konnte. Dem gegenüber bildete sich bei anderen eine trotzige Verteidigungshaltung, die darauf bestand: „Es war nicht alles schlecht bei uns.“

Die DDR-Bürger standen jedenfalls vor der Aufgabe, in möglichst kurzer Zeit ein gänzlich anderes und z.T. entgegengesetztes System zu „lernen“, d. h. zum einen den gesamten dazu gehörigen Wortschatz, zum anderen aber auch seine Verwendung in bestimmten Situationen und den Umgang mit den neuen Gegebenheiten selbst – also die Kenntnis des „Bezeichneten“, der „Sachen“ – eine gigantische, gleichwohl lebensnotwendige Aufgabe. Dies betraf praktisch alle Sachgebiete des öffentlichen und des beruflichen Lebens und auch viele Bereiche des privaten Lebens.

Differente Lexik bestimmter Sachgebiete

Sicher ist, dass bestimmte Sachgebiete einen besonders hohen Anteil differenter Lexeme enthalten. Jedes der in den folgenden Listen aufgeführten Beispiele ist ein kleiner Schlüssel zu einem Ausschnitt der Lebenswirklichkeit der Deutschen in Ost und West, jedes Beispiel bedarf daher eigentlich eines Kommentars, den ich hier nicht leisten kann.[4] Trotz der scheinbar großen Anzahl der Beispielwörter kann ich versichern: die Anzahl könnte leicht vervielfacht werden.

(1) Ideologie/ Weltanschauung:

DDR: Arbeiter- und Bauern-Staat; führende Rolle der Partei; real existierender Sozialismus; Einheit von Partei, Staat und Volk; Sozialismus in den Farben der DDR; sozialistische Menschengemeinschaft; marxistisch-

[4] Zu vielen der folgenden Beispielwörter finden sich Gebrauchsbeschreibungen in den Wörterbüchern von Herberg/ Steffens/ Tellenbach 1997 und Wolf 2000.

leninistische Weltanschauung, Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik; unverbrüchliche Freundschaft mit der Sowjetunion; sozialistische Bruderländer, proletarischer Internationalismus; friedliche Koexistenz (zwischen Staaten unterschiedlicher Gesellschaftsordnung); Verelendung der Arbeiterklasse im Kapitalismus; imperialistische Machenschaften etc.

BRD: freiheitlich-demokratische Grundordnung; auf dem Boden des Grundgesetzes stehend; soziale Marktwirtschaft; sozialer Rechtsstaat; christliches Abendland, westliche Wertegemeinschaft; atlantische Partnerschaft; Selbstbestimmung; Grundrechtsgarantien; Pluralismus/Pluralität; Gewaltenteilung; Pressefreiheit; Parteienprivileg etc.

(2) Staatliche/ öffentliche Institutionen:

DDR: Politbüro, Staatsrat, Volkskammer, Ministerrat; Rat des Bezirks/ des Kreises/ der Stadt, Staatliche Plankommission, Volkssolidarität, Demokratischer Block, Nationale Front, Freier Deutscher Gewerkschaftsbund (FDGB), Ministerium für Staatssicherheit (MfS), Kammer der Technik (KdT), Kulturbund, Junge Pioniere, FDJ, etc.

BRD: Bundesregierung/ -kanzler/ -präsident/ -wehr; Bund und Länder; kommunale Selbstverwaltung; Regierungsbezirk, Landrat, Anstalt/ Körperschaft des öffentlichen Rechts; Kultusministerkonferenz (KMK); ARD; Industrie- und Handelskammer (IHK), Bundes(Landes-)amt für Verfassungsschutz, Junge Union, Jungsozialisten etc.

(3) Wahlrecht:

DDR: Kandidaten der Nationalen Front, einmütiges Votum, offene Stimmabgabe

BRD: Listenmandat, Direktkandidat, Stimmensplitting, Leihstimmen, Überhangmandat, Wahlkampf/ -kämpfer, Freie Wählergemeinschaft

(4) Wirtschaft:

DDR: VEB, VVB, Kombinat, LPG, Leitbetrieb, HO-Betriebe, Staatlicher Leiter, Planauflage/ Planerfüllung, gesellschaftliche Fonds, Lohnfonds, sozialistischer Wettbewerb, ökonomische Hauptaufgabe, wissenschaftlich-technische Revolution (WTR),

BRD: Aktiengesellschaft, Konzern, GmbH, Firma, Holding, Tochter(gesellschaft), Investment-/Immobilienfonds, Hedgefonds, Aktienmarkt, Volksaktie, Rentenpapiere, Börse, Dividende, Abschreibungen, Mittelstand, feindliche Übernahme, fusionieren, outsourcen, Portfolio; (umgs.:) Multis, Pleite, Baulöwe

(5) Steuer- und Finanzwesen:

DDR: Staatshaushalt, (staatliche) Zuweisungen, Nettogewinnabführung, Mark der DDR

BRD: Bundes-/ Landes- Gemeindehaushalt, Haushaltsdefizit, Länderfinanzausgleich, D-Mark, Körperschaftssteuer, Kirchensteuer, Kapitalertragssteuer, Sparerfreibetrag, 10-b-Abschreibung, Ehegattensplitting, Steuerberater

(6) Wohnungswesen:

DDR: Wohnungszuweisung, Wohnungskommission, Wohnraumvergabeplan, Wohnraumlenkung, 2-Raum-Wohnung, nichterfasstes Zimmer, AWG-Wohnung, WBS 70 (umgs. „die Platte“), rekonstruierte Wohnung (Reko-Wohnung), etc.

BRD: Sozialwohnung, Eigentumswohnung, Maisonettwohnung, Makler, Wohngeld, sanierter Altbau, Eigenbedarfs-Kündigung etc.

(7) Rechtswesen:

DDR: Oberstes Gericht, Kassation, Gesellschaftliche Gerichte, Konfliktkommission, gesellschaftlicher Verteidiger, Anwaltskollegium, Zivilgesetzbuch (ZGB), Nutzung (von staatseigenen Grundstücken), Staatsverbrechen, staatsfeindliche Hetze

BRD: Bundesgerichtshof, Oberlandesgericht, Schiedsmann, Arbeitsgericht, Verwaltungsgericht, Verbraucherschutz, Rechtsmittelbelehrung, Bürgerliches Gesetzbuch (BGB), Erbpacht, verfassungsfeindlich

(8) Soziales, insbesondere die sozialen Sicherungssysteme:

DDR: „zweite Lohntüte“, soziale Geborgenheit, Intelligenzrente, Zusatzrente, Sonderversorgung, SV-Ausweis, Feierabend-/ Veteranenheim, Arbeiterwohnungsbaugenossenschaft (AWG), Wohnraumvergabeplan

BRD: Streikrecht, Aussperrung, Tarifkonflikt, Tarifpartner, Schlichtung, soziale(r) Härte(fall), neue Armut, Sozialhilfe, Begrüßungsgeld,

Beamtenpension, Betriebsrente, BfA-Rente, VBLU-Rente, Nullrunde, Rentenberatungsstelle, Altenheim, Seniorenheim, sozialer Wohnungsbau, obdachlos

(9) Betrieb und Arbeit:

DDR: Verdienter Aktivist, um den Titel kämpfen, „Brigade der sozialistischen Arbeit“, Brigadetagebuch, Betriebsgewerkschaftsleitung (BGL), Betriebssportgemeinschaft (BSG), Kollektiv, Betriebskollektivvertrag, Frauenqualifizierungsplan, Betriebsakademie, Zielprämie, Plansilvester, Planrückstand, die Planvorgaben überbieten, Neuerer(vorschlag), delegiert werden,

sich in der Produktion bewähren, Patenbetrieb, Kaderleiter, Kaderakte, Dispatcher, Agronom, BMSR-Techniker, Lehrling, Reisekader

BRD: betriebliche Mitbestimmung, Betriebsrat, betriebsbedingte Kündigung, Kündigungsschutz, Tarifvertrag, Tarifpartner, Warnstreik, Leiharbeit, Massen-Entlassung, Arbeitslosigkeit, Humankapital, Mitarbeitermotivation, 36-Stunden-Woche, 13. Monatsgehalt, Personalleiter, Personalakte, Management, Managerseminar

(10) Handel, Versorgung, Konsum:

DDR: Handelsorganisation (HO), Konsumgenossenschaft, HO-Kaufhalle, Konsum-Vk, Außenhandelskontor, Waren (des) täglichen Bedarfs (WtB), Dienstleistungskombinat (DLK), Intershop, Intertank, Forum-Scheck, Sonderversorgung, gesellschaftliche Bedarfsträger; (umgs.) Bückware (für Waren, die es nur unter dem Ladentisch gab), Deli (für Delikat-Laden /-Geschäft)

BRD: Handelskette, Edeka, Supermarkt, Versandhauskatalog, Sonderangebot, (Winter-/Sommer-) Schlussverkauf, Verbraucherberatung, Franchise; (umgs.) Schnäppchen, Nobelmarke

(11) Bildung, Erziehung:

DDR: Polytechnische Oberschule (POS), Erweiterte Oberschule (EOS), Delegierung (zum Studium), Unterrichtstag in der Produktion, Patenbetrieb, Betriebsakademie; Sektion, Dissertation B, Dr.sc., FDJ-Seminargruppe

BRD: Gymnasium, Gesamtschule, Hauptschule, reformierte Oberstufe, Kursunterricht, Religionsunterricht, überbetriebliche Ausbildung; Fachbereich, AStA, numerus clausus, Ordinarius, C4-Professur, Dr. habil., Habilitation

Solche Listen ermüden, das ist mir bewusst. Aber vielleicht gibt es einen „Umschlag von Quantität in Qualität“: Vielleicht vermitteln diese Listen einen Eindruck, um welche Mengen von Wörtern es sich eigentlich handelt und um welche sprachliche Anpassungsleistung. Vergegenwärtigen muss man sich an dieser Stelle, dass hier nur ein Bruchteil des differenten Wortbestandes aufgelistet ist. Eine ganze Reihe von Sachgebieten ist hier gar nicht vertreten, z.B. das der Mode, Unterhaltung, Freizeit, des Sports; der Wortschatz der europäischen Institutionen, der Wortschatz der Kommunikationstechnologien und des Internet, des Militärwesens etc.
Außerdem habe ich mich hier auf nur einen Typus von lexikalischen Differenzen beschränkt, nämlich die sog. *Lexemspezifika*. Darunter versteht man solche Wörter, bei denen Bezeichnung und Bezeichnetes für die jeweils eine Seite spezifisch oder typisch sind. Daneben gibt es noch *Bezeichnungsspezifika* und die so genannten *Bedeutungsspezifika*, beide sollen im Folgenden an Beispielen erläutert werden. Einige

weitere Typen müssen hier unberücksichtigt bleiben.[5] (6) Und unberücksichtigt sind auch Wörter, die sich keinem Sachgebiet zuordnen lassen, gleichwohl aber durchaus ost- oder west-spezifisch sind.

Bezeichnungsspezifika

Gemeint sind unterschiedliche Bezeichnungen in Ost und West bei gleicher Bedeutung und gleichem Sachbezug (Alltagswörter, in Auswahl).

BRD:	*DDR:*
Aerobic	*Popgymnastik*
Brathähnchen	*Broiler*
Diskjockey	*Schallplattenunterhalter*
Fruchtsaft	*Juice*
Heimatvertriebener/Flüchtling	*Umsiedler*
Nachholbedarf	*Nachholebedarf*
Plastik	*Plast(e)*
regional	*territorial*
Revierpolizist	*Abschnittsbevollmächtigter (ABV)*
Staatsangehörigkeit	*Staatsbürgerschaft*
Supermarkt	*Kaufhalle*
Tiefkühl-	*Feinfrost-*
Zielsetzung	*Zielstellung*
Zonengrenze/DDR-Grenze	*Staatsgrenze West*

Bedeutungsspezifika

Darunter verstehen wir Wörter, die bei gleicher Bezeichnung unterschiedliche Bedeutung und/ oder Sachbezug haben. Bedeutungsdifferent war der gesamte tradierte ideologische Wortschatz: „demokratisch“, „Fortschritt“, „Freiheit“, „sozialistisch“, „bürgerlich“, „Klasse“ waren von der Partei strikt marxistisch-leninistisch definiert; in der BRD wurden sie in vielfachen Schattierungen, aber zumeist nicht marxistisch-leninistisch gebraucht. Als Elemente übernationaler Ideologiesysteme sind sie aber eigentlich kein spezifisch deutsch-deutsches Differenzproblem.
Bedeutsamer sind nicht primär ideologische Bedeutungsunterschiede.

Beispiele in Auswahl:

[5] Eine vollständige Übersicht der Typen lexikalischer Spezifika vgl. Hellmann 2000: 254-261.

Antragsteller: ostdt.: besonders in der 2. Hälfte der 80er Jahre: (auch ohne spezifizierenden Kontext) „jemand, der einen Antrag auf ständige Ausreise in die BRD gestellt hat“; westdt.: spezifizierungsbedürftig

Brigade/ Brigadier: westdt.: Truppeneinheit oberhalb der Regiments-Ebene/ ihr Befehlshaber; ostdt.: (zusätzlich und vor allem) kleinste Arbeitseinheit in einem Betrieb/ ihr Leiter

Bürgerinitiative: westdt.: Vereinigung von Bürgern zur Durchsetzung von Bürgerinteressen gegen den Staat oder mächtige Interessengruppen; ostdt.: staatlich organisierte Tätigkeit von Bürgern zur Erledigung gesellschaftlicher Aufgaben

Einrichtung: ostdt.: allgemein für alle staatlichen Institutionen, die der Bevölkerung offen standen, oft mit dem Zusatz „gesellschaftliche Einrichtung“, ohne solchen Zusatz speziell für kombinierte Kindergärten/ Kinderkrippen („die Kinder zur Einrichtung bringen“); westdt.: so ungebräuchlich und kaum verständlich

Kader: westdt.: nur für organisierte Gruppen ausgewählter Personen (Sport, Militär); ostdt.: auch für qualifizierte Mitarbeiter, auch den einzelnen

Ministerrat: westdt.: internationales Gremium von Ministern der EG-Staaten; ostdt.: Regierung der DDR (und anderer sozialistischer Staaten)

Objekt: westdt.: eher fachsprachlich (Makler, Investoren) für Immobilien („Renditeobjekt“, „Mietobjekt“); ostdt.: erweitert: „gastronomisches Objekt“ (eine Gaststätte), „Stasi-Objekt“ (z.B. eine Schießanlage, eine von der Staatssicherheit angemietete konspirative Wohnung), „Ferienobjekt“ (ein Urlaubsheim eines Betriebs, einer „Einrichtung“)

Rekonstruktion: westdt.: Wiederherstellung von etwas Zerstörtem oder Beschädigtem oder eines Tathergangs; ostdt.: vor allem Grunderneuerung/ Modernisierung von Betriebsabläufen, Betrieben, auch Gebäuden, Straßen o.ä. (gelegentlich sogar für Personengruppen, z.B. eine Sportmannschaft)

schöpferisch: westdt.: als Eigenschaft von Individuen i. S. v. „kreativ, Neues gestaltend“; ostdt.: (auch und besonders) als Eigenschaft von Werktätigen/ Kollektiven in der „Anwendung des Marxismus-Leninismus“ bzw. bei der „Verwirklichung der Beschlüsse der Partei“.

Außer Gebrauch geratene Wendungen

Verschwunden aus der Presse der DDR (oder nur noch in ironisch-distanzierender Verwendung belegt) sind schon seit November 89 die herrschenden Wendungen der Staatsmacht wie „Sozialismus in den Farben der DDR“, „Einheit von Partei und Volk“, „Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik“, „Friedenskampf“, „proletarischer Internationalismus“, „Masseninitiative“, „sozialistischer Wettbewerb“, „unsere Menschen“, „allseitig gebildete sozialistische Per-

sönlichkeit“, „nichtsozialistisches Wirtschaftsgebiet“ („NSW“), die „Bruder“-Terminologie mit zahlreichen Komposita („Bruderstaat“, „Bruderpartei“, „brüderliche Verbundenheit“ etc.), „Arbeiter-und-Bauern-Staat“, die „führende Rolle der Partei“ wird im Dezember 1989 aus der Verfassung gestrichen. Die endlos langen, vielgliedrigen Titulaturen hochgestellter Persönlichkeiten sind bis auf Reste verschwunden. Als Beispiele nur zwei: „der Generalsekretär des Zentralkomitees der SED und Vorsitzender des Staatsrates der DDR, Erich Honecker, weilte zum Staatsbesuch …“ oder „… in Anwesenheit des Stellvertretenden Vorsitzendes des Komitees für Alphabetisierung der Republik Guinea …“
Auch der so genannte „sozialistische Komparativ“ verschwindet aus der Presse. Gemeint sind damit Wendungen wie: „die sozialistische Rationalisierung in den Leitbetrieben *noch stärker vorantreiben / noch konsequenter weiterentwickeln*“; „die kommunistische Erziehung der Jugend *immer breiter durchsetzen*“; „die Versorgung der Bevölkerung mit Waren des täglichen Bedarfs *ständig umfassender sichern*“ usw. Jeder DDR-Bürger wusste: Wenn diese Wendungen auftauchen, hat es auf dem benannten Gebiet überhaupt nicht geklappt.

In Gebrauch gebliebene („wende-resistente“) DDR-spezifische Wörter

Schon im Frühjahr 1990 gab es erste Untersuchungen zur Frage, welche Wörter aus dem spezifischen Wortschatz der DDR die ersten Monate der *Wende* „überlebt“ hatten, also weiterhin in Gebrauch waren (vgl. u.a Hellmann 1990). Die damals zusammengestellte Liste hat sich bis heute, wie zu erwarten, erheblich verkürzt: Es sind nicht viel mehr als ein gutes Dutzend übrig geblieben. Einige davon haben sich – mehr oder weniger stark – auch im westdeutschen Sprachgebrauch verbreitet, andere blieben als Bezeichnungsvarianten auf den ostdeutschen Bereich beschränkt, haben sich aber dort stabilisiert.
Beispiele:[6]
abnicken: westdt.: „(einen Plan, einen Vorschlag, ein Konzept) absegnen“; der Ausdruck macht den Vorgang sehr plastisch nachvollziehbar; inzwischen auch westdt. verbreitet

andenken/ angedacht: „sich erste Gedanken machen über etwas“; (meist im Partizip Perfekt:) „das haben wir schon mal angedacht; ... ist erst angedacht worden“ o.ä. Auch im Westen inzwischen sehr weit verbreitet; eine der erfolgreichsten Übernahmen aus dem Osten

Broiler: „Brathähnchen“; beide Bezeichnungen waren in der DDR geläufig. Nach vorübergehendem Rückgang jetzt wieder verstärkt in Gebrauch. An Ostberliner Restaurants finden sich Schilder: „Hier können Sie ‘Broiler’ sagen.“ Im Westen als DDR-Wort bekannt, aber wenig geläufig

[6] Eine ähnliche Liste findet sich auch in SPIEGEL Spezial, vgl. Hellmann 1991: 85.

Datsche: „Wochenendhaus“ (eine der wenigen erfolgreichen Übernahmen aus dem Russischen); in der DDR auch (selbstironisch) für jede Art von Freizeithaus verwendet; westdt. ebenfalls (als DDR-Wort) weit bekannt (oft als „Datscha“)

Fakt: in der Wendung „Fakt ist: ...“, „das ist (doch) Fakt“ schon seit Ulbricht im Sprachgebrauch der DDR nachweisbar, später auch alltagssprachlich; im Westen vor der *Wende* nachweisbar, aber selten; seit der *Wende* häufiger

geschuldet sein: „etwas ist dem ... zu verdanken“ (mit Dativ); z.B. „Der schnelle Zusammenbruch der DDR ist nicht zuletzt ihrer desolaten Wirtschaftslage geschuldet.“ Der Ausdruck ist zwar schon im Grimmschen Wörterbuch belegt, war aber im Westen äußerst selten; in den neuen Bundesländern bis heute sehr geläufig

(in) Größenordnungen: i. S. v. „in großem/ in erheblichem Unfang“; z.B. „Auch bei uns wurden Leute in Größenordnungen entlassen.“ In den neuen Bundesländern bis heute (umgangssprachlich) weit verbreitet

Kollektiv: westdt.: „Team“, „(Arbeits)Gruppe“, „Belegschaft“. Besonders in Zusammensetzungen in den neuen Bundesländern weiterhin gebräuchlich („Autoren-, Lehrer-, Arbeits-, Klassen-, Schülerkollektiv“ u.ä.). Im Westen wird „Kollektiv“ meist negativ konnotiert

Lehrling: westdt.: „Auszubildender / Azubi“. In der Sprache der Behörden und Tarifverträge der neuen Bundesländer wird der westdeutsche Ausdruck verwendet, umgangssprachlich dominiert bei weitem der ostdeutsche (früher gesamtdeutsche). Es scheint, als werde unter diesem Einfluss auch in Westdeutschland der „Lehrling“ wieder häufiger

orientieren: „(jemanden) orientieren auf etwas:“ i. S. v. „jemandem eine Richtlinie geben für/ in Bezug auf etwas“. In westdt. Sprachgebrauch konnte man bisher nur „sich“ oder „jemanden über etwas orientieren“ oder „(sich) an etwas orientieren“. Inzwischen auch westdt. (selten) belegt; der Vorgang des Richtlinien-Gebens kommt hierin unscharf, aber unüberhörbar zum Ausdruck. In den neuen Bundesländern weiterhin weit verbreitet

Raum: „3-Raum-Wohnung“ statt „3-Zimmer-Wohnung“ oder „2-1/2-Zimmer-Wohnung“. In Wohnungsanzeigen der neuen Bundesländer weiterhin weit verbreitet, wenngleich „Zimmer“ zunimmt

rekonstruieren/ Rekonstruktion: auch für Betriebe, Anlagen, Gebäude, Straßen etc. i. S. v. „(grundlegend) modernisieren/sanieren“, nach vorübergehendem Rückgang jetzt gelegentlich wieder in Gebrauch; deutlich als DDR-typisch markiert, im Westen in dieser Bedeutung ungebräuchlich

Strecke: „auf dieser Strecke“: i. S. v. „in dieser Hinsicht/ auf diesem Gebiet“. Umgangssprachlich im Osten geläufig; neuerdings auch (selten) im Westen, z.B. „Schlagzeug ist nicht meine Hauptstrecke“; „auf der PC-Strecke war die DDR besonders weit zurück“; „Ost-West-Sprachvergleich – das ist doch deine Strecke!“ (ein Kollege zu mir)

Zielstellung: westdt.: „Zielsetzung“. In den neuen Bundesländern ganz alltagssprachlich; im Westen als DDR-Wort markiert, aber weitgehend ungebräuchlich

Sättigungsbeilage: Gemeint sind Kartoffeln, Nudeln, Reis u. dergl. als Beilage zu Fleisch und Gemüse. Dieses für mich sehr typische DDR-Wort fand ich kürzlich auf einer Speisekarte in Trier!

Gesamtmenge der Übernahmen von West nach Ost

Nimmt man die Lexik aller öffentlichkeitsrelevanten Sachgebiete einschließlich alltagssprachlicher Besonderheiten sowie die bezeichnungs- und bedeutungsdifferenten Wörter zusammen, so liegt die Zahl der Übernahmen aus dem westdeutschen in den ostdeutschen Gebrauch seit 1990 zwischen 2000 und 3000 (ohne interne Fachvokabularien). Was nicht heißt, dass alle DDR-Bürger so viele Wörter „neu“ zu lernen hatten: Die Mehrzahl kam vermutlich mit einigen hundert aus, manche West-Wörter ließen sich aus ihren Wortteilen verstehen, außerdem waren viele schon vorher passiv bekannt. Sie aktiv zu gebrauchen setzt allerdings einen umfassenden Lernprozess voraus. Andere hatten – je nach Position und Anspruch an sich selbst – noch weit mehr zu lernen. Die DDR-Bürger haben diesen Lernprozess gemeistert, mit einer Bravour, die den Westdeutschen eigentlich Respekt abnötigen sollte.

Wende-Neologismen[7]

Während bzw. kurz nach der *Wende* entstanden eine Reihe neuer Wörter oder wurden in neuer Bedeutung gebraucht, so z.B. die Bezeichnung *Wende* selbst für die friedliche Revolution im Herbst ´89, – ein Wort, das im Sprachgebrauch der BRD vorher den Wechsel von der sozialliberalen zur konservativ-liberalen Koalition bezeichnete.
Ich nenne ferner als Beispiele:
Montagsdemo: Die Massendemonstrationen protestierender Menschen, im Oktober und November 1989, erst in Leipzig, dann in Berlin und anderen Städten der DDR, die das System schließlich zu Fall brachten;

[7] Zahlreiche weitere Beispiele zum Wortgebrauch der Wendezeit vgl. Wörterbuch Hellmann 2006.

Ausreiser, Ausreisebewegung: Die massenhafte Abwanderung von DDR-Bürgern in die BRD über die westdeutschen Botschaften in Prag, Warschau, Budapest bzw. über die offene Grenze via Österreich;

Mauerspecht: Menschen, die wie Spechte Löcher in die Berliner Mauer hackten;

Wendehals: Eigentlich ein Vogel, der seinen Hals um 180 Grad drehen kann, hier jemand, der charakterlos sich den neuen Verhältnissen anpasst;

Blockflöte: Abwertend für ein Mitglied der früheren von der SED beherrschten „Blockparteien“.

Bürgerkomitee: Gewählte Gruppe oppositioneller Bürger, die mit den Staatsvertretern um Reformen kämpfte;

Gruppe der 20: Name eines solchen Bürgerkomitees in Dresden;

Warteschleife: Eigentlich die Schleife, die ein Flugzeug fliegen muss, bevor es landen darf: hier der vorübergehende Wartezustand eines ehemaligen Beschäftigten im Staatsdienst der DDR, bevor entschieden wird, ob er weiterbeschäftigt (übernommen) wird oder entlassen wird;

Treuhandanstalt: Die vom Staat eingerichtete Institution, in der alle staatseigenen oder volkseigenen Betriebe (VEBs) und Grundstücke der DDR zusammengefasst wurden, bevor sie privatisiert, umstrukturiert, verkauft oder geschlossen wurden.

Gauck-Behörde: Eine staatliche Behörde – benannt nach ihrem ersten Chef, Joachim Gauck – die die Aktenberge der Staatssicherheit sichern, verwalten und auswerten soll, mit Unterscheidung von „Täterakten“ und „Opferakten“. Dazu entstand ein neues Verb: „gaucken“ – jemanden durch die Gauck-Behörde überprüfen lassen, ob er Mitglied oder Informant der Stasi war.

Auch *Abwicklung/ abwickeln* – als Wörter aus dem Wirtschaftsrecht seit langem geläufig – haben nach der *Wende* ihre negative Nebenbedeutung und Gefühlswerte (Konnotationen) erhalten: In der DDR war – anders als im Westen – nicht nur das berufliche, sondern auch das soziale, kulturelle, gesellschaftliche Leben der Menschen stark mit ihrem Betrieb verbunden. Die volkseigenen Betriebe unterhielten Betriebssportgemeinschaften, Betriebskulturgruppen, Kindergärten und Ambulatorien, Großbetriebe hatten ihre eigenen Ferienheime, die Werkskantinen waren Treffpunkt auch für die ehemaligen Betriebsangehörigen, die Rentner bzw. sog. „Veteranen“. Viel öfter als im Westen blieben die Angehörigen der Kollektive, der Brigaden, der Arbeitsgruppen auch nach Feierabend zu gemeinsamen Unternehmungen zusammen. Sofern die volkseigenen Betriebe unter neuer Leitung vorläu-

fig erhalten blieben, hatten die neuen westdeutschen Firmenchefs für solchen „Sozialklimbim“ in der Regel kein Verständnis. In der Mehrzahl wurde einfach „abgewickelt“. Oder (umgangssprachlich) „plattgemacht“. Und so wurde die massenhafte „Abwicklung“, d.h. die Auflösung von Betrieben und Institutionen in der ehemaligen DDR nicht nur als Verlust des Arbeitsplatzes empfunden, sondern oft schon als eine Zerstörung der sozialen Netzwerke, also der Lebensgrundlagen von Menschen. Diese Verluste sind bis heute nicht voll ausgeglichen.

Textsorten, Textmuster

Bisher war von Wortschatz und Wortgebrauch die Rede. Die Vereinigung machte aber nicht nur das Erlernen tausender westdeutscher Wörter, Wendungen und Bedeutungen erforderlich, sondern auch das Erlernen neuer Textsorten und Textmuster. Untersucht wurden bisher u.a. Veränderungen in Leserbriefen, Kontaktanzeigen, Stellenanzeigen, Wohnungssuche, Bewerbungen, Zeugnissen und Beurteilungen, Beratungsgesprächen – immer mit ähnlichem Resultat: die westdeutschen Muster ersetzen zunehmend die ostdeutschen. Manche sprechen von einem „hegemonialen Diskurs“. Darüber hinaus gibt es offenbar unterschiedliches Kommunikations v e r h a l t e n innerhalb dieser einen Sprache, und gerade solche Differenzen scheinen oft konfliktär zu werden. Sich verständigen können heißt eben nicht auch einander verstehen.

Allerdings lässt sich auch feststellen: Die deutsch-deutschen Kommunikationsprobleme sind inzwischen ein Generationenproblem geworden. Die jungen Leute, d.h. die Generation der Jahrgänge ab etwa 1976, teilen nur noch selten die Vorbehalte der Älteren; ihre Generation hat mit ihren Altersgenossen im jeweils anderen Teil kaum Kommunikationsprobleme, die sich auf Ost-West-Differenzen zurückführen lassen. Insofern verringern sich die Probleme „von selbst“.

Literaturangaben:

Ahrends, Martin (1989): *Allseitig gefestigt. Stichwörter zum Sprachgebrauch der DDR.* München: dtv. (Zuvor unter dem Titel *Trabbi, Telespargel und Tränenpavillon.* München: Heyne, 1986.)

Arbeitsgemeinschaft Jugend und Bildung e.V. (Hg.) (1990): *Nach vier Jahrzehnten. – Ein Rückblick auf die deutsche Teilung.* Wiesbaden: Universum Verlagsanstalt.

Deiritz, Karl/ Krauss, Hannes (Hg.) (1991): *Der deutsch-deutsche Literaturstreit oder ‚Freunde, es spricht sich schlecht mit gespaltener Zunge.' Analysen und Materialien.* Hamburg: Sammlung Luchterhand.

Ensel, Leo (1995): *'Warum wir uns nicht leiden mögen'. Was Ossis und Wessis voneinander halten.* Münster: agenda Verlag.

Fraas, Claudia/ Steyer, Kathrin (1992): Sprache der Wende – Wende der Sprache? Beharrungsvermögen und Dynamik von Strukturen im öffentlichen Sprachgebrauch. In: *Deutsche Sprache* 20, 172-184.

Gesamtdeutsches Institut – Bundesanstalt für gesamtdeutsche Aufgaben (Hg.) (1989): *Geteilte Hoffnung. Deutschland nach dem Kriege 1945 – 1949. Eine Ausstellung des Gesamtdeutschen Instituts – Bundesanstalt für gesamtdeutsche Aufgaben*. Bonn.

Hellmann, Manfred W. (1990): DDR-Sprachgebrauch nach der Wende – eine erste Bestandsaufnahme. In: *Muttersprache* 100, 266-286.

Hellmann, Manfred W. (1991): Einigendes Band zerfasert? Über den Sprachgebrauch der Ost- und Westdeutschen“. In: *SPIEGEL Spezial. Das Profil der Deutschen. Was sie vereint, was sie trennt,* 1/1991, 82-85.

Hellmann, Manfred W. (1992): *Wörter und Wortgebrauch in Ost und West. Ein rechnergestütztes Korpuswörterbuch zu Zeitungstexten aus den beiden deutschen Staaten. DIE WELT und Neues Deutschland 1949 - 1974*. Tübingen: Gunter Narr.

Hellmann, Manfred W. (1997a): Das ‚kommunistische Kürzel BRD’. Zur Geschichte des öffentlichen Umgangs mit den Bezeichnungen für die beiden deutschen Staaten. In: Irmhild Barz / Marianne Schröder (Hg.): *Nominationsforschung im Deutschen. Festschrift für Wolfgang Fleischer zum 75. Geburtstag*. Frankfurt a.M. et al: Peter Lang, 93-108.

Hellmann, Manfred W. (1997b): Sprach- und Kommunikationsprobleme in Deutschland Ost und West. In: Gisela Schmirber (Hg.): *Sprache im Gespräch. Zu Normen, Gebrauch und Wandel der deutschen Sprache*. München: Hanns-Seidel-Stiftung, 61-77.

Hellmann, Manfred W. (2000): Divergenz und Konvergenz. Sprachlich-kommunikative Folgen der politischen Teilung und Vereinigung Deutschlands. In: Eichhoff-Cyrus, Karin/ Hoberg, Rudolf (Hg.) (2000): *Die deutsche Sprache zur Jahrtausendwende. Sprachkultur oder Sprachverfall?* Mannheim: Dudenverlag, 247- 276; hier 251-256.

Hellmann, Manfred W. unter Mitwirkung von Pantelis Nikitopoulos und Christoph Melk (2006): *Wörter in Texten der Wendezeit. Ein Wörterbuch zum ‚Wendekorpus’ des IDS Mai 1989 bis Ende 1990*. CD-ROM und Begleitband. Mannheim: Institut für deutsche Sprache – amades.

Hellmann, Manfred W./ Schröder, Marianne unter Mitarbeit von Ulla Fix (Hg.) (2008): Sprache und Kommunikation in Deutschland Ost und West – ein Reader zu fünfzig Jahren Forschung. (= Reihe Germanistische Germanistik Bd. 192-194) Hildesheim: Georg Olms Verlag .

Hellmann, Manfred W. (2008): *Das einigende Band? Beiträge zum sprachlichen Ost-West-Problem im geteilten und wiedervereinigenden Deutschland*. Studien zur deutschen

Sprache. (Hrg. von Dieter Herberg). (= Studien zur deutschen Sprache Bd. 43) Tübingen: G. Narr.

Herberg, Dieter/ Steffens, Doris/ Tellenbach, Elke (1997): *Schlüsselwörter der Wendezeit. Wörter-Buch zum öffentlichen Sprachgebrauch 1989/90.* New York, Berlin: Walter de Gruyter Berlin.

Kinne, Michael/ Strube-Edelmann, Birgit (1981): Kleines Wörterbuch des DDR-Wortschatzes. Düsseldorf: Schwann.

Klein, Olaf Georg (2001): *Ihr könnt uns einfach nicht verstehen. Warum Ost- und Westdeutsche aneinander vorbeireden.* Frankfurt a.M.: Eichborn Verlag.

Lindner, Bernd (1998): *Die demokratische Revolution in der DDR 1989/90.* Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.

Nemoto, Michiya (1980/81): *Das neue Wort in der DDR.* Tokyo: Dogakusha Verlag.

Schröder, Marianne/ Fix, Ulla (1997): *Allgemeinwortschatz der DDR-Bürger – nach Sachgruppen geordnet und linguistisch kommentiert.* Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter.

Spittmann, Ilse/ Helwig, Gisela (Hg.) (1989): *Chronik der Ereignisse in der DDR.* Köln: Verlag Wissenschaft und Politik.

Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache (1964-1977). Hg. von Ruth Klappenbach/ Wolfgang Steinitz, Akademie der Wissenschaften der DDR-Zentralinstitut für Sprachwissenschaft, Bd. 1 - 6, Berlin (Ost): Akademie Verlag.

Wolf, Christa (1990): Rede am 4. November '89 auf dem Berliner Alexanderplatz. In: Wolf, Christa (1990): *Reden im Herbst.* Berlin: Aufbau Taschenbuch Verlag, 119-121.

Wolf, Birgit (2000): *Sprache in der DDR. Ein Wörterbuch.* Berlin, New York: Walter de Gruyter.

Utopie und Heimat: Von Abschieden und Neuanfängen im DEFA-Film

Klaus Finke, Oldenburg

Einleitung

Wir beginnen unsere Überlegungen zum Thema im Anschluss an die Vorführung des Films *Die Architekten* von Peter Kahane. Dies ist einer der letzten und zugleich einer der wichtigsten Filme der DEFA. Der vom Film thematisierte Vorgang einer „Abwendung von den Hoffnungsschwärmern", die sich „im Bunde wähnen mit dem Weltgesetz der Geschichte" (Blumenberg 1981: 31) und daraus die Suspension der Gegenwart im Namen einer besseren Zukunft rechtfertigen, für diesen Vorgang, der für viele ein langwieriger und schmerzhafter Prozess ist, findet der Film eindrucksvolle Bilder. Alle Ökonomie, so wissen wir von Marx, reduziert sich schließlich auf eine Ökonomie der Zeit. Überfluss an Zeit als Korrelat des materiellen Mangels war Kennzeichen der politischen Ökonomie des Sozialismus; die Verschwendung von Lebenszeit war signifikanter Ausdruck des Herrschaftssystems. In der Vertagung der „Parusie des menschlichen Glücks", des Aufschubs also seiner Anwesenheit in die beanspruchten „überdimensionierten Zeiträume" einer anthropozentrischen Teleologie, mit der „die Gegenwart als notwendige Vor- und Durchgangsstufe zu jener fernen Zukunft" gerechtfertigt erscheinen sollte, musste der Mensch als Individuum „seine Nichtigkeit und Ohnmacht gegenüber der Zeit als dem Allesvermögen empfinden" (Blumenberg 1997: 257). Mit der Entdeckung der Ökonomie ihrer Lebenszeit entdecken die Menschen deren Verwendung für die Fiktionen einer Ideologie; indem sie dieser Verschwendung die Zustimmung entziehen, entziehen sie sich dem totalen Herrschaftsanspruch dieser

Ideologie. Daraus entsteht jenes sich zunehmend radikalisierende Grundproblem der SED-Diktatur in der Ära des „real existierenden Sozialismus" der Honecker-Herrschaft, das Problem, nach dem „Abschied von der Utopie" nicht einmal für Verhältnisse sorgen zu können, die dem Einzelnen das Leben als vertraut, geordnet und sinnvoll erscheinen lassen konnten. Dem Utopie- und Loyalitätsverlust korrespondiert verstärkt der Eindruck einer Ortlosigkeit des Lebens; ihm entspricht die resignative Abkehr der DEFA-Filmhelden von den Reformillusionen, deren zähes Fortbestehen viele an das politische System gebunden hielt. Das, was hier an den Filmfiguren deutlich wird, die Verzweiflung und Abwendung von ihrer Heimat, deren Herrschaft die Maske des politisch-sozialen Fortschritts abgerissen worden ist, zeigt nicht nur diesen Verlust, sondern zugleich die Schwierigkeiten einer Situierung im vereinten Deutschland. Bevor wir das spannungsreiche Verhältnis von „Hoffnung und Heimatlosigkeit" näher untersuchen, sollen einige einführende Bemerkungen zur DEFA und zu den wichtigsten von dieser Filmfirma fabrizierten Selbstbildern der kommunistischen Herrschaft in der DDR zum Verständnis der von Kahanes Film gezeigten „Finalitätskrise" der SED-Diktatur beitragen.

Die DEFA

Die Firma

Die „Deutsche Film AG", kurz: die DEFA, wurde am 17. Mai 1946 in Potsdam-Babelsberg auf dem Gelände der ehemaligen UFA, der Filmhauptstadt des nationalsozialistischen „Dritten Reichs" gegründet. Die Gründung erfolgte durch Erteilung einer Produktionslizenz von der Sowjetischen Militärverwaltung in Deutschland (SMAD). Sie war Abschluss der Arbeit eines aus fünf Kommunisten bestehenden „Filmaktivs", das in Abstimmung mit den zuständigen Behörden der SBZ die technisch-materiellen und personellen Vorbereitungen für eine Filmproduktion getroffen hatte. Die DEFA hat mit Wolfgang Staudtes Die Mörder sind unter uns den ersten Nachkriegsfilm produziert. Von der DEFA sind von 1946-1992 ca. 750 Spielfilme, mehrere tausend Dokumentarfilme und Animationsfilm sowie Kinderfilme und Wochenschauen produziert worden. Auf der formalen Ebene trat die DEFA im Kleid bürgerlicher Rechtsbegriffe auf: zunächst als „AG in Gründung", dann, ab Oktober 1948 als deutsch-sowjetische AG. Ab September 1949 schließlich war die DEFA als Teil der Parteiholding „Zentrag" auch formal zum Eigentum der SED geworden. Den politischen Einfluss hatte sie sich – in Absprache mit der SMAD – durch direkte Unterstellung der DEFA-Leitung unter entsprechende „Filmkommissionen" beim Parteivorstand gesichert. Nach der 1954 abgeschlossenen Zentralisierung des Kultursektors erfolgte die „Abnahme" der fertigen Filme von einer Kommission der Hauptverwaltung Film im Kulturministerium. Neben der Produktion erfolgte ab 1950 auch der Verleih der Filme staat-

lich organisiert durch den „Progreß-Vertrieb“. Die mehr als 1000 bestehenden Kinos auf dem Gebiet der DDR wurden schrittweise enteignet; die verstaatlichten Betriebe wurden in den „Vereinigungen Volkseigener Lichtspieltheater, VVL“ zusammengefasst; die vollständige Zentralisierung konnte Anfang 1952 abgeschlossen werden (vgl. Kersten 1954). In den ersten Jahren bestand die Mehrzahl der bei der DEFA beschäftigten Filmleute aus Mitarbeitern der NS-Filmfirma: der UFA. Bei den Kameramännern betrug deren Anteil 73 %, in der Dramaturgie 75 %, bei den Produktionsleitern 60 %; alles Mitarbeiter, die zudem noch überwiegend in Westberlin wohnten. Dies konnte sich erst Anfang der 1950er Jahre ändern, als eine nennenswerte Zahl neu ausgebildeter Filmleute bereitstand. Auch die Produktion von Filmen sollte nach Kriterien der Planwirtschaft erfolgen; für die einzelnen Jahre wurden also zu erfüllende „Produktionspläne“ aufgestellt, die Kennziffern für unterschiedliche Bereiche enthielten: So sollten etwa mit einer festgelegten Zahl von Filmen Themen wie etwa „Industrie“, „sozialistische Lebensweise“, „Nationale Volksarmee“, „progressives Erbe der deutschen Geschichte“, „Geschichte der Arbeiterbewegung“ etc. behandelt werden. Ab 1950 verfügte die SED mit der DEFA über eine voll funktionsfähige nationale Filmproduktion. In einem der größten Studios Europas in Babelsberg mit mehr als 4000 Beschäftigten betrug die Produktionskapazität etwa 25 - 30 Spielfilme pro Jahr. Der Gesamtbedarf von ca. 70 - 80 Spielfilmen konnte damit aber nicht abgedeckt werden; daher kamen vor allem sowjetische Filme und Filme aus den sozialistischen Bruderländern in die Kinos. Da deren Resonanz beim Publikum äußerst gering blieb, kamen verstärkt auch alte UFA- Filme sowie Filme aus dem westlichen Ausland zum Einsatz. Zwischen 1960 und 1989 wurden ca. 3800 Titel in die Kinos gebracht: davon 832 aus der Sowjetunion (22 %), 510 von der DEFA (13 %), 2792 aus sozialistischen Staaten (73 %) und 958 (25 %) aus dem Westen, davon 150 aus den USA und 134 aus der BRD (Wiedemann 2000: 269). In der DDR lässt sich für die 1970/80er Jahre ein ähnlicher Prozess beobachten wie in der BRD; der Kinobesuch sinkt signifikant, das Fernsehen wird zum neuen Leitmedium. Von besonderer Bedeutung ist dabei Folgendes: Die DDR-Bevölkerung kommt von Anfang an in den Genuss einer dualen TV-Struktur, denn neben dem „Deutschen Fernsehfunk“ (DFF) der DDR kann sie auch – bis auf ganz kleine Ausnahmen – die TV-Programme der ARD und des ZDF empfangen, ein für die Erosion des Medienmonopols nicht unerheblicher Faktor. In den 80er Jahren öffnete sich die DDR für den westlichen Kommerzfilm; der Publikumserfolg der importierten populären Kinounterhaltung war immens, die Beachtung der DEFA-Filme ging weiter zurück. Die Zahlen der Kinoerfolge aus den Jahren zwischen 1981 und 1988 verdeutlichen dies:

1981: *Spiel mir das Lied vom Tod* (Italien 1968/RE. Sergio Leone): 1,7 Mill. – *Bürgschaft für ein Jahr* (DEFA/ RE: Hermann Zschoche/ Thema Arbeit): 0,463 Mill.

1982: *Lady Chatterlys Liebhaber* (GB/Frankreich, RE: Just Jaecking): 1,6 Mill. – *Das Fahrrad* (DEFA/RE: Evelyn Schmidt, Thema: Arbeit): 0,6 Mill.

1983: *Plattfuß Am Nil* (Italien 1980, RE: Steno): 1,5 Mill. – *Der Aufenthalt* (DEFA/RE: Frank Beyer): 0,5 Mill.

1984: *Das fliegende Auge* (USA 1982, RE: John Radham): 2,3 Mill. – *Eine sonderbare Liebe* (DEFA, RE: Lothar Warneke, Thema: Arbeit): 0,2 Mill.

1985: *Asterix erobert Rom* (Frankreich 1975, RE: Rene Goscinny): 2,0 Mill. – *Ete und Ali* (DEFA, RE: Peter Kahane; Thema: Arbeit): 0,58 Mill.

1986: *Otto – Der Film* (BRD 1985, RE: X. Schwarzenberger/ Waalkes): 4,5 Mill. – *Das Haus am Fluß* (DEFA, RE: Roland Gräf): 0,7 Mill.

1987: *Beverly Hill Cops* (USA,1984, RE: Martin Berst): 2, 1 Mill. – *Liane* (DEFA, RE: Erwin Stranka): 0,33 Mill.

1988: *E.T. – Der Außerirdische* (USA 1981; RE: S. Spielberg): 2,5 Mill. – *Einer trage des anderen Last* (DEFA, RE: Lothar Warneke): 1,5 Mill. (Wiedemann 2000: 269).

Zum politischen Auftrag und zur Funktion der Kunst in der DDR

Eine Analyse der kulturellen Hinterlassenschaften der DDR kann sinnvoll nur betrieben werden im Kontext der Aufarbeitung der SED-Diktatur; diese Kontextualisierung ist gegenstandsadäquat, denn die Kunst verstand sich selbst als politische Kunst. Daher zunächst einige Bemerkungen zur SED-Herrschaft:

Sie fällt unter den Begriff totalitäre Herrschaft. Mit diesem Begriff soll der Versuch dieser Regime bezeichnet werden, von einem einzigen leitenden Zentrum her Staat, Wirtschaft und Gesellschaft, Kultur und Erziehung und schließlich auch das individuelle Leben der einzelnen Bürger, kurz: das Totum eines Gemeinwesens zu erfassen und zu gestalten. Die Kernpunkte der politischen, sozialen und kulturellen Ziele bestehen in der Errichtung einer Neuen Gesellschaft und der Schöpfung eines Neuen Menschen; dieses Ziel darf keineswegs als bloße Lyrik verstanden werden, es war vielmehr herrschende Praxis – von der Sowjetunion, von den Ländern Mittel- und Osteuropas und Asiens bis zu Pol Pot. Die SED stützte ihre Herrschaft auf ein Schema der Selbstlegitimation, demzufolge sie als Organ des historischen Fortschritts handelte und dabei das Ziel der Befreiung des Menschen von Ausbeutung und Unterdrückung realisierte. Das Kardinalproblem der SED-Herrschaft bestand aber von Anfang an darin, neben dieser selbst verschafften historischen Legitimation nicht auch über eine demokratische Legitimität zu verfügen; ihr Herrschaftsanspruch stand stets im Konflikt mit dem demokratischen Prinzip der Volkssouveränität. Die SED sah sich im Vollbesitz der Wahrheit, sie verfügte über die Kenntnis der Gesetze von Geschichte und Gesellschaft. Daher bestand eine prinzipielle Asymmetrie der Einsichtshöhen von Partei und Volk; die Kommunikation mit dem Volk war im Kern ein Bekehrungsverhältnis. Für diesen Zweck hatte sich die SED ein Medien- und Meinungsmonopol geschaffen; Leitung, Lenkung und Kontrolle aller Medien, also Presse, Film und Fernsehen, Ver-

lagswesen lagen vollständig in ihrer Hand. Die SED setzte alle Medien für das ein, was in ihrer Terminologie die „Gewinnung der Massen“ und ihre „Erziehung im Geist des Sozialismus“ hieß. Dieser umfassende Transformationsprozess wurde auf den Begriff der „Kulturrevolution“ gebracht. An die Stelle der Freiheit und Autonomie der Kunst, die als „bürgerliche Fiktion“ galt, trat im Rahmen der Unterscheidung von bürgerlicher und proletarischer Kultur die Theorie und die Praxis von der „Parteilichkeit“ der Kunst, die zu einem „Rädchen und Schräubchen des revolutionären Mechanismus“ (Lenin) werden solle. Diese Unterordnung der Kunst unter die Parteiraison und ihre instrumentelle Funktion ist kodifiziert in der Formel von „Kunst als Waffe im Klassenkampf“ (Friedrich Wolf).

Was es heißt, Film als Waffe einzusetzen, also eine „Politisierung der Ästhetik“ (Walter Benjamin) durchzusetzen, kann an einigen Beispielen gezeigt werden. Der Anfang der DEFA, so wird bis heute behauptet, solle im Geist der herrschenden „antifaschistisch-demokratischen Umwälzung“ gestanden haben. Die von taktischen Rücksichtnahmen gereinigte Wahrheit über den „guten Anfang“ hatte allerdings KPD-Vorstandsmitglied Anton Ackermann schon am 3. Februar 1946 klargemacht. Zunächst markierte er die Grenzen der neuen Kunst: „Wenn dann aber irgendein Pseudokünstler herkommt, um Zoten über den Humanismus, die Freiheit und Demokratie oder über die Idee der Völkergemeinschaft zu reißen, dann soll er das gesunde Volksempfinden (...) spüren.“ Danach stellte er unverblümt sein Kunstideal vor: „Unser Ideal sehen wir in einer Kunst, die ihrem Inhalt nach sozialistisch, ihrer Form nach realistisch ist“ (Ackermann 1972: 55). Der Vertreter der SMAD, der sowjetische Kulturoffizier Oberst Tulpanow, hielt bei der DEFA-Gründung eine Rede, in der er alle die politische Aufgabe der Kunst bestimmenden Vokabeln einführte: „Die Filmgesellschaft DEFA hat wichtige Aufgaben zu lösen. Die größte von ihnen ist der Kampf für den demokratischen Aufbau Deutschlands, das Ringen um die Erziehung des deutschen Volkes, insbesondere der Jugend, im Sinne der echten Demokratie und Humanität, um damit Achtung zu erwecken für andere Völker und Länder. Der Film als Massenkunst muß eine scharfe und mächtige Waffe gegen die Reaktion und für die in die Tiefe wachsende Demokratie, gegen Krieg und den Militarismus und für Frieden und Freundschaft aller Völker der ganzen Welt werden“ (Tulpanow 1955: 10). Fünf Jahre später, am 17. Mai 1951, konnte der Vorsitzende des DEFA-Vorstands, Sepp Schwab zufrieden feststellen: „Der Film als die größte Massenkunst wird in unserer Republik nicht mehr vom Monopolkapitalismus beherrscht und ist nicht mehr imperialistischen Zielen dienstbar. Die Filmindustrie ist, im Besitze der Massenorganisationen, Eigentum des ganzen Volkes und dient nur seinen Interessen und seinen Zielen“ (Schwab 1955: 11). Welche Folgen sich aus der Logik dieses Schemas und der behaupteten Identität von Eigentumsform und politischem Gehalt der Kunst ergeben, hat klassisch Otto Grotewohl, Ministerpräsident der DDR, formuliert: „Literatur und bildende Künste sind der Politik untergeordnet, aber es ist klar, daß sie einen starken Einfluß auf die Politik ausüben. Die Idee in der Kunst muß der Marschrichtung des politischen Kampfes folgen. Denn nur auf der Ebene der Poli-

tik können die Bedürfnisse der werktätigen Menschen richtig erkannt und erfüllt werden. Was sich in der Politik als richtig erweist, ist es auch unbedingt in der Kunst. Es ist doch klar, daß ein Werk, selbst wenn es gewisse künstlerische Qualitäten in sich trägt, vom Volk abgelehnt werden muß, wenn seine Grundrichtung reaktionär ist" (Grotewohl 1971/2: 208).

Zusammengefasst: Film-Kunst in der DDR ist definiert als Volkskunst, als Kunst, die Eigentum des Volkes ist und seinen Interessen und Zielen dient. Diese Ziele bzw. Zwecke werden von der Politik vorformuliert: Kampf für echte Demokratie, Frieden etc.; die Form ist ebenfalls genannt: der Sozialistische Realismus. Was wir hier vor uns haben ist also die Instrumentalisierung der Kunst für politische Zwecke, für die Zwecke der Staatspartei, der SED. Die Grundlage dieser Kunst besteht in der Parteinahme für den Anspruch ihrer Herrschaft auf historische Legitimität; diesen Anspruch teilt sie; ihn soll und will sie vermitteln und plausibel machen. Dies ist ihre Funktion. Die Kunst ist zudem eingebunden in die Versuche der Vermittlung anderer Legitimitätsmuster; dabei ist vor allem der „Antifaschismus" und die damit verknüpfte Überlegenheit und moralische Besserstellung der DDR im Verhältnis zur BRD zu nennen. Dazu zählen auch das Versprechen einer sozial gerechten Gesellschaft der Gleichen sowie das Versprechen der Realisierung des Glücks aller Menschen. Die Parteilichkeit der Künstler sei kurz an einem besonderen Beispiel erläutert: Der Bau der Mauer am 13. August 1961 stellte für die innere Entwicklung der DDR ein entscheidendes Ereignis dar; mit der Einschließung des eigenen Volks versuchte die SED eine bestandsgefährdende Krise ihrer Herrschaft zu beenden. Viele Vertreter der sozialistischen Intelligenz – unter ihnen Christa Wolf mit ihrer Novelle Der geteilte Himmel – verbanden mit dem größten sozialistischen Bauwerk die Hoffnung, auf dieser Grundlage könne und solle nun der wahre Sozialismus aufgebaut werden. Zu ihnen gehörte der neben Kurt Maetzig wichtigste DEFA-Regisseur Konrad Wolf – aus der bekannten Familie um Vater Friedrich Wolf, den Dramatiker in der Weimarer Republik, und Bruder Markus Wolf, den Spionagechef der DDR. Dieser DEFA-Kämpfer feierte den Mauerbau mit folgenden Worten: „Die Maßnahmen dienen unserer Sicherheit und Ruhe, nicht nur heute, sondern auch in Zukunft. Ich bin sofort ins DEFA-Studio gegangen und habe mich bei der Kampfgruppe gemeldet, der ich angehöre. Wer fragt, was ein Künstler mit der Kampfgruppe zu tun hat, dem muß gesagt werden, daß es da keinen Unterschied gibt. Wir müssen Künstler und Kämpfer zugleich sein, und viele haben schon mit ihren Filmen demonstriert, daß sie es sind" (Wolf 1961:).

Die DEFA-Ästhetik

Jean-Luc Godard hat in einer Variation der elften Feuerbachthese von Marx – diese These aus dem Jahr 1845 lautet: „Die Philosophen haben die Welt nur verschieden *interpretiert*, es kömmt darauf an, sie zu *verändern*" – einen möglichen Sinn politischer Kunst formuliert: „Es kommt nicht darauf an, politische Filme zu machen,

sondern darauf, Filme politisch zu machen", d.h. es kommt nicht auf die Präsentation eines denkinhaltlich „Richtigen" an, sondern darauf, denkstrukturelle und wahrnehmungsästhetische Emanzipation zu ermöglichen. Die DEFA hingegen machte politische Filme; ihr Grundzug ist die Konstruktion des filmischen Bildes in Analogie zum sprachlichen, das Bild ist dem Begriff unterworfen; die kategoriale Differenz zwischen dem Sagbaren und dem Sichtbaren ist eingezogen; Ziel ist die Herstellung von *Eindeutigkeit*, die Vermittlung des politisch *richtigen* Inhalts.

Die Filme der DEFA sind daher allgemein bestimmt durch die Verwendung ganz schlichter traditioneller künstlerischer Mittel und Strategien. Als Komplement der politisch-ideologisch bedingten Gegnerschaft zur ästhetischen Moderne hat sich die Dominanz einer konventionellen Formensprache im DEFA-Film herausgebildet; die Form des Dargestellten blieb dem Dargestellten und seiner vermeintlichen Dignität stets untergeordnet, d.h. nicht das Formgesetz bestimmte die Kunst, sondern der Inhalt. Der Inhalt sollte die soziale Bedeutung der Kunst konstituieren, sie sollte sich aus dem ästhetisch bearbeiteten Stoff ergeben, dessen Relevanz außerästhetisch, d.h. politisch bestimmt wurde. Hauptmerkmal des DEFA-Films ist daher eine Dramaturgie eines auf *moralisierenden Kommentar* gestützten *Erzählens* in einer *geschlossen Form* mit einem *positiven Helden* und einem *Happy End*. Die herrschende Doktrin des Sozialistischen Realismus verwandelt die Maxime des bürgerlichen Realismus: „zeigen, was ist", in den Imperativ: „zeigen, was sein soll". Dieser Imperativ bildet den Kern dieses Kunstbegriffs, d.h. ein deskriptiver wird durch einen *normativen Wirklichkeitsbegriff* ersetzt.

Aufgabe der sozialistisch-realistischen Kunst soll sein, die „Wirklichkeit widerzuspiegeln", aber nicht als „tote oder objektive, sondern als Wirklichkeit in ihrer revolutionären Entwicklung" (Andreij A. Shdanow). Was das heißt, weiß allein die Partei, denn sie kennt die Gesetze der historischen und sozialen Entwicklung. Der Künstler, der etwa mit Hinweis auf sein Vorliegen einen Mangel zeigt, der hat nichts begriffen: es geht nicht darum, einen Mangel zu zeigen, sondern in als überwunden vorzuführen; nicht das Elend soll gezeigt werden, sondern der Weg aus dem Elend, nicht die schlechte Gegenwart, sondern die lichte Zukunft.

Was zeigt also der „Realismus" der DEFA-Filme? Die Filme der DEFA sollen nicht etwas Gegebenes widerspiegeln oder abbilden, sondern sie sollen Ideen nachahmen, d.h. den Thesen der Theorie Nachbildungen verschaffen; kurz: Die Filme der DEFA sind in erster Linie zu verstehen als visuelle Repräsentationen einer vorausliegenden Theorie, sie bebildern deren Kernthesen. Vor allem in den klassischen Agitationsfilmen von Regisseuren wie Kurt Maetzig, Slatan Dudow oder Karl Gass wird dies evident.

Das Verhältnis von Kunst und Politik ist nun aber keineswegs konfliktfrei; dies vorhandene *immanente* Spannungsverhältnis von Kunst und Politik berührt allerdings den zwischen ihnen bestehenden *Grundkonsens* nicht. Die Spannung resultiert notwendig aus dem Anspruch der Partei, auch in Kunstfragen das richtige und auch das letzte Wort haben zu wollen, und dem reziproken Anspruch der Künstler, selbst über die Richtigkeit der von ihnen eingesetzten künstlerischen Mittel

befinden zu können und damit dem *gemeinsamen* Ziel – Aufbau des Sozialismus, Schaffung einer besseren Welt etc. zu dienen. Worin besteht das Problem und warum ist es nicht zu lösen? Das Problem liegt in der Unfähigkeit der Kunst, die Postulate der Theorie einzulösen; sie bleibt immer einen Schritt zurück. Trotz aller guten Vorsätze scheitert sie prinzipiell an der künstlerischen Darstellung des von der Theorie Erkannten. Dies Scheitern wird ihr von *der* Theorie bescheinigt, die das *Wesen* der Wirklichkeit erkannt hat und die der Kunst den Auftrag der Gestaltung dieses erkannten Wesens als den einzigen ihr angemessenen Auftrag erteilt hat. Der Satz der Theorie *ist* bereits die wahre Kunst: im Verhältnis zur Idee, zum Urbild der Theorie kann die Nachbildung der Kunst nur unvollkommen sein. Die Partei als Schöpferin der Idee ist auch deren Hüter; zugleich ist sie auch Wächter der *Wahrheit* der Idee und Richter über die Vollkommenheit der künstlerischen Nachbildungen. In diesem Problem wendet sich die Widerspiegelungstheorie gegen ihre Anwendung. Aus der immanenten Widersprüchlichkeit der Doktrin ergibt sich für den Künstler ebenfalls eine widersprüchliche Lage: Er hat den Auftrag zur Abbildung der Wirklichkeit und er hat ihn nicht. Die Rettung der „Idee" vor der Unvollkommenheit der Wirklichkeit wird daher der vornehmste Auftrag der Kunst, der ihr unter dem Titel der Wirklichkeitsdarstellung erteilt wird. Hier liegt auch der Grund für die notorische Konfliktualität des Verhältnisses der Partei zu ihren Künstlern, wenn diese meinen, die „Idee" retten bzw. sogar befördern zu können auch durch Einbeziehung empirischer Unvollkommenheiten. Dieser Prozess einer sukzessiven Herstellung der Sichtbarkeit der Differenz zwischen dem normativen Wirklichkeitsbegriff der Partei und den Darstellungen von Wirklichkeiten in den Filmen lässt sich so beschreiben: Der homogenen Realität, der Wirklichkeit im Singular, als Ausgangspunkt und Zielpunkt der Kunst treten Auslegungsvarianten entgegen, Wirklichkeit wird zum Plural, der Personifizierung eines Objektivismus des Richtigen tritt ein selbstbewusstes und selbstreflexives Individuum entgegen. Der Wechsel vom Monolog der Macht zum Dialog (Finke 200: 577), die Wiederkehr des Diskurses, seine Wiederaufnahme im Modus der auftretenden Auslegungsvarianten von *Wirklichkeit* kennzeichnet zunehmend die Filme der 80er Jahre; sie vollziehen sukzessive den Bruch mit der Ästhetik der Repräsentation, d.h. den Bruch mit der normativen Bestimmung der Kunst als Versinnlichung einer vorgängigen Idee. Die Einbeziehung unterschiedlicher Perspektiven lässt die Perspektivität überhaupt als das zu Erzählende deutlich werden, d.h. das Recht des Individuums auf Darstellung seiner Sicht der Dinge wird zum Thema.

Die kommunistische Ideologie und ihre Helden

„O, mein Gott, / wo sind die alten Bäume, / unter denen wir noch gestern ruhten, /die uralten Zeichen fester Grenzen, / was ist mit ihnen geschehen?“

Hier klagt nicht ein Gegner der Globalisierung über einen Verlust des Vertrauten, sondern der Romantiker Achim von Arnim; seine Klage über einen „Wirbelwind des Neuen“ (Des Knaben Wunderhorn??), der die Wegmarken der eigenen Herkunft verweht und damit auch die Heimat unkenntlich werden lässt, ist zweihundert Jahre alt, aber sie ist nicht verstummt. Die bürgerlichen Gesellschaften der europäischen Moderne sind gekennzeichnet durch einen beständigen und sich beschleunigenden Veränderungsprozess, der mit dem Begriff des Fortschritts versehen wurde. Im 20. Jahrhundert ist aber dieser Begriff angesichts von Krisen und Kriegen problematisch geworden. Auf dieses Problem hat es verschiedene Antworten gegeben; eine ist die des Kommunismus. Er hat die Krise der Moderne als Krise des Kapitalismus verstanden; sein politisches Programm wollte ihn überwinden und damit die Krise lösen. Seine Ideologie versprach, die Menschen von Ausbeutung, Unterdrückung und Entfremdung zu befreien; sie versprach eine universelle Emanzipation, sie versprach, die Menschheit ins Glück zu führen. In der DDR herrschte vierzig Jahre eine kommunistische Partei, die SED, sie stütze ihre Herrschaft auf diese Ideologie. Das Ziel der kommunistischen Politik sollte auf der Grundlage der „Gesetze“ von Geschichte und Gesellschaft die Errichtung der klassenlosen Gesellschaft sein, ein neues Paradies. Dies ist die Vorstellung einer Gesellschafts-Utopie. Was heißt Utopie? Gr. topos heißt Ort; U ist die Negation: Utopie heißt also: „kein Ort“. Die klassischen Staatsutopien haben daher Inseln als diesen imaginären Ort vorgestellt; die Idee des historischen Fortschritts im Kommunismus hat diese räumliche Vorstellung in die Zukunft projiziert. Die politische Utopie führt die Menschen an einen unbekannten Ort, der „allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war“ (Ernst Bloch). Die Utopie überwindet die alten Vorstellungen von Heimat, die in der Regel mit Boden, mit Sesshaftigkeit, mit Vertrautheit und Begrenztheit assoziiert worden sind; die kommunistische U-topie reißt alle Grenzen ein. Diese Entgrenzung soll aber kein Vorgang sein, der als Verlust von Heimat oder als Heimatlosigkeit beklagt werden könnte, ganz im Gegenteil, es soll ein Gewinn sein: Im Kommunismus werde, wie Bloch formuliert hat, den Menschen „die Welt zur Heimat“ (Bloch 1967: 502). Soweit dieser Zusammenhang von Utopie und Heimat in der Theorie. Der Weg zur neuen Heimat ist weit; der Zeitbedarf, um diesen Ort zu erreichen, ist daher groß. Die Utopie ist ein Versprechen auf die Zukunft.

Wie sehen nun die politischen Führer aus, die dieses Versprechen abgeben und wie die Menschen, in deren Namen dies alles geschehen soll, wie überbrücken sie

die Zeit bis zur Ankunft im neuen Paradies, wie leben sie, was halten sie von den Versprechungen?

Zunächst ein Blick auf die Bilder der kommunistischen Führer. Sie werden als Helden inszeniert; die Bilder der politischen Führer sind immer Heldenbilder; es gibt zudem eine Hierarchie der großen Führer: Marx-Engels-Lenin-Stalin-Mao und dann in der DDR noch Ernst Thälmann, KPD-Führer in der Weimarer Republik. Der große Parteiführer der SED bis 1970 hieß Walter Ulbricht, er wird in diese Reihe gestellt.

Walter Ulbricht war nicht nur Parteiführer, er war auch der größte Architekt der DDR. Ein DEFA-Dokumentarfilm von Bruno Kleberg aus dem Jahr 1953/54 über den Bau der Berliner „Stalinallee" mit dem Titel *Unsere Straße* zeigt Ulbricht vor einem Modell der Monumentalallee im Gespräch mit dem Kollektiv der Architekten. Von ihm, so der Kommentar im Film, hätten sie die entscheidenden Hinweise für die Planung und Durchführung des Projekts erhalten. Ein anderer Dokumentarfilm aus dem Jahr 1953 zu Ehren des 60. Geburtstags von Ulbricht am 30.06. trägt den Titel *Baumeister des Sozialismus*. Die SED zog es angesichts der aktuellen Bedrohung ihrer Herrschaft durch die „Feinde unseres Glücks" – so nannte sie die demonstrierenden Menschen des Volksaufstands vom 17. Juni 1953 – vor, den Film nicht in die Kinos zu bringen; er wurde erst 1990 öffentlich vorgeführt. Es ist ein Personenkultfilm; Ulbricht wird in die Kontinuität der großen Führer Stalin und Thälmann gestellt, er erscheint als „Fortsetzer und Vollender" ihres Werks; das, was sie ins Werk setzen, heißt „Aufbau des Sozialismus". In der Metapher vom Bauwerk, als das die Neue Gesellschaft imaginiert wird, artikuliert sich die absolute Gewissheit über den Akteur, der allein der wahre „Baumeister des Sozialismus" sein kann: Es ist der kommunistische Führer; er verfügt über das Urbild des Bauplans und die Kenntnis der Konstruktion der Gesellschaft nach dieser idealen Vorlage. Im „Bau" der „Neuen Gesellschaft", im Haus des Kommunismus, wird das Glück der Gattung realisiert, so der Selbstanspruch; es ist das Werk der politischen und sozialen Revolution. Sie wird geleitet von der Einsicht der kommunistischen Partei in die historischen Gesetze, sie wird geführt vom kommunistischen Kader, an dessen Seite sein alter ego mit starkem Arm und Stahlphysiognomie steht, der Prolet, der für dieses Ziel alle Räder in Bewegung setzt. Die Hegemonie des politischen Führer-Helden in allen Fragen der gesellschaftsplanerischen Utopie ist theoretisch und politisch durchgesetzt; er hat in allen Fragen nicht nur das erste, sondern auch das letzte Wort. In der Darstellung des Fortschritts beim Aufbau bestimmt diese Figur uneingeschränkt die Szene, sein Bild steht im Zentrum und beherrscht das Geschehen.

Mit der Zentralstellung des Kaders beim Aufbau des Sozialismus im politisch-sozialen Leben korrespondieren die Nachbildungen der gleichgeschalteten Medien und der politisierten Kunst: in der Literatur, in der bildenden Kunst und im Film erfolgt eine iterative Spiegelung dieser Vorstellung; eine ungeheure Bilderflut überschwemmt den öffentlichen Raum und schwärmt vom kommenden Glück. Die symbolische Selbstrepräsentation des Parteikommunismus umschloss *alle* gesell-

schaftlichen Bereiche mit einem Netz spezifischer symbolischer Praktiken. Deren Spannweite reichte von den Organisationsformen des materiellen Produktionsprozesses, den öffentlichen Inszenierungen der Massenaufmärsche bis zu den Ritualen der Parteirhetorik und den spezifischen kulturellen Erzeugnissen.
Das heroisch-utopische Selbstbild des Kommunismus bedeutet eine Darstellung

- als aufbauende Kraft
- mit einem unerschütterlichen historischen Optimismus
- mit unbegrenzter Zukunftsgewissheit und Handlungssicherheit

Diese Attribute finden ihre visuelle Entsprechung in heroischen Figuren. Die prägnanten Filmbeispiele sind all die STALIN-Apotheosen und in der DDR vor allem das THÄLMANN-Epos, ein Monumentalfilm von Kurt Maetzig aus den Jahren 1954/55 in zwei Teilen von mehr als vier Stunden Dauer (vgl. Finke 2007: 627).

Abschied von der Utopie

Die heroisch-utopische Phase der SED-Diktatur endet mit Beginn der 1970er Jahre; im sowjetischen Imperium wird der „Abschied von der Utopie“ verkündet und das Zeitalter des „real existierenden Sozialismus“ (Meuschel 1992: 221) ausgerufen, eine Formel, die der neue Führer der SED, Erich Honecker, zum ersten Mal im Mai 1973 benutzt. Nun ging es um das Problem einer Sinnstiftung diesseits der Utopie. Die SED konnte ihre Herrschaft nicht mehr mit der zeitlichen Nähe des neuen Paradieses begründen; sie versprach dafür ein besseres Leben in der Gegenwart. Dafür legte sie ein umfangreiches Programm sozialpolitischer Wohltaten auf, in dessen Zentrum der Bau von zwei Millionen neuen Wohnungen stehen sollte.

Zwischen Hoffnung und Heimatlosigkeit: Drei Filme bis zum Ende

Nun, nach dem Abschied von der Utopie, konnte die SED von den Menschen an den konkreten Versprechungen gemessen werden; dieses Problem reflektieren die DEFA-Filme. Wenn nun in den medialen Nachbildungen des großen Aufbaus die Zentralstellung des kommunistischen Kaders, seine Omnipotenz, seine Omniszienz und Omnipräsenz schwindet, wenn statt des Kaders vermehrt andere Figuren das Feld betreten, so etwa Architekten, dann kann dies als Indikator gelten für ein Problematisch-Werden des Selbstverständlichen, für eine Erosion der Konsistenz der politisch-ideologischen Sphäre der Macht der herrschenden kommunistischen Partei. Die eine Ebene der filmischen Auseinandersetzung mit den politisch-sozialen Verhältnissen besteht darin, die Helden-Figuren der politischen Führer einem Zweifel auszusetzen; eine zweite wichtige Ebene besteht in der Thematisie-

rung des Problems der Lebenszeit, der Endlichkeit des einzelnen Menschen. Dies lässt sich exemplarisch an drei Filmen darstellen.

Der Film *Einer trage des anderen Last* ... (Regie: Lothar Warneke)

Das Problem der Differenz von Lebenszeit und Weltzeit wird in dem Film *Einer trage des anderen Last…"* (DEFA 1987) thematisch. In der „Zauberberg"-Konstellation eines Sanatoriums, einer Lungenheilstätte im märkischen Sand, reflektiert der Film dieses Problem am spannungsreichen Verhältnis von Kommunismus und Christentum. Die Handlung des Films spielt in der Zeit vom *Herbst 1950 bis zum Frühjahr 1951*. Der Protagonist ist Joseph *Heiliger*, ein junger Kommunist und Offizier der Volkspolizei; der Komparativ seines Namens verdeutlicht, welches Ausmaß an Überzeugung und Gewissheit ihn auszeichnen sollen. Der Antagonist ist Hubertus Koschenz, ein überzeugter Christ und Vikar. Die Unversöhnlichkeit ihrer „Weltanschauungen" und die geistige Auseinandersetzung darüber bilden den Kern dieses Ideendramas, in dessen Verlauf eine Annäherung der Positionen stattfindet. Die inhaltlichen Schwerpunkte ihrer Diskussionen sind Endlichkeit und Tod des Menschen sowie die Fortschrittlichkeit des Sozialismus. Warneke kritisiert mit seinem Film die scharfe Konfrontation, den Kirchenkampf, zwischen Kirche und SED-Staat Anfang der 50er Jahre.

An den Figuren Heiliger und Koschenz mit ihrer *äußerlich* gegensätzlichen, aber – *richtig* verstanden – *komplementären* Haltung, plädiert Warneke für Toleranz und tritt für die Auflösung der starren Grenzen zwischen Christentum und Sozialismus ein. Der Vikar selbst relativiert den absoluten Glaubensanspruch der Kirche, seiner Ansicht zufolge habe sie nur eine dienende Funktion im Sozialismus. Die Szene, in der der Kommunist und der Vikar *gemeinsam* die Neujahrspredigt schreiben, hat programmatischen Charakter. Der Vikar nimmt seine sozialpolitische Verantwortung wahr, Kirche kann nicht in strikter Opposition zur Partei stehen, Kirche und Staat müssen zusammen und nicht gegeneinander arbeiten. Das entspricht der Haltung Warnekes und der praktizierten Politik der Kirche in der DDR in den 80er Jahren.

Der Film beginnt mit einem klaren Bekenntnis zur 1945 eingeleiteten Schaffung einer neuen politischen Ordnung; ein Erzähler kommentiert die Eingangssequenz, in der die unmittelbare Nachkriegszeit bis zur Staatsgründung der DDR rekapituliert und der Held eingeführt wird. Der bekannte „schwere Anfang" wird mit den Bildern der Trümmerlandschaften und dem heroischen Einsatzwillen von politischen Kräften, die sich der „Schuld" verantwortungsvoll stellen, vorgeführt; der „neue Staat" und seine Errungenschaften sieht sich allerdings „Angriffen von außen" ausgesetzt, gegen die er zu verteidigen ist. Die Exposition schließt mit der Vorstellung des Helden Heiliger, der in der großen kollektiven Anstrengung des „Aufbaus" an vorderster Front beteiligt ist; er füllt und schiebt mit großem Einsatz schwere Loren, mit denen Schutt und Trümmer weggeschafft werden; seine Hustenanfälle dabei werden immer heftiger, schließlich passiert das, was passieren

muss: Er fällt, sein schneeweißes Taschentuch, das er sich vor den Mund hält, färbt sich langsam blutrot, ein Kollaps mit christlichen Assoziationen. Mit seiner Fahrt in das Haus „Hohenfels", ein seit 1929[1] bestehendes *privates* Sanatorium, ein Ort, wie der Leiter vermerkt, an dem „die Uhren anders gehen als dort hinter den Bergen",[2] beginnt die chronologisch erzählte Geschichte.

Die Diagnose seiner Krankheit ist klar, Tuberkulose, die Prognose der Therapie unklar. Der junge *glühende* Kommunist möchte aber wissen, wie lang die Behandlung wohl dauern werde; er ist von äußerster revolutionärer Ungeduld, plötzlich aus dem *Kampf* herausgerissen, möchte er sofort zurück: „Ich werde gebraucht, ich muß dabei sein, ich habe keinen Tag zu verlieren, in so einer Zeit keine Stunde, ich kann hier nicht rumsitzen und Däumchen drehen…" Während dieser Worte zeigt Warneke die „Angriffe von außen" in einer Parallelmontage: Schüsse an der Grenze, ein Kamerad von Heiliger wird von den Kugeln des westlichen Feinds getroffen, sie bringen ihn in Sicherheit. Angesichts dieser Lage ist klar, dass Heiliger nicht Däumchen drehen will, sondern sagt: „…lieber will ich …", er führt den Satz nicht zu Ende, dies macht der Arzt: „…sterben? Sie müssen innere Ruhe finden, denken Sie immer daran, es geht Sie nichts an, was auch geschieht."

Diesem *bürgerlichen* Ratschlag kann der Kommunist Heiliger nicht folgen, im Gegenteil. Mit dem Erscheinen eines zweiten Kranken, des Vikars, beginnt der Kampf auch an diesem Schauplatz. Die in der Zeit des „verschärften ideologischen Klassenkampfes" angesiedelte Handlung führt also mit Heiliger, im Zeichen eines Stalin-Portraits, und Koschenz, im Zeichen eines Jesus-Bilds, zwei gegensätzliche Figuren in einer experimentellen Situation zusammen: Vikar und Kommunist tragen eine Grundsatzdebatte aus; hier konfligieren *zwei* „Glaubenswahrheiten"; diese Dimension steht im Zentrum des Films. Der junge Kommunist will zudem auch im Sanatorium die Verhältnisse verändern; in die bourgeoise Atmosphäre des Sanatoriums soll der Wind der neuen Zeit wehen; sichtbar an durchgeführten Parteiversammlungen und Wandzeitungen. Die beiden an Tuberkulose Erkrankten, die sich nun ein Zimmer teilen müssen, tragen zunächst ihre Lektüre als Kampf zwischen Lenin und der Bibel sowie als Sängerkrieg aus, wenn sie beim morgendlichen Rasieren die „Internationale" gegen das Lutherlied „Ein feste Burg ist unser Gott" setzen.

Im Verlauf ihrer Gespräche entdecken sie viele ungeahnte Gemeinsamkeiten; der Annäherungsprozess schreitet voran. Einen Höhepunkt erreicht er in der Zusammenarbeit bei der Anfertigung der Neujahrspredigt des Vikars, beide ringen um die richtigen Akzente und gelangen schließlich zu einem für beide befriedigenden Ergebnis. Der zweite Höhepunkt ist ein Akt der Nächstenliebe des Vikars, der ein hochwirksames Medikament, eines „aus der Schweiz" vom „evangelischen Hilfswerk" für ihn geschicktes, stillschweigend dem „roten Bruder" überlässt. Als

[1] 1929 ist das Jahr, in dem Thomas Mann den Nobelpreis bekam, der *Zauberberg* ist 1924 erschienen.
[2] Zit. hier und im Folgenden nach dem gesprochenem Filmtext.

Heiliger davon erfährt, wem er das Medikament, das seine Heilung bewirkt hat, verdankt, führen die beiden das folgende Gespräch:
Heiliger: „Weshalb, Hubertus?“ Vikar: „Weil es für mich anders ist als für Dich.“ Heiliger: „Aber Sterben, der Tod ist doch für alle gleich.“ Vikar: „Nein, Jupp, sterben ohne Hoffnung, ohne Glauben, die letzte Stunde muss für einen von euch die Hölle sein…“ Heiliger: „Und Du, fürchtest Du Dich nicht?“ Vikar: „Ich bin in Gottes Hand, er kann mich hier retten, wenn es sein Wille ist oder abberufen, wenn er es für richtig hält, sein Wille geschehe … der Tod ist nur das Tor, dahinter Licht …“

Auf die aufmunternden Worte des Vikars, auch jetzt, da er es erfahren hat, wem er die Kur verdankt sie fortzusetzen – „Quäl Dich nicht, du kannst die Pillen ruhig nehmen, mir geht’s schon viel besser“ – antwortet Heiliger: „Danke, Hubertus, Danke. Diese Medikamente müssen sich doch auch hier herstellen lassen … für alle … man muss gegen die Krankheiten vorgehen wie gegen Ungerechtigkeiten … Du bist ein guter Mensch, Hubertus (fröhliches Lachen).“

Die Nächstenliebe ist praktizierte Solidarität; die Entscheidung des Vikars ist fundiert in seinem Glauben: für ihn ist der Tod nicht die Hölle, sondern das Tor zum Licht; gegen den „Diesseitsheilweg“ (Odo Marquard) des Kommunisten setzt der Christ den Weg der Transzendierung des Diesseits, für ihn ist daher der Tod das Tor zur Wahrheit, zum wahren Leben. Zugleich praktiziert der Christ im Hier und Jetzt bereits jene Überwindung des Egoismus, den der Kommunist erst für die Zukunft ankündigt.

Die Prophezeiungen über die lichte Zukunft des Menschen im Kommunismus und der Konflikt mit seiner Lebenszeit bilden den zweiten Schwerpunkt; er wird erzählt in der Geschichte von Sonja und Heiliger. Mit der schönen Patientin Sonja entwickelt sich, auf ihre Initiative hin, ein Liebesverhältnis. Über Sonjas Krankheit erfährt der Zuschauer, aber nicht Heiliger, schon früh, wie es um die Heilung steht: keine Hoffnung. Sonja sieht Heiliger im Park und möchte mit ihm einen Spaziergang unternehmen; Heiliger hat eben versucht, im Sanatorium eine Parteiversammlung abzuhalten, ist aber nach draußen verwiesen worden, nun will er die Sitzung im Park abhalten.

Sonja: „Das ist doch wunderschön hier …“ Heiliger: „Das ist kein Spaziergang, Sonja, unsere Versammlung, wir mussten sie verlegen …“ Sonja: „Verstehe …“ (sie geht ab; sie erscheint später parallel zur Versammlung mit dem Vikar im Park)

Die Parteiversammlung unter freiem Himmel. Heiliger: „Dann entsteht eine neue Welt, ein Staat, in dem jeder ein Dach über dem Kopf hat, ein Friedensland der fleißigen Leute … das ist doch kein Traum mehr, das machen wir wahr; ich jedenfalls, Genossen, möchte da nicht abseits stehen …“ Auf den Einwand eines Genossen, der „Parteiauftrag“ laute für sie: „Gesundung“, entgegnet er: „Ja, wir sind Kranke, aber wir sind doch noch keine Leichen … noch … wir wollen raus, um

diese neue Welt mitzubauen … wer die Welt verändert, verändert auch die Menschen.“

Sonja forciert ihre Bemühungen um Heiliger, auf der Liegeterrasse neben ihm liest sie das „Kommunistische Manifest“; sie vermisst darin die „Leidenschaft“ und bittet: „Erklären Sie es mir, Jupp.“ Sie gehen im Park spazieren.

Heiliger: „Ich sehe das alles ganz klar vor mir, Sonja, keine Trümmer mehr, überall neue Häuser, jede Wohnung mit Bad, das ist natürlich klar; am Kiosk Bockwurst soviel du haben willst, gebratene Hähnchen sogar… so fängt der Kommunismus an.“

Sonja: „Und die Schieber, die Gauner und Faulenzer, was wird aus denen?“ Heiliger: „Na, die wird’s da nicht mehr geben, so was kann doch nur in der Ausbeutergesellschaft großwachsen.“ Sonja: „Solche wie Jochen (ein „Schieber“ im Sanatorium, K.F.), die wird’s immer geben.“

Heiliger: „Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen, so wird das sein. Und dann in zehn, zwanzig Jahren, jeder nach seinen Bedürfnissen, *wir werden’s erleben, da bin ich ganz sicher* … was ist denn?“

Irritation, er erschrickt, Sonja blickt verloren zum Himmel.

Sonja: „*Ach*, nur so ein Gedanke. Kannten sie eigentlich Frauen (er blickt verwirrt), Marx, meine ich, Engels, Lenin, konnten die zärtlich sein, küssen?“

Heiliger: „Wie kommen Sie denn auf so was?“

Sonja: „Na, ohne Liebe, dann wären das ja gar keine richtigen Menschen gewesen… Lenin, wie war der als Liebhaber?“

Heiliger: „Na, der Größte … im Küssen, auch als Liebhaber … (Lächeln).“

Sonja: „Du … da bin ich aber froh (küssen sich).“

Heiliger muss anschließend zum Arzttermin, sie wünscht ihm „viel Glück“; er hustet, es ist Blut im Taschentuch, sein Befund ist immer noch schlecht, aber der Arzt sagt, dass sie ein neues, ein „amerikanisches Mittel“ bekommen, aber nur vier Kuren, er fragt: „Sag mir’s, wem soll ich’s wegnehmen?“; er zählt die Namen von vier alten und verdienten Kämpfern auf, er bekommt keine Antwort, denn Heiliger hat den Raum bereits verlassen. Er läuft wütend an der wartenden Sonja vorbei ins sein Zimmer, kriecht in sein Bett, der Vikar versteht.

Nächste Szene, Liegeterrasse. Heiliger: „Ich hab das Medikament, verzeihst Du mir? Entschuldige, ich war blöd“. (Zärtliche Gesten).

Sonja: „So geht es uns eben manchmal, ich war Dir nicht böse, Jupp. Weißt Du schon, dass es eine Silvesterfeier geben wird? Du, das ist wahr, mit richtigem Wein … Musik, Stulpmann (der Chefarzt, K.F.) hat sogar tanzen erlaubt für alle, die unter 37,2 haben. Zwei Jahre habe ich nicht mehr getanzt, vielleicht kann ich’s gar nicht mehr – und Du, freust Du Dich … heh“ (Er hat die ganze Zeit über in einem Manuskript gelesen).

Heiliger: „Ich könnte den Kerl in Stücke reißen, das ist doch die reinste Konterrevolution.“ Steht wortlos auf und weg.

Es ist Silvesterabend, Feier im großen Saal. Sonja und Heiliger tanzen. Plötzlich tritt Jochen der Schieber mit einer Tasche in den Saal, geht an der Wand entlang in ein Nebengelass, winkt Heiliger zu; der bringt Sonja zum Tisch, geht dann zum Schieber. Der präsentiert stolz eine Flasche „Bockbier, 4,50 Mark", Heiliger trinkt, sieht gelegentlich in den Saal. Sonja tanzt. Heiliger hört von Sonjas Tischdame, dass der Vikar noch an seiner Predigt arbeitet; Heiliger ab.

Die Tischdame zu Sonja: „Ich soll Dir sagen, dass es nicht lange dauert, so sind die Männer." Heiliger und der Vikar arbeiten mit Vehemenz an der Predigt. Im Saal schlägt ein Gong; Mitternacht. Die Tischdame zu Sonja: „So sind die Männer, immer die richtige Stunde versäumen…" Sonja: „Sie sind alle dumm." Der Chefarzt wünscht „Prosit Neujahr und ein Gutes Jahr 1951". Sonja ab.

Danach, simultan: Über einen dunklen Gang läuft eine Schwester zum Chefarzt: „Schnell, ein Blutsturz." Heiliger und Vikar beenden die Arbeit an der Predigt: „Amen." Am nächsten Morgen, der Vikar fährt in die nahe gelegene Kirche zur Predigt, begegnet ihm ein Leichenwagen. Heiliger tritt in Sonjas Zimmer, sieht das leere Bett; die „Tischdame" sagt: „Weshalb sind Sie weggegangen? Sonja hatte sich so gefreut, als ob sie geahnt hätte, dass es das letzte Mal sein würde." Heiliger läuft durch die verschneite Landschaft; der Vikar predigt.

Heiliger demonstriert, was es bedeutet, wenn ein Kommunist auch Liebe unter dem Primat der Politik sieht: sie wird ein „Bekehrungsverhältnis"; er ist voller Enthusiasmus über das kommende Glück im Kommunismus, aber er ist völlig blind für das Unglück seines Nächsten; er agitiert und schwärmt, und er malt ihr die kommunistische Zukunft breit aus.

Als er Sonja aber siegesgewiss verkündet: *Wir werden' s erleben, da bin ich ganz sicher …,* blickt er plötzlich zögernd, zweifelnd und etwas ängstlich in Sonjas Augen; er hält irritiert inne: die unbegreifliche und überraschende Heftigkeit einer bestürzenden Einsicht, ein memento mori, die Stillstellung des Aktivismus, ein Moment, der aber sofort wieder verdeckt wird vom Optimismus einer Planung des Zukünftigen. Sonja stirbt: ihre Hinwendung und Zuneigung blieben unbeachtet und unbeantwortet; es gab nicht einmal ein Gespür für den nahen Tod beim Agitator, der ihr das Blaue vom Himmel versprechen wollte.

Den Moment der Erschütterung nach dem Einbruch des Tods in die Planung der Zukunft wendet Heiliger zum klassischen Angriff, für alle Übel in der Welt, vom „KZ" bis zur „Ausbeutung", den christlichen Gott verantwortlich zu machen, um daraus dann den Schluss ziehen zu können: „Es ist ein Glück für die Welt, dass Dein Herrgott nichts als ein Märchen ist." Während der Vikar betet, schleudert er die Klage heraus: „Es gibt keinen Gott, dass ist die einzig logische Variante mit all der Sinnlosigkeit fertig zu werden … oder man denkt einfach nicht darüber nach … über die Welt, das Leben." Der Kommunist und der Vikar, die beiden Männer haben, auf unterschiedliche Weise, die Krankheit, die „Schwindsucht", überwunden, der die Frau zum Opfer fiel. Im Finale des Films treffen die

beiden noch einmal an ihrem Grab zusammen, um dann ihre Fahrt zur Wiederaufnahme ihrer unendlichen Arbeit anzutreten.

Unser kurzes Leben (RE: Lothar Warneke, 1981)

In dem eben besprochenen Film trat dem politischen Führer ein anderer Heilsbringer, der Christ, entgegen und hat ihm die absolute Geltung seiner Wahrheitsansprüche bestritten; in die Welt des Wahrheitsmonopols der SED ist also ihre Relativierung eingeführt worden. Das Glücksversprechen des jungen Kommunisten wurde zudem im Verhältnis zu Sonja als Blindheit dem Nächsten gegenüber verdeutlicht und damit als Anmaßung kenntlich gemacht.

Nun treten an die Stelle der politischen Führer als Baumeister der neuen Gesellschaft jene Figuren, die die Wohnungen für die Menschen im Hier und Jetzt bauen müssen: die Architekten. Diese Figuren standen bisher in den Darstellungen immer im Schatten der politischen Führer, es bestand aber immer ein Konsens zwischen diesen Figuren: sie wollten gemeinsam das gleiche Ziel erreichen. Nun treten die Architekten als handelnde Personen auf mit eigenen Plänen, der Konsens ist verschwunden und sie geraten in Konflikte mit den politischen Führern. Das Problem des Wohnungsbaus kann dabei immer als Allegorie der Systemfrage gelesen werden: Hier wird im praktischen Leben die Frage verhandelt, was aus dem Versprechen der Politik geworden ist.

In der Literatur ist Stefan Heym der erste prominente Autor der diese Ausführenden des großen Plans zum Thema macht: Seinen Roman *Die Architekten* hat er 1966 abgeschlossen, aber erst im Jahr 2000 veröffentlicht. Er erzählt darin von den Baumeistern der sozialistischen Magistrale, der „Straße des Weltfriedens", also der „Stalinallee", als einem Synonym für den Aufbau des Sozialismus und von den baulichen und menschlichen Deformationen.

Eine weitere Autorin ist Brigitte Reimann, sie ist eine der wichtigsten DDR-Schriftstellerinnen. 1961 findet sie in der Erzählung über Abiturienten, die ein Jahr auf einer Großbaustelle arbeiten, die programmatische Formel für die Kunst der 1960er Jahre: „Ankunft im Alltag". Dieses „Ankommen" im Sozialismus heißt für diese Art Literatur, eine harmonisierende Darstellung der Identität von individuellen und sozialen Interessen vorzunehmen. Diese Perspektive wird aber auch bei Reimann zunehmend problematisch; ihre Desillusionierung über den gesellschaftlichen Fortschritt wird besonders deutlich in dem 1974 postum veröffentlichten Romanfragment *Franziska Linkerhand.* Das können wir sehen in dem Film *Unser kurzes Leben.* Die Heldin ist eine junge Architektin, die mit einem Star-Baumeister zusammenarbeitet. Sie gerät in eine Sinnkrise, diese Krise wird als persönliche vorgeführt: sie lässt sich scheiden. Und es ist eine berufliche Krise: sie nimmt Abschied von den hochfliegenden Plänen ihres Mentors, von den Repräsentationsbauten des Systems. Sie will etwas anderes bauen; sie will Städte und Wohnungen bauen, in denen die Menschen nicht mehr nur verwahrt werden in den Plattenbauten, in den „Arbeiterschließfächern", wie sie in der DDR hießen, sondern wo sie

Raum für Begegnung und Kommunikation, kurz: zum Leben finden. Ihr *Motiv* für dieses Experiment liegt in der Zeit, von der die Heldin meint, eine Überfülle davon zu haben, „etwa vierzig Jahre“, wie sie sagt, um erproben zu können, was alles möglich ist in der humanen Ausgestaltung des Neuen Lebens. Nach der Exposition, in der sie ihr Motiv formuliert, sehen wir sie im Alltag einer Großbaustelle des seriellen Wohnungsbaus, in dem es nach Maßgabe der Ressourcen um die Erfüllung des Plans geht. Dass hier keine Zeit für Spielereien sei, erfährt sie schnell, ebenso, dass ihr Vorschlag für eine neue Konzeption der Verbindung von Arbeiten und Wohnen zwar gelobt werden kann, aber – noch – nicht zu realisieren sei. Das entscheidende Argument ihres Vorgesetzten lautet: „Die Zeit arbeitet nicht immer gegen uns“; „uns“, das sind all jene, die auf einen Sozialismus mit menschlichem Antlitz hoffen. Die Hoffnung auf Reformierbarkeit der versteinerten Verhältnisse, dies ist die Quintessenz des Romans und des Films von Warneke, der nach der Vorlage von Reimann im Jahr 1981 seinen Film *Unser kurzes Leben* gedreht hat. Warneke setzt aber schon in der Wahl des Titels einen Kontrapunkt zu Reimanns Heldin. Warnekes Adaption des Stoffs ist die Mühe anzusehen, die es kostet, der Reformperspektive noch Glaubwürdigkeit zu verleihen. Der Weg der Heldin steht noch in der Tradition der „Ankunft im Alltag“, der Verbesserung des Alltagslebens soll die Anstrengung gelten und dafür bedarf es vor allem eines Faktors – der *Zeit*. Gegen die tägliche Widerlegung des Emanzipations-Ideals setzten die Künstler die Beschwörung der Erhabenheit der Idee des Sozialismus.

Die Architekten (Peter Kahane, 1990)

In Peter Kahanes Film *Die Architekten* ist es der Satz: „Ich habe keine Zeit mehr, auf Neues zu hoffen“, der dem Sozialismus symbolisch den Todesstoß versetzt; mit dieser Resignationsformel tritt die Frau des Architekten dessen angestrengter und kontrafaktischer Hoffnungsevokation entgegen. „Ich habe keine Zeit mehr“ – mit unzähligen Variationen dieses Satzes fassen auch die Teilnehmer der zeitgleichen Massenflucht vom Sommer 1989 ihr Hauptmotiv zusammen. Kahanes Film ist die allegorische Darstellung des finalen Scheiterns einer politischen Utopie aus der Binnenperspektive der DDR; das Drehbuch entstand bereits 1987, gedreht wurde er bis 1989, Uraufführung war im Mai 1990.

Kahanes Film ist vielschichtig; an der Oberfläche erzählt er einfache Geschichten. Ein junges Ehepaar erfüllt sich das, was in der Gesellschaft des entwickelten Sozialismus als Lebenstraum fungierte: es bezieht eine neue Wohnung. Nicht einfach eine andere Wohnung, es kann endlich seine verfallene Altbauwohnung verlassen und eine jener begehrten Neubauwohnung in einem Neubauviertel am Rand der Stadt beziehen. Und ein beruflicher Traum wird wahr für den Architekten Daniel Brenner. Seit Jahren schon wartet er, das hoffnungsvolle Talent, auf einen nennenswerten Auftrag; nun bekommt er gar einen Großauftrag, mit dem er seine gesellschaftliche Nützlichkeit und seine Kreativität endgültig unter Beweis stellen kann.

Zwei Träume und – die Katastrophe beginnt, der Traum wird zum Alptraum. Was zweifach hoffnungsvoll ansetzte, private und berufliche Geschichte, verwandelt sich in Geschichten des Scheiterns. Scheitern auf Seiten derjenigen, die auf Veränderung der versteinerten sozialen und privaten Verhältnisse setzen; Geschichten vom Scheitern in politischen und beruflichen Karrieren, die im Opportunismus gründen und sich dabei Realitätssinn zugute halten.

Kahanes Film ist eine ruinöse Bestandsaufnahme vom Leben im DDR-Sozialismus. Diese Bestandsaufnahme ist eingetaucht in eine düstere Endzeitatmosphäre, sie kulminiert im Bewusstsein einer sich öffnenden Zeitschere, sie kulminiert in der für die Menschen zugleich erschreckenden und befreienden Einsicht in die Inkongruenz von Weltzeit und Lebenszeit und im klaren Bewusstsein für eine trostlose Ortlosigkeit ihres Lebens: Gerade dort, wo nach dem großen Plan der „Erbauer der Zukunft", der Partei des menschheitlichen Fortschritts, die *neue Heimat* des emanzipierten Menschen ihre schönste Gestalt angenommen haben sollte, im Niemandsland der Neuen Städte, gerade dort scheitert sie an ihrer trostlosen Irrealität: Das gewaltige Massiv der monotonen Hochhäuser erweist sich als Memento der Vergeblichkeit: Kein Ort zum Leben. Nirgends.

Damit verknüpft ist das sichtbare Scheitern des klassischen Rechtfertigungsstereotyps vom Zeitbedarf des Sozialismus in einer Welt voller Feinde, mit dem herrschende Partei und sozialistische Intelligenz unisono stets bestehende Mängel als zukünftig, nämlich unter besseren politischen, ökonomischen, internationalen etc. Bedingungen zu behebende deklarieren konnten. Dieser ideologische Anbau an die zur Doktrin des Machterhalts geschrumpfte Utopie stürzt ein bei der Ansicht ihrer Werke: Der Blick aus dem Fenster auf die Alptraumkulisse der Neuen Stadt belehrt die Frau des Architekten über die Hoffnungslosigkeit eines Ausharrens im Hier und Jetzt; sie erblickt nicht – mit Bloch – den „Vor-Schein" eines kommenden Neuen Lebens, sondern sie erkennt beim Blick in den Spiegel die Endlichkeit ihres eigenen: „Ich sehe die Zeit."

Im Finale des Films, wenn Vater und Tochter vergeblich versucht haben, sich aus der Ost-West-Perspektive durch das Brandenburger Tor hindurch anzusehen erreicht der Film das, was im DEFA-Film selten war – visuelle Evidenz: Verlust der Zukunft, Verlust der Gewissheit, Verlust der Legitimation treten eindringlich, anschaulich hervor. Der Held kriecht unter das Podium, das eben noch als Tribüne eines weiteren Sieges des Sozialismus anlässlich der Grundsteinlegung seines Entwurfs gedient hatte, er kriecht durch den Dreck ins Grab seiner Hoffnungen.

Die Problematik des Utopieverlustes wird in der Kunst vor allem auf zwei Arten aufgefangen: eine Linie wird durch Heiner Müller, den „letzten Dichter der Tragödie des Klassenkampfes" (Horst Domdey), repräsentiert. Müller beschwört den revolutionären Elan und betont die Notwendigkeit der Utopie; Ende 1985 erklärt er: „Was wir brauchen, ist mehr Utopie. Und das ist gefährdet, die Utopie, hier. Vor allem der Wille zur Utopie ist in Gefahr, durch Alltag paralysiert zu werden, und da muß man aufpassen. (...) Das Wichtigste scheint mir im Moment doch, daß es ... um die Herausbildung von Eliten geht. Ich weiß, das Wort hat einen

Blutgeruch. Was ich meine, ist eine Avantgarde, die bereit und fähig ist, auch die Risiken von Produktivität zu tragen. (...) Wir müssen uns darauf einstellen, daß eine sozialistische Gesellschaft, der Staat, in ihrer historischen Situation die DDR, eine Vorhut braucht. Sie muß in Stand gesetzt werden, auch eine Talsohle zu überstehen ohne Verlust an utopischer Kraft. Das ist eigentlich die Aufgabe, auch von Literatur" (Dietzel 1985: 1215). Eine andere Linie wird etwa durch Christa Wolf vertreten. Wolf hat 1979 ihre Übersetzung des Worts Utopie: *Kein Ort* mit dem Zusatz: *Nirgends* zum Titel einer Erzählung gemacht. Ihr Blick zurück in die Romantik auf das Scheitern radikaler Lebensentwürfe ist zugleich ein Blick auf die realsozialistische Gegenwart der DDR; eine Gegenwart, die von Günter Kunert ironisch-pointiert charakterisiert worden ist mit dem Satz, das „Hauptquartier der Utopie" befinde sich nun im *Ministerium für Staatssicherheit*. Mit Peter Kahanes Film *Die Architekten* aus dem Jahr 1990 schließt sich der Kreis eines ästhetisch vermittelten desillusionierten Krisenbewusstseins: In der allegorischen Darstellung vom Ende einer Familie und eines Architektenkollektivs setzt Kahane nüchtern das Ende einer politischen Ordnung ins Bild, die selbst als „real-sozialistisches" Schrumpfprogramm Kraft und Kohärenz verloren hat.

Im narrativen und ikonologischen Kernbestand der kommunistischen Kunst repräsentieren die heroischen Entwürfe von Kader/ Arbeiter das *Wesen* dieses Programms, sie stellen die Idealfiguren der „Erbauer der Zukunft" dar; die Metamorphosen haben die Gestalt der „Baumeister des Sozialismus" aber nicht nur bis zur Unkenntlichkeit verändert, es treten gar Figuren auf, die einen *eigenen Konstruktionsplan* entwickeln und vorstellen, wie etwa die Architekten in Kahanes Film, und sich damit in einen scharfen Gegensatz zum Schöpfer *der Wirklichkeit* begeben. Kahanes Architekten haben ihr Vorbild und ihre Referenzfigur in der Architektin „Franziska Linkerhand". Auch diese Architektin war mit ihren ambitionierten Plänen für einen innovativen, ästhetisch anspruchsvollen Wohnungsbau an den mit Sachzwängen argumentierenden Planern gescheitert, an Leuten „der Praxis mit der ganzen verfluchten Arroganz dieser Realisten" (Reimann). Aber die Architektin Franziska Linkerhand lebt noch in der Hoffnung; am Ende formuliert sie ihre Heilserwartung: „Es muß, es muß sie geben, die kluge Synthese zwischen Heute und Morgen, zwischen tristem Blockbau und heiter lebendiger Straße, zwischen dem Notwendigen und dem Schönen ..." (Reimann). Bei Kahane ist die Figur „Architekt", zumindest im Protagonisten, ähnlich wie bei Brigitte Reimann, noch am engsten mit der Reformhoffnung assoziiert. Anders als bei Reimann, bei der die Architektin die radikale Position vertritt, wird bei Kahane die fachliche Radikalität des Architekten überboten durch die *existentielle* Radikalität einer anderen Figur: seiner Ehefrau. Diese Frau steht außerhalb der Sphäre der Macht, in die der Diskurs der Architekten einbezogen ist und sie steht unterhalb der Machtsphäre, die auch hier eine männlich dominierte ist. Der von ihr artikulierte Relevanzbereich der Lebenswelt hebt die Kopplung von politischer Vernunftbestimmung und Zeit auf; die Radikalität des Rückgangs auf die Lebenszeit sprengt den Rahmen des geschichtsteleologischen Denkens. Deutlich wird der Verlust der Existenz-

berechtigung einer politischen Herrschaft, deren Anspruch, das Glück aller zu befördern, vom Blick auf den Alltag dementiert wird. Deutlich wird an der Figurengruppe der Architekten, woran die DDR auch scheitert: Sie scheitert daran, dass sie kein Ort zum Leben ist; sie scheitert schließlich an der Heimatlosigkeit der Menschen. Das alltägliche Leben als Leben in einer vertrauten und verfügbaren Lebenswelt hat keinen Ort und keinen Sinnhorizont mehr. Der kämpferische Ausnahmezustand in Permanenz mit seiner Implikation der Suspension der Gegenwart hat mit dem Abschied von der Utopie seine sinnstiftende und legitimierende Kraft verloren; der Alltag im pragmatisch gewendeten Sozialismus ist grau und alles andere als ein Feld der Emanzipation und der Selbstverwirklichung. Was bleibt, ist die Entdeckung eines bis dahin Verborgenen: der Endlichkeit des eigenen Lebens. Die herrschende Partei hat nicht nur als revolutionäre Kraft abgedankt, sie hat nicht nur den Selbstanspruch fallengelassen, auf dem Weg zu einer besseren Gesellschaft zu sein, schlimmer noch: sie kann nicht einmal mehr das Mögliche garantieren, sie ist demaskiert als Herrschaftserhaltungsmaschine, ihr Versagen selbst in der Verwaltung des Mangels entzieht ihr den Rest an Legitimation.

Kahanes Film hat die gleiche Ausgangsposition wie in *Franziska Linkerhand* von Reimann/ Warneke. Immer noch, als wäre die Zeit stehen geblieben, ist die Konfliktlage die gleiche: Die *aktuellen* ökonomischen Bedingungen sind schlecht und verhindern die Umsetzung der Pläne der Architekten, die als Träumer bzw. Utopisten bezeichnet werden. Die Macher des Möglichen sind erkennbar verbittert, sie leiden an der normativen Kraft des Faktischen und haben die Sollensimperative ihrer Weltanschauung, die Erwartungen vom besseren Leben im Sozialismus zur Floskel degradiert. Während *1974* aber der alte Partei-Architekt mit der Beschwörungsformel: „Die Zeit arbeitet nicht immer gegen uns“ noch die Brücke schlagen kann zur in der jungen Architektin Linkerhand inkorporierten Hoffnung, kann von Hoffnung *1989*, wenn die gleichen Formel als Begründung für die Ablehnung der Pläne der Architekten dienen sollen, natürlich nicht mehr die Rede sein.

Kahanes Film *radikalisiert* die bekannten Konflikte, er zeigt nüchtern die Ausweglosigkeit, sein Film spielt in einer imaginierten *und* realen Endzeit. Kahane lässt seine Architekten noch einmal mit den Vertretern der herrschenden Partei das ganze Repertoire von Reformhoffnung und Reformunfähigkeit durchspielen, um diesem bekannten und oft gespieltem Spiel schließlich ein Ende zu setzen: Das Spiel ist aus – so das nüchterne Fazit. Die Verschärfung der düsteren Atmosphäre erreicht Kahane vor allem durch die Wiederaufnahme der gleichen Grundkonstellation, die schon vor 15 Jahren in *Franziska Linkerhand* bestimmend war. Es ist die kontrastive Gegenüberstellung, die nun nicht aufhebbare Antinomie der Begriffe Utopie und Realismus bzw. Möglichkeit und Wirklichkeit: der Parteifunktionär, der Vertreter des historischen Fortschritts und der Utopie, entpuppt sich als Pragmatiker, nicht einmal mehr als Macher des Möglichen, sondern als Verwalter des Mangels. Die Architekten hingegen werden – und zwar vom Parteifunktionär – als Repräsentanten eines Utopischen vorgestellt, d.h. eines nicht-realistischen, eines

unmöglichen Politikanspruchs. Worin besteht nun aber das Utopische der Vorstellungen der Architekten? Die Antwort ist einfach: Sie wollen einen Ort zum Leben bauen, einen Ort, an dem die Menschen sich halbwegs wohl und zuhause fühlen können. Der Film zeigt eindringlich, dass selbst dieser *schlichte* Anspruch unter den herrschenden Verhältnissen in der DDR nicht zu realisieren ist, ja sogar als *utopisch* abgetan werden kann.

Hier hat sich das Verhältnis von politischen Führern und den Ausführenden, den Architekten, völlig umgekehrt: Am Anfang hatten die Führer den Bauplan und die Architekten führten ihn aus. Jetzt haben die Architekten einen Plan, aber sie können ihn nicht ausführen, weil die politischen Führer die Mittel zur Realisierung nicht haben. Am Anfang herrschte zwischen Führern und Architekten ein voller Konsens, jetzt herrscht ein tiefer Konflikt. Kahanes Film zeigt die bekannten Konflikte, und er zeigt nüchtern die Ausweglosigkeit; er zeigt, wie aus den Versprechungen der Politik Verzweiflung der Menschen geworden ist. Was wir hier vor uns haben ist nicht Zeichen für eine „Wende", das ist ein SED-Terminus, das ist das Zeichen für eine Revolution. Es tritt das ein, was Kant so formuliert hat: „Der Souverän will das Volk nach seinen Begriffen glücklich machen, und wird Despot; das Volk will sich den allgemeinen menschlichen Anspruch auf eigene Glückseligkeit nicht nehmen lassen, und wird Rebell" (Kant 1996: 159).

Fazit: Das politische System, das die „Welt zur Heimat" machen wollte, konnte nicht nur diese Utopie nicht realisieren, es konnte nicht einmal für das Leben der Menschen in der Gegenwart ein Dasein ohne einen Mangel an Sinnhaftigkeit schaffen. Die Menschen aus der ehemaligen DDR sind noch immer auf der Suche nach einem sinnvollen Leben in einem neuen Land, das ihnen zur Heimat wird.

Literaturangaben:

Ackermann, Anton (1972): Unsere kulturpolitische Sendung. Zit. nach: Schubbe, Elimar (Hg.) (1972): *Dokumente zur Kunst-, Literatur- und Kulturpolitik der SED*. Bd. 1: 1949-1970, Stuttgart.

Bloch, Ernst (1967): *Das Prinzip Hoffnung*. Frankfurt a.M.

Blumenberg, Hans (1997): *Die Legitimität der Neuzeit*. Frankfurt a.M.

Blumenberg, Hans (1981): *Die Genesis der kopernikanischen Welt*. Frankfurt a.M.

Dietzel, Ulrich (1985): Gespräch mit Heiner Müller. in: *Sinn und Form*, 37. Jg. 1985, H. 6.

Finke, Klaus (2007): *Politik und Film in der DDR. Zum heroischen Selbstbild des Kommunismus im DEFA-Film*. Oldenburg.

Filmmuseum Potsdam (Hg.) (1994), Ralf Schenk (Red.): *Das zweite Leben der Filmstadt Babelsberg: DEFA-Spielfilme 1946-1992*. Berlin: Hentschel.

Grotewohl, Otto (1972): Rede zur Berufung der Staatlichen Kommission für Kunstangelegenheiten, 31. 8. 1951. In: *Neues Deutschland*, Nr. 203, 2. 9. 1951. Zit. nach: Schubbe, Elimar (Hg.), *Dokumente zur Kunst-, Literatur- und Kulturpolitik der SED*. Bd. 1: 1949-1970, Stuttgart:

Kant, Immanuel (1996): Über den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis, in: Weischedel, Wilhelm (Hrsg.): *Kant Werkausgabe*. Bd. XI, Frankfurt a.M.:

Kersten, Heinz (1954): *Das Filmwesen in der SBZ*. Bonn.

Meuschel, Sigrid (1992): *Legitimation und Parteiherrschaft in der DDR. Zum Paradox von Stabilität und Revolution in der DDR 1945-1989*. Frankfurt a.M.

Schwab, Sepp (1955): Auf neuen Wegen, in: *Deutscher Filmverlag, Auf neuen Wegen. 5 Jahre fortschrittlicher deutscher Film*. Berlin o. J. .

Tulpanow, Sergij (1955): Rede zur DEFA-Gründung, zit. nach Schwab, Sepp: Auf neuen Wegen, in: *Deutscher Filmverlag, Auf neuen Wegen. 5 Jahre fortschrittlicher deutscher Film*. Berlin o.J..

Wiedemann, Dieter (2000): 'Aber das Publikum wollte sich unterhalten' – Zur Rezeption von Arbeiterfilmen in der DDR. In: Zimmerman, Peter/ Moldenhauer, Gebhard (Hg.) (2000): *Der geteilte Himmel*. Konstanz.

Wandel der DDR-Medien durch die „Wende“ [1]

Gunter Holzweißig, Kleinmachnow

Der SED-Generalsekretär Erich Honecker soll nach seiner Absetzung im Herbst 1989 erwogen haben, sich ins Exil nach Nordkorea zu begeben. Dort wäre ihm wohl beim 1994 verstorbenen „Großen Führer“ Kim Il-sung und dessen Sohn, dem „Geliebten Führer“ Kim Jong-Il, der Gesprächsstoff über das Zeitungsmachen nicht ausgegangen. Der alte Kim hatte das kommunistische Zentralorgan „Rodong Sinmun“ (Arbeiterzeitung) gegründet. Dessen Chefredakteur erklärte dem Korrespondenten der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, der junge Kim habe sich als gelehriger Schüler seines Vaters erwiesen und der Parteizeitung schon seit langem große Aufmerksamkeit geschenkt.[2] In Wahrheit sei Kim Jong-Il der „Ehrenchefredakteur“, dem die wichtigsten Artikel vor dem Druck zur Begutachtung unterbreitet würden. Er korrigiere Fehler und erteile im Sinne seines Vaters konkrete Anweisungen. Jener habe immer wieder gesagt, die Journalisten seien nun einmal „Mund, Ohren und Nase der Partei“.

Ob Honecker auch den Geruchssinn der Journalisten instrumentalisieren wollte, sei dahingestellt. Dass er sich jedoch mit der gleichen Intensität wie seine koreanischen Genossen persönlich um das SED-Parteiorgan *Neues Deutschland* und die anderen zentralen Medien gekümmert hat, enthüllten erst im vollen Umfang die geöffneten Archive und die Berichte von Zeitzeugen. Honeckers, für einen Staats- und Parteichef kaum vorstellbares, zeitraubendes medienpolitisches Engagement

---

[1] Dieser Beitrag stützt sich in einigen Teilen auf meinen 2006 publizierten Aufsatz „Die Medien und die friedliche Revolution“. In: *Deutschland Archiv,* 39, 1012-1024. Dort wird auch das ambivalente Verhalten von bundesdeutschen Medien in der vorrevolutionären Phase thematisiert.

[2] *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 23. Dezember 1994.

ähnelte im Übrigen dem seines ideologischen Ziehvaters und Amtsvorgänger Walter Ulbricht, obwohl die Verschiedenartigkeit ihrer Charaktere auch im Umgangsstil mit den Medien zu Tage trat. Beide Generalsekretäre hätten indes in Anlehnung an ihr Parteiamt durchaus Anspruch auf den Titel eines „General-Chefredakteurs" der DDR-Medien erheben können, wenn es ihn denn gegeben hätte.
Die Alleinherrschaft einer Partei, das Vorhandensein einer allgemeinverbindlichen Ideologie und das Nachrichtenmonopol zählen zu den wichtigsten Merkmalen eines totalitären Staates. Das Nachrichtenmonopol – also die uneingeschränkte Anleitung und Kontrolle der Medien – ist als Herrschaftsinstrument für den Einparteienstaat von gleicher Bedeutung wie der Unterdrückungsapparat seiner Geheimpolizei oder der politischen Strafjustiz. Beiden fällt es in einer Diktatur zu, bereits Ansätze von systemimmanenter Kritik, oppositionellem Denken oder widerständigem Verhalten im Keim zu ersticken. Die Medien dürfen in einem totalitär regierten System lediglich solche Informationen und Meinungen verbreiten, die die Partei oder die von ihr angeleiteten staatlichen Stellen vorschreiben. Methodisch deckungsgleich geschah dies sowohl im „Dritten Reich" als auch in der SBZ/DDR. Zu diesem Ergebnis kommt auch der Mainzer Medienhistoriker Jürgen Wilke: „Blieben die Presseanweisungen im Ersten Weltkrieg ein zeitlich und inhaltlich begrenztes Vorhaben, so besaßen sie in den beiden deutschen Diktaturen des 20. Jahrhunderts eine universelle und tiefer reichende Stoßrichtung. Das ergab sich schon aus den ‚Heilslehren', auf denen das Dritte Reich und die DDR gebaut waren. Ohne deren Unterschiede und Folgen in Abrede stellen zu wollen, aber auch ohne die früher in der westdeutschen DDR-Forschung nicht seltene Verharmlosung zu betreiben, ist doch eine beträchtliche Gleichartigkeit zu konstatieren" (Wilke 2007: 311). Eine zutreffende und wohl auch politisch korrekte Feststellung.

Lenins Vorgaben

Das Gebot Lenins, die Parteipresse müsse als kollektiver Agitator, Propagandist und Organisator fungieren, erhoben seine Epigonen auch für die elektronischen Medien zum Dogma. Die Gründung und Entwicklung der Massenmedien in der SBZ/DDR vollzog sich nach den Vorgaben der sowjetischen Besatzungsmacht und orientierte sich bis 1989 – mit Pluralismus vortäuschenden Scheinkonzessionen – an der stalinistisch geprägten Medienpolitik.

Für die SED galten die Medien nach sowjetischem Vorbild als die „schärfste Waffe der Partei". Sie diente als operativ eingesetztes, jedoch angesichts der verordneten Monotonie der DDR-Medien letzten Endes wirkungsloses Herrschaftsinstrument zur Indoktrination der Bevölkerung und zur Bekämpfung des Einflusses des „Klassenfeindes" – insbesondere in Gestalt der bundesdeutschen elektronischen Medien. Fast alle DDR-Bürger konnten sich zum Leidwesen der SED-

Führung über westdeutsche Fernseh- oder Hörfunksender auch über Ereignisse im eigenen Land informieren. Der Bezug von bundesdeutschen Zeitungen und Zeitschriften war jedoch nur wenigen Spitzenfunktionären erlaubt.

Die im Artikel 27 der DDR-Verfassung zwar formal zugesicherte Freiheit der Berichterstattung der Presse, des Rundfunks und des Fernsehens stand – ebenso wie alle anderen auf dem Papier gewährten Grundrechte – unter dem Vorbehalt des Artikels 1 der Verfassung. Dort hieß es, die DDR sei die politische Organisation der Werktätigen „unter der Führung der Arbeiterklasse und ihrer marxistisch-leninistischen Partei“. Im Gegensatz zur lückenlosen Vorzensur und Kontrolle der Buch- und Filmproduktion benötigte das SED-Regime für die Anleitung der Presse und der elektronischen Medien deshalb keine institutionalisierte Zensurbehörde, wie es sie in anderen kommunistischen Ländern gab und noch gibt.

Die „Schere im Kopf“, gemeint ist die Selbstzensur und der vorauseilende Gehorsam der um ihre berufliche Existenz bangenden Journalisten, machte eine Vorzensur überflüssig. Vermeintliche publizistische Freiräume, von denen im Nachhinein einige ehemalige DDR-Journalisten sprechen, waren entweder politisch gewollt oder sie entstanden durch Kommunikationsstörungen in den Lenkungsmechanismen der SED-Medienbürokratie. DDR-Journalisten agierten folglich in erster Linie als „Weiterleiter“ der ihnen vom SED-Parteiapparat erteilten Weisungen. Für die Journalisten wäre es unter den gegebenen Umständen allerdings eine Arbeitserleichterung gewesen, wenn ein Zensor ihnen die Verantwortung für ihre Manuskripte abgenommen hätte.

Eine Selbstzensur von Journalisten kann aus privatwirtschaftlichen Gründen auch in demokratisch verfassten Staaten stattfinden. Insbesondere kleinere Zeitungsverlage neigen gelegentlich dazu, den Wünschen und dem Druck ihrer Anzeigenkunden nachzugeben und ihren Journalisten diesbezügliche Weisungen zu erteilen. In Hongkong, wo es offiziell noch die Pressefreiheit gibt, nehmen Tycoons, sofern sie auch Zeitungen besitzen, im Interesse ihrer Handelsbeziehungen mit dem Festland Einfluss auf Beijing gegenüber kritisch eingestellte Journalisten.

Das Ende des SED-Medienmonopols

Am 19. Oktober 1989 leistete die SED-Agitationsbürokratie ihren Offenbarungseid, indem sie faktisch ihr mehr als vier Jahrzehnte skrupellos ausgeübtes Medien- und Meinungsmonopol aufgab. Diesen Verzicht verkündete der langjährige Leiter der ZK-Abteilung Agitation, Heinz Geggel, auf seiner „Donnerstag-Argu“, zu der sich wöchentlich bis zu 80 leitende SED-Journalisten im Hause des SED-Zentralkomitees versammelten. „Argu“ stand für Argumentation, obwohl es sich eher um eine Befehlsausgabe handelte – vergleichbar mit der Reichspressekonferenz im „Dritten Reich“. Geggel, der allenthalben gefürchtete Medien-Zuchtmeister im „Großen Haus“, verfiel unversehens in ein grotesk „gewendetes“ Gestammel. In der Mitschrift eines „Argu“-Teilnehmers liest sich das so: „Nach

der restriktiven Pressepolitik nun in den Medien das Interesse Bürger wecken. Bürgernähe. Generelle Wende, keine kleinen Ausbesserungen – auch in den Medien. Kämpferische Einstellung, optimistisch, verantwortungsbewusst. Freimütigkeit – die hilft dem Sozialismus am besten. Wir werden den einzelnen Medien nicht mehr reinreden. Darunter hat besonders das ND gelitten. Ich bin aber nicht bereit, eine große Vergangenheitsbewältigung zu machen. Die Chefredakteure sind verantwortlich" (vgl. Bürger 1990: 227).

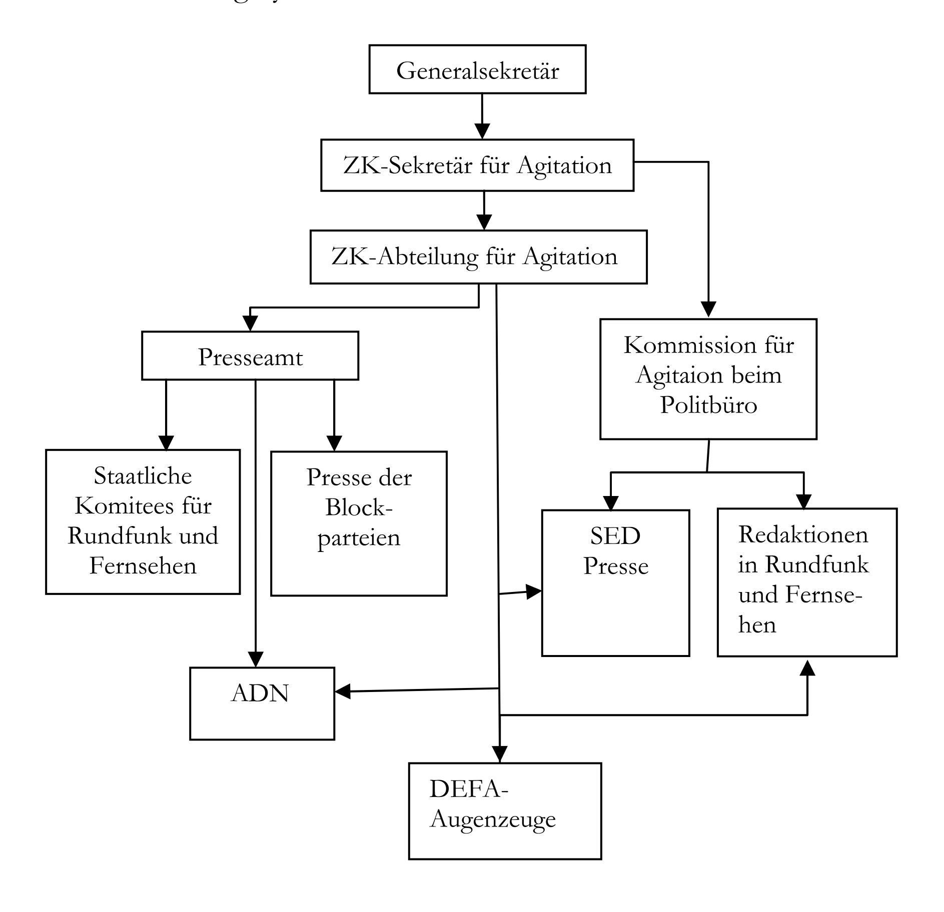
Geggel, hinter vorgehaltener Hand in Anspielung auf den nationalsozialistischen Propagandaminister Dr. Joseph Goebbels auch „Dr. Geggels" genannt, besaß jetzt die Dreistigkeit, sich auf das so genannte „Chefredakteursprinzip" zu berufen. Dies bescheinigte jedoch nur auf dem Papier die selbständige Entscheidungsbefugnis der Chefredakteure. Tatsächlich waren sie alle dem SED-Parteistatut verpflichtet und deshalb lediglich die „Weiterleiter" der Weisungen des „Großen Hauses" an ihre Redaktionen.

Auch das Ministerium für Staatssicherheit durfte sich nicht auf eigene Faust in die Medienlenkung einschalten. Es hatte vielmehr mit seinen spezifischen Methoden nur für die so genannte „politisch-operative" Sicherung der Redaktionen zu sorgen. Das MfS musste stets den Dienstweg über die ZK-Abteilung Agitation einhalten, wenn es sein Ressort berührende Veröffentlichungen in den DDR-Medien platzieren wollte oder es dazu von der SED-ZK-Abteilung Agitation aufgefordert wurde. Erst fünf vor zwölf versuchte das MfS, selbst Einfluss auf die Medienberichterstattung zu nehmen, ohne dass allerdings bisher schlüssig nachgewiesen werden kann, ob – wie beispielsweise bei der *Leipziger Volkszeitung* – diesen Versuchen Erfolg beschieden war (vgl. Reichert 2000: 47 ff).[3] Ein belegter Ausnahmefall ist die „Menthol-Zigaretten-Story", die im September 1989 zutiefst frustrierte MfS-Presseoffiziere inszeniert haben. Ohne sich das Plazet von Geggel einzuholen, erfanden sie die Entführung des Mitropa-Kochs Hartmut Ferworn aus Budapest. Dort sollte ein aus Leipzig stammender „Schlepper" den Koch mit Mentholzigaretten betäubt und in den Westen entführt haben. *Neues Deutschland* (ND) brachte diese Räuberpistole am 21. September, entschuldigte sich erstmals dafür am 3. November 1989 und veröffentlichte schließlich am 5. Januar 1990 einen wahrheitsgetreuen Bericht. Am Vortage hatte Ferworn bereits im DDR-Fernsehen geschildert, wie ihn das MfS nach der Rückkehr von seiner Flucht in die Bundesrepublik zur Falschaussage erpresst hatte (vgl. Holzweißig 1997: 109 ff.). In der Redaktion „DDR-Reportagen" des Fernsehens hatte man der ND-Veröffentlichung vom 21. September keinen Glauben geschenkt. Doch Heinz A-

[3] Reichert bezieht sich auf einen Brief eines Leipziger MfS-Hauptmanns von der Arbeitsgruppe Öffentlichkeitsarbeit vom 10. November 1989 an den Leiter seiner Bezirksverwaltung Manfred Hummitzsch. Darin wird u. a. vorgeschlagen, es sollten „unter Nutzung offizieller Verbindungen, z. B. in die LVZ oder zum Sender Leipzig, zuverlässige und parteiliche Journalisten gewonnen werden", die Beiträge zur Imageverbesserung der Bezirksverwaltung veröffentlichen sollten. Der Hauptmann erklärte seine Bereitschaft, dabei mitzuwirken und seine „durch das im Auftrag des MfS absolvierte Journalistikstudium erworbenen Kenntnisse dafür einzusetzen." Belege für den Erfolg solcher Vorhaben sind bisher nicht bekannt.

dameck, der Vorsitzende des Staatlichen Fernsehkomitees, verbot der Redaktion, weitere Recherchen anzustellen, so dass Ferworn erst am 4. Januar 1990 im DDR-Fernsehen über den tatsächlichen Hergang seiner „Entführung“ befragt werden konnte.[4]

Das Medienlenkungssystem der SED



Quelle: Wilke (2007:264)

[4] *Fernsehfunk im Wandel* (1990: 9).

Rettungsversuche von Krenz und Schabowski

Egon Krenz besuchte an seinem ersten Arbeitstag als neuer SED-Generalsekretär am 19. Oktober 1989 zusammen mit Günter Schabowski das Werkzeugmaschinenkombinat „7. Oktober“ in Berlin-Weißensee. Hier wollte er in den „sachlichen Dialog“ vor Ort einsteigen. Dazu hatte das SED-Politbüro gegen den Willen Honeckers bereits eine Woche zuvor in der trügerischen Hoffnung aufgerufen, das im Lande unaufhörlich anschwellende Protestpotential in letzter Minute doch noch in ihrem Sinne kanalisieren zu können (vgl. Giese 2005: 10). Der Werkhallen-Dialog zwischen Krenz und Volkes Stimme – ungeschminkt im breiten Berliner Dialekt artikuliert vom Reparaturschlosser Roland Berus – wurde zum Medienereignis, denn er lief am Abend in der „Aktuellen Kamera“ im O-Ton über das DDR-Fernsehen:

Krenz: „Woran liegt das, dass bei euch welche weggegangen sind?“

Berus: „Ich würde sagen, das is’ ne Vielzahl von Dingen, die sich addiert haben, die zusammengekommen sind. Det is jetzt nich damit zu sagen, wat weeß icke, weil wa nich reisen können oder weil’t schlecht einkoofen gibt; det is ‘ne Vielzahl von Dingen, die sich anjestaut hat; denn bin ick ooch der Meinung, dass da echte Fehler jemacht wurden, weil nicht darüber diskutiert wurde in den letzten Jahren oder, na ja doch, Jahren; bis vor drei Wochen hat man ja kaum von Problemen jehört. Ja und nun sind die Leute ins Flitzen jekommen; ob et nun die richtje Art und Weise ist, wat ick persönlich nicht unbedingt dafür bin; man muß darüber reden, man muß sich mit allen Problemen beschäftigen, aber det is nich damit jetan, dass wa nu sagen, wir wollen mehr reisen oder, det is die Addition [von; G. H.] allen, wat hier die Leute echt verärjert hat und wo ville Leute ooch keenen Ausweg mehr gesehen haben. Darum sind se jerannt. (...)“

Krenz: „Über eins müssen wir auch im Klaren sein, nachdenken darüber müssen wir alle ...“

Berus: „Alle, na logisch!“

Krenz: „... hier bei euch wie wir in der Führung, ja.“

Berus: „Na logisch. Det is normal. Tja, ick bin der Meinung, man muss bedeutend mehr uff die Leute einjehen, uff ihre Probleme und ihre Wünsche und so weiter. Wenn det jelingt, ick gloobe, dann is ooch mit det Flitzen kommts dann zum Stehen.“[5]

Die Fernsehzuschauer dürften bei diesem munteren Zwiegespräch ihren Ohren nicht getraut haben. Doch die Leser des *Neuen Deutschland* bekamen am nächsten Tag darüber einen Bericht im gewohnt parteilich gestelzten, nun aber auf „sachlichen Dialog“ getrimmten Verlautbarungsduktus vorgesetzt: „Der Generalsekretär stellt Übereinstimmung in wesentlichen Gedanken fest, die die 9. ZK-Tagung benannte. Schon in der Werkhalle wie auch in der Runde gab es den gleichen Stand-

[5] *RIAS-Monitor-Dienst* vom 19. Oktober 1989.

punkt: Nachdenken müssen wir alle, verändern und gemeinsam arbeiten. Es dürfe jetzt nicht auf der Stelle getreten werden.“[6]

Egon Krenz bestellte Günter Schabowski zum Nachfolger Joachim Herrmanns, dem seit 1978 amtierenden ZK-Sekretär für Agitation und Propaganda, unter der neuen Bezeichnung „ZK-Sekretär für Informations- und Medienpolitik“. Eine Position gegen die sich Schabowski (1990: 142) „mit Händen und Füßen gesträubt“ haben will. Er sei nicht der „Medienzar der Wendeführung“ gewesen, sondern habe sein Amt nur als „Liquidator“ angetreten: „Das war meine Bedingung an Krenz. Als Liquidator der Strukturen, die bis dahin obwaltet haben. Das hieß, keine Bevormundung der Presse mehr. Das galt auch für die Parteipresse. Eine meiner ersten Amtshandlungen war es, die Chefredakteure zu mir zu bitten und ihnen zu eröffnen, dass diese Art der Zusammenkünfte keinen Sinn mehr habe und sie ihre Sachen fortan alleine machen sollten.“ Obwohl Schabowski nach seinem Amtsantritt noch an den Erfolg einer sozialistischen Reformpolitik der neuen Parteiführung geglaubt haben will, wurde er bald eines Besseren belehrt. Seinen gelegentlichen Versuchen, weiterhin SED-Journalisten „kollegiale“ Ratschläge zu erteilen, war meist kein Erfolg beschieden. So gelang es Schabowski nicht einmal, seinen Wunschkandidaten, den stellvertretenden ND-Chefredakteur Harald Wessel, bei der Neubesetzung des Chefredakteurspostens des SED-Zentralorgans *Neues Deutschland* in der Redaktion durchzusetzen. Wessels Kollegen weigerten sich, ihn zu ihrem Chef zu küren, weil sie ihn offenbar als ausgemachten Opportunisten kennen gelernt hatten (vgl. Holzweißig 2002: 10). Egon Krenz erregte sich am 9. November, dem Tag des Mauerfalls, auf der 10. SED-ZK-Tagung maßlos über die Medienberichterstattung vom Vortage. Damit habe man sich bereits am Morgen im Politbüro beschäftigt. Die Partei habe zwar von „volksverbundenen Medien“ gesprochen, damit seien jedoch nicht „oppositionsverbundene Medien“ gemeint gewesen.[7] Wenn über die Plenartagung des Zentralkomitees nach Sympathie oder Antipathie berichtet werde, brauche man sich nicht zu wundern, wie das auf die Bezirks- und Kreisorganisationen wirke. Das Protokoll vermerkt „lebhaften Beifall“ als Krenz erklärte: „Ich habe gestern das Vertrauen des Zentralkomitees bekommen in der Annahme, dass wir gemeinsam eine Politik durchsetzen wollen, die Politik der Erneuerung, aber nicht die Politik der Zulassung der Opposition in Presse, Rundfunk und Fernsehen.“[8] Bitter beklagte sich Krenz über das große Medieninteresse an den Demonstrationen und den dort verbreiteten Losungen. Die Argumente der ersten Bezirks- oder Kreissekretäre fänden dagegen in den Medien überhaupt keine Resonanz. Man werde auch keine Ruhe schaffen, wenn man die vielen Städte aufzähle, in denen täglich Demonstrationen stattfänden. Hierzu wartete Krenz mit einem Vorschlag auf, der für die Medienlenkung in totalitären Staaten charakteristisch ist: „Wäre es nicht möglich, Informationen über

[6] *Neues Deutschland* vom 20. Oktober 1989.

[7] SAPMO-BArch, DY 30 IV 2/1/710, Bl. 1-2.

[8] Ebenda, Bl. 3.

Demonstrationen, die in kleineren Städten und mit geringeren Dimensionen stattfinden, in den Lokalzeitungen zu behandeln? Warum muss das alles in die zentralen Medien hinein?“[9] In beiden deutschen Diktaturen des 20. Jahrhunderts war es gängige Praxis, allenfalls lokale Medien über unliebsame Vorfälle in der Provinz berichten zu lassen, weil sie im engeren Umfeld der Bevölkerung nicht zu vertuschen waren. Von neuem Denken also keine Spur.

Offenbar hatte es am Morgen des 9. November im Politbüro doch keine Einigkeit über den Umgang mit den Medien gegeben, denn Günter Schabowski widersprach Krenz entschieden.[10] Schabowski beklagte sich zwar auch über den „zuweilen rüpelhaften Ton“, in dem sich Journalisten an Gesprächspartner aus der SED-Führung wenden würden. Außerdem sei auch er der Meinung, dass man den „Demonstrationskalender“ überprüfen müsse. Das hieße aber nicht, „dass man die Informationen über diese Demonstrationen liquidieren sollte. Das würde ich für einen groben Fehler halten. Wir würden uns damit nur in das gleiche Fahrwasser begeben, das uns zu der heutigen Entwicklung geführt hat“. Schabowski verdeutlichte seinen Genossen, dass die Lage in den Redaktionen „bitterernst“ sei und die Chefredakteure in den meisten Redaktionskollegien zur Disposition ständen. Das betreffe sowohl den Chefredakteur des *Neuen Deutschland* als auch die Vorsitzenden der Staatlichen Komitees für Rundfunk und Fernsehen, Heinz Adameck und Achim Becker. Aus der Protokollmitschrift strich Schabowski seine völlig zutreffende Erkenntnis: „Auf die Zeitungen haben wir im Grunde zur Zeit überhaupt keinen Einfluss.“ Daraus folgerte Schabowski: „Die Chefredakteure nach Berlin zu rufen und ihnen etwas zu erzählen, wäre sinnlos. Ich bitte die Bezirksleitungen eindringlich, daß sie sich mit den Redaktionen zusammentun und daß sie ihnen bewußt machen, welche ungeheure Verantwortung bei den Redaktionen liegt, um den Kurs der Erneuerung und die Linie der Partei des Zentralkomitees durchsetzen zu helfen.“

Schabowskis Appell an die SED-Bezirksleitungen, ihre Bezirksorgane zu disziplinieren, war vergeblich. Die Chefredakteure der SED-Bezirkszeitungen traten in den folgenden Wochen entweder freiwillig zurück oder ihre Redaktionen wählten sie ab. So erging es auch den SED-hörigen Chefredakteuren der Blockparteizeitungen. Im Januar 1990 erklärten die SED-Bezirkszeitungen ihre Unabhängigkeit von der Partei. Schabowskis schon bald frustrierter Nachfolger Lothar Bisky, dem die Leitung einer neu gebildeten Medienkommission beim SED/PDS-Vorstand übertragen wurde, datiert das Ende des Medienmonopols seiner Partei auf den 13. Januar 1990 (Bisky 2005: 179). An diesem Tage habe das Präsidium dem Parteivorstand vorgeschlagen, elf von 16 parteieigenen Zeitungsverlagen und 21 von insgesamt 26 Druckereien ins Volkseigentum zu überführen. Geblieben ist

[9] Ebenda, Bl. 4.

[10] SAPMO-BArch, DY 30 IV 2/1/710, Bl. 51-55. Schabowski hat seine fünfseitige, maschinenschriftlich protokollierte Entgegnung auf die Medienschelte von Krenz nachträglich handschriftlich durch Einfügungen und Streichungen erheblich redigiert. Die folgende Wiedergabe der Zitate aus Schabowskis Ausführungen berücksichtigt beides.

der SED/PDS Nachfolgepartei „Die Linke“ bis heute nur noch *Neues Deutschland*, mit dem man sich Dezember 1989 geeinigt habe, die Partei werde nicht mehr in dessen Tagesgeschäft hineinregieren (vgl. Bisky 2005: 178). Im Rückblick bedauert Bisky, dass man seine Empfehlungen an die Parteipresse, der Opposition Zeitungsseiten zur Verfügung zu stellen, nicht immer umgesetzt habe. Das gibt aus der damaligen Sicht der SED/PDS durchaus Sinn, hegte man doch immer noch die Hoffnung auf den Machterhalt. Dafür wollte man Teile der Bürgerrechtsbewegung mit sozialistischen Reformversprechen als potentielle Verbündete ködern. Als im Dezember 1989 die neuen demokratischen Vereinigungen in einigen SED-Bezirkszeitungen eigene Seiten erhielten, war deren Einfluss auf die öffentliche Meinungsbildung bereits erheblich gesunken. Inzwischen stand nicht mehr ein reformierter DDR-Sozialismus, sondern „Deutschland einig Vaterland“ auf der Agenda.

Journalismus im Umbruch

Im Herbst 1989 haben die friedlichen Revolutionäre die DDR-Medien aus der Kuratel der SED-Agitationsbürokratie befreit. Bis dato waren alle Journalisten verpflichtet, unbeschadet ihrer Parteizugehörigkeit als „Funktionäre der Arbeiterklasse“ ihren Beruf auszuüben. In dem entstandenen Machtvakuum, an das sich vor allem alt gediente SED-Journalisten mit Wehmut erinnern (vgl. Bentzien 1991: 253), entfaltete sich ein bisweilen dilettantisch betriebener Enthüllungsjournalismus. Im Fokus standen dabei häufig unbewiesene Behauptungen über persönliche Verfehlungen einzelner Funktionäre im Partei- und Staatsapparat. Bezeichnenderweise verzichtete man jedoch zumeist darauf, die ursächliche Verantwortlichkeit des SED-Regimes für mutmaßliche Vergehen hinreichend zu thematisieren. Wolfgang Berghofer, ehemaliger Dresdner Oberbürgermeister und stellvertretender SED/PDS-Vorsitzender, lieferte dafür eine plausible Erklärung. Durch eine breite, aus dem Hintergrund gelenkte Medienberichterstattung über die Stasi-Verbrechen – der Schwerpunkt lag hier allerdings nicht bei den Menschenrechtsverletzungen, sondern auf dem Felde der Korruption und der Wirtschaftskriminalität – hätten laut Berghofer zu Zeiten der Modrow-Regierung SED-Seilschaften in Absprache mit MfS-Angehörigen gezielt versucht, den Volkszorn auf das MfS/AfNS zu lenken. Auf diese Weise habe sich die Partei möglichst unbeschädigt retten wollen.[11] Nach dem erhofften Machterhalt, wären dann natürlich auch die zeitweilig öffentlich vorgeführten MfS-Führungskader rehabilitiert worden.

Als am „Donnerstagsgespräch“ des DDR-Fernsehens erstmals Oppositionelle auftraten, versuchten die Moderatoren die Diskussionsteilnehmer auf die Antifa-

[11] So Berghofer am 7. Dezember 2004 auf einer Veranstaltung der Stiftung Aufarbeitung und des Berliner Landesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen in Berlin. Ausführlicher geht Berghofer darauf in einem Interview mit Manfred Wilke ein: „Wenn wir die Partei retten wollen, brauchen wir Schuldige“ (vgl. *Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung* 2007: 408).

schismuskampagne der SED/PDS einzuschwören. Darauf entgegnete Joachim Gauck vom Neuen Forum, die Bevölkerung fürchte mehr das MfS/AfNS als die wenigen Rechtsradikalen (vgl. Neubert 2000: 884). Die *Berliner Zeitung* vom 5. Januar 1990 beschwor demgegenüber eine „Angst im Nacken vor einem Vierten Reich", mit der sich eine demokratische Umgestaltung nicht vollziehen lasse, und versuchte zugleich die Zweifler mit Verbalkosmetik zu beruhigen: „Und darum sollte kein Demokrat Angst vor dem Begriff Einheitsfront haben. Wir könnten ihn auch durch Bündnis oder eine andere, sanftere Formulierung ersetzen."

Nachträgliche Entschuldigungen der Medien für ihre häufig schlampigen Recherchen waren seit dem Frühherbst an der Tagesordnung. Die Journalisten begaben sich auch deshalb aufs Glatteis, weil zu SED-Zeiten aus nahe liegenden Gründen kein Interesse daran bestand, ihnen in den Leipziger Kaderschmieden für die Journalistenausbildung faktenorientiertes Recherchieren zu vermitteln. Im späteren Berufsleben war dies den Journalisten ohnehin nicht erlaubt. Unerfahrenheit kombiniert mit Übereifer und Opportunismus schmälerte deshalb in der Umbruchsphase die Glaubwürdigkeit der DDR-Medien. Dies steht durchaus nicht im Widerspruch zu den im Herbst 1989 sprunghaft angestiegenen Einschaltquoten bei der politischen Berichterstattung. Während die „Aktuelle Kamera" Anfang Oktober 1989 lediglich neun Prozent der Zuschauer sahen, erzielte sie am 8. November einen Spitzenwert von 53,8 Prozent Sehbeteiligung (vgl. Holzschuh 1990: 233). Vor allem auch deshalb, weil an diesem Tag die Neuwahl des SED-Politbüros sowie eine Demonstration unzufriedener SED-Mitglieder vor dem ZK-Gebäude stattfand.

Die zeitweilig hohen Einschaltquoten bei den elektronischen Medien und die außerordentlich gestiegene Nachfrage bei den Printmedien besitzen allerdings nur eine beschränkte Aussagekraft über die Qualität der Berichterstattung. Ausschlaggebend war dafür in erster Linie der riesige Informationsbedarf der Bevölkerung. Notabene erfreut sich auch die Sensationsberichterstattung von Boulevardmedien ungeachtet ihres vielfach dürftigen Informationsgehalts des größten Publikumszuspruchs.

Die vielschichtige Motivlage bei den Medien-Akteuren des Herbstes 1989 lässt sich nur schwer auf einen Nenner bringen. Es gibt noch zu viele offene Fragen: Wer verfolgte welche Interessen? Waren Opportunismus oder taktisches Kalkül die Triebfedern zur extensiven Nutzung der neuen Freiheit? Waren neu aufgestellte Partei- und Stasi-Seilschaften aus dem zweiten Glied in der Hoffnung am Werke, den Weg zur Demokratie doch noch blockieren zu können? Dazu finden sich vorläufige Antworten in neueren Forschungsarbeiten, die sich insbesondere auf Aussagen von Zeitzeugen mit Insiderwissen stützen. Hierzu zählt Jost-Arend Bösenbergs gründlich recherchierte Monographie über die Geschichte der „Aktuellen Kamera". Für die Zeit des Übergangs konstatiert Bösenberg: „Zutreffend ist, dass so genannte Alt-Kader unter den Redakteuren der 'Aktuellen Kamera' weiterhin die Nachfolgepartei der SED unterstützten. Es entwickelte sich ein Gefühl unter ostdeutschen Redakteuren, das Ausdruck einer Mischung aus bewusster Eigen-

ständigkeit, emotionaler Anhänglichkeit an vertraute Wertvorstellungen und Abgrenzung von westlichen Vorbildern war. Außerdem beschleunigten die Ungewissheit über die Zukunft und der rasche Personalabbau im Fernsehen die Veränderungen, so dass die Redakteure mehr an Existenzängste dachten als an die Umsetzung journalistisch-politischer Zielvorstellungen [...]. Es war die Phase in der journalistischen Berichterstattung, in der die politische Führungskonstellation vordergründig einen ‚neuen Freiheitsglauben‘ zuließ, mit dem Ziel des Machterhalts und der Wiederbefestigung von altbekannten Strukturen“ (Bösenberg 2004: 297).

Die Einflussnahme der inzwischen basisdemokratisch gewählten Leitungen der SED-Parteigruppen bestand im Hörfunk und Fernsehen zunächst fort. Darüber beklagte sich vehement Hans Bentzien, der von der Modrow-Regierung bestellte, von November 1989 bis Mai 1990 amtierende Generalintendant des Deutschen Fernsehfunks (DFF). Bentzien, der für die alten Strukturen mit nur graduellen Modifizierungen warb, mokierte sich über „unfähige Medienpolitiker“ in der PDS-Führung, weil sie gar nicht erst den Versuch unternommen hätten, Einfluss auf das Fernsehen auszuüben. Zugleich fühlte er sich persönlich durch seine Genossen desavouiert: „Allerdings waren es PDS-Mitglieder aus dem Hörfunk, die mit nur notdürftig getarnten Zuträgerinformationen in alter Stasi-Manier den von Modrow ernannten Generalintendanten des Fernsehens in ein Zwielicht zu setzen versuchten mit der lächerlichen Behauptung, er hätte den Sender an einen westlichen Finanzier verkaufen wollen“ (Bentzien 1991: 253).

Die allgemeine Verunsicherung der einstigen „Medien-Funktionäre der Arbeiterklasse“ hatte nicht nur ideologische Gründe, sondern beruhte – insbesondere bei jüngeren Journalisten – auf nackter Existenzangst. Daraus entwickelte sich in der politischen Berichterstattung nach dem zutreffenden Befund von Sylvia Dietl (2004: 169) eine nicht mehr aufzuhaltende Eigendynamik. So liefen im Hörfunk „ungewohnt kritisch und investigativ ‚angehauchte‘ Reportagen“ über die Sender. Hinter den Kulissen hätten sich derweil Machtkämpfe zwischen Hardlinern und Realisten abgespielt. Gleichwohl hätten sich Journalisten nicht plötzlich auf die Seite der Oppositionellen geschlagen. Vielmehr habe die Linientreue zu Gunsten der Glaubwürdigkeit und der Medienfreiheit zu kippen begonnen: „Das bedeutete jedoch nicht automatisch, dass eine demokratische Wende im Journalismus stattgefunden hatte. Es ging noch immer um die Verteidigung des sozialistischen Staates“ (vgl. Dietl 2004: 169 u. Holzweißig 2004: 499).

Über die während der Umbruchsphase heftig tobenden internen Macht- und Richtungskämpfe drang nur wenig an die Öffentlichkeit. An versteckter Stelle findet sich in einem Interview Schabowskis eine bemerkenswerte und durchaus plausible Beobachtung zu mutmaßlichen medienpolitischen Zukunftsplänen von SED/PDS/MfS-Seilschaften: „Generell blieben nach unserem Abgang die Mod-

row-Leute auf ihren Posten und versuchten, bis zu den Wahlen im März die Weichen für die Zukunft zu stellen. Eine Koalitionsregierung sollte aus Personen aufgebaut werden die mehr oder weniger mit der Stasi verbunden gewesen waren [...]. Medienpolitisch versuchten die retardierenden Kräfte, nachdem der Führungsanspruch der Partei aufgegeben worden war, diesen Verlust durch die geschickte Placierung loyaler Personen zu ersetzen. In einer formal pluralistischen DDR sollte ein System der latenten Bindungen bestehend aus Einflussagenten etabliert werden. Doch dieses Vorhaben scheiterte durch das Ergebnis der März-Wahlen. Ein Teil des gedachten Netzes dürfte auch danach noch existiert haben" (vgl. Bobke 1994: 83).

Im Nachhinein wird die am 1. September 1989 erstmals ausgestrahlte Jugendsendung des DDR-Fernsehens „Elf99" als „Motor der Wende" verklärt (Holzschuh 1990: 233). Das Sendeformat erhielt seinen Namen in Anlehnung an die damalige Postleitzahl von Berlin-Adlershof, dem Sitz des DDR-Fernsehens. Bereits im Winter 1988/89 beschloss die durch Glasnost und Perestroika heillos in die Defensive geratene SED-Führung die Einführung eines attraktiven Nachmittagsprogramms für Jugendliche (Bösenberg 2004: 287). Devisen für westliche Technik wurden großzügig bereitgestellt. Das Redaktionsteam – bestehend aus jungen, dynamischen und zuvor sorgfältig auf Linientreue überprüften Journalistinnen und Journalisten – entwickelte ein an westliche Vorbilder angelehntes Infotainment-Format mit zunehmend systemkritischer Tendenz. „Elf99" nutzte die unverhofft gewonnene Freiheit und erreichte alsbald nicht nur das jugendliche Publikum.

Karrierebewusste, später auch in den gesamtdeutschen Medien reüssierende „Elf99"-Protagonisten mutierten zu „Wendehälsen", die ihr Insiderwissen über die Privatsphäre von Spitzenfunktionären jetzt öffentlich verbreiten konnten. Zu ihnen gehörte der vorher für die „Aktuelle Kamera" tätige Jan Carpentier. Seine spektakulären Filme über das Wandlitzer Prominentenghetto oder über deprimierte Wehrpflichtige im MfS-Wachregiment „Feliks Dzierzynski" waren in aller Munde. Obwohl der damals 34jährige Carpentier kein pflegeleichter Genosse war, besaß er offenkundig das uneingeschränkte Vertrauen seines obersten Chefs Heinz Adameck. Der hatte sogar im Vorjahr Carpentier als geeigneten Nachfolger Karl-Eduard von Schnitzlers für die Moderation des „Schwarzen Kanals" vorgeschlagen, weil er sich bereits „bei politischen Ereignissen als Moderator bewährt" habe. Joachim Herrmann fand damals Gefallen an diesem Personalvorschlag und vermerkte „sehr gut" auf Adamecks Schreiben.[12] Carpentier will von seiner besonderen Wertschätzung im „Großen Haus" nichts gewusst haben. Wie dem auch sei: Die nicht zuletzt in der Umbruchsphase auf Existenzängsten beruhende Verdrängung der Vergangenheit verbunden mit spontaner Anpassungsbereitschaft an die

[12] Schreiben Heinz Adamecks an Joachim Herrmann vom 12. Juli 1988 (SAPMO-BArch DY 30/IV 2/2. 037/43, Bl.18). Vgl. dazu auch Holzweißig (2002: 170).

neuen Verhältnisse waren besonders unter Journalisten verbreitet. Inwieweit dies von Bestand blieb, hing von ihrem späteren beruflichen Erfolg oder Misserfolg ab.

„Randalierer“ versus Staatsmacht

Wenn Ende der 1980er Jahre in größeren Städten der DDR öffentlichkeitswirksame widerständige Aktionen von Bürgerrechtlern stattfanden, sah sich die SED-Agitationsbürokratie gezwungen, knappe und diffamierende ADN-Pflichtmeldungen in den Medien veröffentlichen zu lassen. Stets war in solchen Fällen von „Randalierern“ oder „Rowdys“ die Rede, die die öffentliche Ordnung gestört haben sollten. Nach diesem Muster brachte „Neues Deutschland“ am 11. Oktober 1989 auf „besorgte Anfragen von Bürgern zu den von westlicher Seite erhobenen Verleumdungen über den Einsatz der Volkspolizei in den letzten Tagen“ eine von ADN verbreitete „Mitteilung der Presseabteilung des Ministeriums des Innern“. Darin hieß es, erst nachdem alle Aufrufe zur Gewaltlosigkeit nicht gefruchtet hätten, sei der Einsatz von Ordnungskräften von Ruhe und Ordnung unumgänglich gewesen. Wahr sei, „daß Randalierer, aufgeputschte Störer und kriminelle Elemente staatsfeindliche Parolen riefen und die im Ordnungseinsatz befindlichen Volkspolizisten tätlich angriffen.“ Dieser Text bewog einige ADN-Journalisten zu der Drohung, keine parteiamtlich ausgegebenen Meldungen mehr zu veröffentlichen, in denen friedliche Demonstranten als Randalierer dargestellt würden.[13] Zur Begründung verwiesen sie darauf, die Arbeiter würden sie bei ihren Interviews in den Betrieben wegen unlauterer Berichterstattung häufig beschimpfen.

Das CDU-Zentralorgan *Neue Zeit* (NZ) ging am 11. Oktober bei der Bearbeitung der ADN-Meldung erstmals eigene Wege, obwohl es noch wenige Tage zuvor den Mauerbau im Stile des Kalten Krieges gerechtfertigt und gleichzeitig Parallelen zur Gegenwart gezogen hatte.[14] Die NZ hielt sich plötzlich nicht mehr an das bisher strikt zu befolgende Gebot, ADN-Texte nur unverändert zu veröffentlichten, sondern paraphrasierte und verkürzte die Presseerklärung unter der Überschrift „Zu einer Information der Presseabteilung des MdI“. Die „Randalierer“ aus dem ADN-Text kamen in der NZ- Fassung nicht mehr vor.

Das LDPD-Zentralorgan *Der Morgen* beanspruchte in der „Wende“-Zeit die Vorreiterrolle bei seiner Absetzbewegung aus der SED-Vormundschaft. Am 20. September 1989 druckte das Blatt eine Rede des Parteivorsitzenden Manfred Gerlach zum 40. Jahrestag der DDR. Darin beharrte er darauf, das Tempo der Entfaltung der sozialistischen Demokratie dürfe nicht von den Gegnern des Sozialismus

[13] *Der Tagesspiegel* vom 12. Oktober 1989.

[14] Detlef Nakath: Übergangsperiode abgeschlossen. Trotz massiver Störungen nahm DDR auch in den späten 50er Jahren erfolgreiche Entwicklung. In: *Neue Zeit* vom 28. September 1989, S. 5. Dort heißt es: „Zum kalten Krieg und zur Schädigung der DDR gehörte in dieser Zeit auch eine massive Kampagne zur Abwerbung von DDR-Bürgern, die, ähnlich wie gegenwärtig, mit aller Schärfe über die Massenmedien in die DDR getragen wurde.“

bestimmt werden, um dann fortzufahren: „Widerspruch ist nicht Opposition". Unmittelbar nach dem Sturz Honeckers gehörte diese keineswegs umstürzlerisch gemeinte Sentenz in diversen Variationen zum ständigen Repertoire fast aller DDR-Medien.

Die Darstellung der DDR-Medien über die Besetzung der Leipziger Stasi-Zentrale am 4. Dezember 1989 fiel im Unterschied zur höchst aktuellen ARD-Berichterstattung des vermutlich vorab informierten Claus Richter auffallend knapp aus. Sehr ausführlich berichteten nur die Leipziger NDPD-Zeitung *Mitteldeutsche Neueste Nachrichten* und das lokale LDPD-Organ *Sächsisches Tageblatt*. Diese beiden regionalen Blockparteizeitungen hatten sich inzwischen deutlich von den Ostberliner Vorgaben gelöst. Sie korrigierten mehrfach verkürzte und tendenziöse Darstellungen der SED-Bezirkszeitung *Leipziger Volkszeitung* und des *Neuen Deutschland* über die Forderungen des Leipziger Runden Tisches, das MfS/AfNS aufzulösen und den unverzüglichen Stopp der Aktenvernichtungen zu veranlassen (vgl. Hollitzer 1999: 170, 258 f. und 281 ff.). Zur diesbezüglichen Hinhaltetaktik der Leipziger AfNS-Bezirksverwaltung stellte am 7. Dezember das NDPD-Zentralorgan *National-Zeitung* die Frage „Wächst so das Vertrauen?" In der Unterzeile hieß es: „Leipziger Bürgerkomitee bei Aufklärung behindert".

Die *National-Zeitung* war es auch, die als einzige DDR-Zeitung am 16. Januar 1990 den am Vortage dem Zentralen Runden Tisch vorgelegten Zwischenbericht des Ministerrats über den Stand der Auflösung des MfS/AfNS vollständig im Wortlaut veröffentlichte. Dies geschah unter der Überschrift: „Seit 1985 ‚flächendeckende' Überwachung angestrebt". „Stasi weg, Nasi weg – Verfassungsschutz da?" lautete in derselben Ausgabe der *National-Zeitung* die demonstrativ formulierte Schlagzeile über einem Interview mit Bernd Madaus, dem NDPD-Vertreter in der Kommission zur Auflösung der Berliner AfNS-Bezirksverwaltung (vgl. Fricke 1990: 242). Gegen die Gründung eines Verfassungsschutzes als Nachfolgebehörde mit MfS-Kadern wandte sich auch im *Morgen* vom 10. Januar 1990 Christian Renatus, der LDPD-Vertreter am Zentralen Runden Tisch.

Die Erstürmung der Berliner AfNS-Zentrale am 15. Januar 1990 erhielt in den DDR-Medien mehr Beachtung als die Besetzung von AfNS-Bezirks- und Kreisämtern Anfang Dezember. Das galt allerdings nicht für das DDR-Fernsehen, das an diesem Tage im Gegensatz zur ARD, die als erste Bilder und eine Sondersendung produzierte, „mehr als nur geschlafen" oder sich nicht getraut habe, „über diese Art der Auseinandersetzung" zu berichten (Deppendorf 1990: 352).

Für die SED-Zeitungen *Neues Deutschland*, *Junge Welt* und *Berliner Zeitung*, aber auch für das LDPD-Zentralorgan *Der Morgen* war am 16. Januar das gewaltsame Eindringen in den früheren Amtssitz Mielkes eine willkommene Gelegenheit, in sattsam bekannte Rabulistik zu verfallen. Wiederum war die Rede von Vandalismus und „Randalierern". Andreas Förster, der nach eigenen Angaben seinen Wehrdienst beim MfS-Wachregiment leistete und heute der Geheimdienstexperte der *Berliner Zeitung* ist, schrieb damals in seinem Blatt: „Der plündernden und stehlenden Minderheit von schätzungsweise 2000 Randalierern konnten die Zehntau-

sende friedlichen, selbstredend auch erregten Demonstranten nicht Einhalt gebieten.“[15] *Neues Deutschland* empörte sich: „Johlend stürmte eine große Menge in das mehrgeschossige Haus. Papiere und Möbel flogen aus zerschlagenen Fenstern auf das Pflaster. Randalierer verwüsteten die Räume und plünderten in Büro- und Diensträumen, in der Kantine, in einem Buchladen und in der Theaterkasse, was nicht niet- und nagelfest war.“[16] Jens König, der Chefredakteur des FDJ-Organs *Junge Welt*, sorgte sich gar um das Gelingen der friedlichen Revolution: „Es war ein Akt skrupelloser Gewalt, ein derber Schlag gegen unsere Demokratie, ein gefährliches, aber hoffentlich rechtzeitiges Signal. Ist die friedliche Revolution in der DDR in Gefahr?“[17]

Matthias Gehler, Redakteur im CDU- Zentralorgan *Neue Zeit*, der spätere Regierungssprecher Lothar de Maizières, hob sich dagegen in seinem Kommentar zu den Ereignissen des 15. Januar von den noch unter SED-Einfluss stehenden Medien, aber auch von weiterhin SED-hörigen Journalisten im liberaldemokratischen *Morgen* deutlich ab. Gehler differenzierte: „Man kann all die unschönen Szenen nicht entschuldigen. Jedoch sie einfach zu verurteilen, um dann schon wieder mit dem Denken aufzuhören, das wäre zuviel verlangt.“[18] Er unterstrich, es habe schließlich keine Gewalt gegen Menschen gegeben. Das habe auch an der Disziplin und Mündigkeit der Demonstranten gelegen, die sich nur an Anlagen und Materialien vergriffen hätten: „Sie legten Hand an Akten und Disketten, die ihren eigenen Namen hätten speichern können.“ Gehler war indes mit seinem Verständnis für den Ausbruch des Volkszorns unter seinen DDR-Kollegen ein einsamer Rufer in der Wüste.

Peter Jochen Winters teilte in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* (FAZ) mit, es sei ein Sachschaden in Millionenhöhe entstanden und die Opposition habe sich „von diesem Akt des Vandalismus distanziert“.[19] Seine Kollegin Monika Zimmermann suchte dagegen in derselben FAZ-Ausgabe nach einer Erklärung für die gewaltsame Besetzung der MfS-Zentrale. Für sie war es bezeichnend, dass inzwischen alle Stasi-Ämter im Land friedlich und gewaltfrei besetzt worden wären, die Zentrale aber unangetastet blieb: „Dies zu erfahren muß jene, für die die Staatssicherheit Inbegriff der Unterdrückung war, maßlos empören.“ Diese Auffassung teilte Zimmermann mit dem FAZ-Mitherausgeber Johann Georg Reißmüller (Rm.). Er gab allerdings auf der Seite 1 in der Leitglosse unter der Überschrift „Gewalt schadet nur“ zu bedenken, mancher werde nun fragender auf die SED-Gegner schauen, ob das denn nicht eine allzu gemischte Gesellschaft sei. Das führte Reißmüller zu der Mutmaßung: „Darum läßt sich die Meinung nicht von vornherein abweisen, die SED habe bei dem Gewaltstreich ihre Hände im Spiel gehabt. Einen Beweis wird es vielleicht nie geben.“

---

[15] *Berliner Zeitung* vom 17. Januar 1990.

[16] *Neues Deutschland* vom 16. Januar 1990.

[17] *Junge Welt* vom 17. Januar 1990.

[18] *Neue Zeit* vom 17. Januar 1990.

[19] *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 17. Januar 1990.

Tatsächlich gibt es – wie für alle Hypothesen über Machterhaltungsspiele von alten Führungscliquen – bisher keine eindeutigen Belege für Aktivitäten von SED/MfS-Anstiftern zu rechtsradikalen Schmierereien am sowjetischen Ehrenmal in Berlin-Treptow oder zum Sturm auf die Berliner Stasi-Zentrale. Festzustellen ist freilich: Beide Ereignisse nutzten die noch mit der SED/PDS sympathisierenden Journalisten weidlich zur Stimmungsmache gegen die Bürgerrechtler aus. Doch der sowohl von ost- als auch von westdeutschen Medien gemeldete angeblich entstandene Millionenschaden bei der Besetzung der MfS-Zentrale war nichts als eine hochgradige Übertreibung. Deren Kolporteure aus dem SED/PDS-Spektrum sahen damit nach ihrer öffentlichkeitswirksamen Kampagne „Gemeinsam gegen rechts“ eine erneute Chance, die Opposition in den Augen der Bevölkerung zu diskreditieren. Die SED-Hardliner hofften immer noch, das Blatt zu ihren Gunsten wenden zu können.

„Medienrevolution“ – ein durchsichtiges Ablenkungsmanöver

Kommunikationswissenschaftler und Historiker in Ost und West, die sich mit dem Verlauf der friedlichen Herbstrevolution beschäftigt haben, stellten sich ernsthaft die Frage: „Wurde die ‘Wende’ durch eine ‘Medien’- beziehungsweise eine ‘Fernsehrevolution’ ausgelöst?“ Die Fragesteller dachten dabei natürlich an die nachhaltige Berichterstattung des West-Fernsehens über den schleichenden Machtzerfall des SED-Regimes, die Massenflucht im Spätsommer 1989 oder die im Oktober 1989 einsetzende Demonstrationswelle.

Sicherlich ist es richtig, dass die Fernsehbilder der ARD und des ZDF vom Sturm der Flüchtlinge auf die deutsche Botschaft in Prag oder von den Leipziger und Berliner Demonstrationen den Abgang der Politbürokraten beschleunigt und die Mobilisierung weiter Teile der Bevölkerung bewirkt haben.[20] Doch westliche Medien haben schließlich nur über das berichtet, was ihnen zugänglich war. Die Gründe für den Ausbruch des Volkszorns – hier gilt das Verursacherprinzip – lieferten ausschließlich die Verantwortlichen im Partei- und Staatsapparat der DDR.

Die friedliche Revolution war eben keine „mediengenerierte Revolution“, wie es Wolfgang Mühl-Benninghaus (1997: 389) und auch der ostdeutsche Filmwissenschaftler Helmut Hanke (1990: 322) unterstellen. Hanke reduzierte die „Fernsehrevolution“ auf die Maueröffnung am 9. November und bemüht Jürgen Habermas als Kronzeugen für die auslösenden „anrührenden“ Fernsehbilder. Nach Schabowskis Pressekonferenz am 9. November seien, so Hanke, West-Berliner Kamerateams in Richtung Mauer aufgebrochen, um vor allem „junge Leute aus

[20] Vgl. dazu Hesse (1990: 328-342) bzw. Ludes (1991: 201-215). Ludes definiert den von ihm eingeführten, sehr konstruiert erscheinenden Begriff „revolutionäre Wende“ als ein Kompositum aus dem Vokabular der DDR-Politiker und -Journalisten und der Bürgerrechtler im Verein mit ARD- und ZDF-Journalisten. Die Ersteren hätten nur eine systemimmanente Umgestaltung im Sinn gehabt, während Letztere eine grundlegende Veränderung angestrebt hätten.

beiden Teilen der Stadt zu den wichtigsten Grenzübergängen“ zu rufen. Er meint deshalb, es seien die Botschaften der Medien gewesen, „denen die ‚Massen‘ in dieser schicksalhaften Nacht folgten.“ Ein arg verkürzt gezeichnetes Szenario, das an die Ablenkungsmanöver und die Feindbilder der SED-Propaganda nach dem gescheiterten Volksaufstand im Juni 1953 erinnert (vgl. Holzweißig 2003). Für die „Medienrevolution“ wurden auch DDR-Journalisten verantwortlich gemacht, die nach dem Amtsantritt von Egon Krenz und insbesondere nach der Alexanderplatz-Demonstration für Informations- und Meinungsfreiheit am 4. November 1989 auf den fahrenden Zug gesprungen waren. Die „Wende“ war aber deshalb noch kein Verdienst ostdeutscher Journalisten, die zuvor willfährige Erfüllungsgehilfen der SED-Agitationsbürokratie waren.

Die Rolle, die der RIAS während des DDR-Volksaufstandes am 17. Juni 1953 spielte, gleicht der der bundesdeutschen Hörfunk- und Fernsehstationen während der friedlichen Revolution 1989. Sie erfüllten beide Male nur ihre Informationspflicht, ohne die Beobachterrolle zu verlassen oder sich gar aktiv einzumischen. Dafür sorgten schon die jeweilig zuständigen Hierarchien. 1953 war es die amerikanische Besatzungsmacht, die dem RIAS Streikaufrufe untersagte. 1989 mahnten die mitunter zur Schönfärberei des realen DDR-Sozialismus neigenden westdeutschen Heimatredaktionen ihre Ostberliner Korrespondenten zur Zurückhaltung, obwohl deren überwiegend solide und faktenorientierte Berichterstattung in der DDR-Bevölkerung stets glaubwürdiger als die der gelenkten und gleichgeschalteten SED-Medien wirkte. West-Journalisten ermöglichten zwar im Herbst 1989 auch die DDR-weite Kommunikation unter den Bürgerrechtlern – von ihrer operativen Einbindung in den Prozess der friedlichen Revolution kann jedoch keine Rede sein. Die Erfinder der „Medienrevolution“ versuchten sich hier aus durchsichtigen Gründen am falschen Objekt.

Wäre die DDR mit einem glaubwürdigeren Fernsehprogramm nicht untergegangen? Über diese abenteuerliche Fragestellung diskutierten im Frühjahr 2007 Kommunikationswissenschaftler in Berlin zum Abschluss eines DFG-Forschungsprojekts über Programmgeschichte des DDR-Fernsehens.[21] Solche Gedankenspiele entbehren jeglichen Sinn für die Realität. Schließlich ist, wie eingangs dargestellt, ein totalitärer Staat ohne das Medienmonopol der Staatspartei nicht vorstellbar. Mit der Einführung von Glasnost durch Gorbatschow war beispielsweise das Ende der Sowjetunion vorprogrammiert. Es ist zwar richtig, dass hochrangige SED-Funktionäre immer wieder die von ihnen so genannte Massenwirksamkeit der Medien gefordert haben. Die Parteiräson obsiegte jedoch immer dann, wenn Journalisten versuchten, diesem Anspruch gerecht zu werden. Die Akzeptanz der DDR-Medien musste deshalb bei der Bevölkerung auf der Strecke bleiben. Erst der Untergang des SED-Regimes mit der von Egon Krenz eingeläuteten „Wende“ ermöglichte den Wandel der DDR-Medien. Nach anfänglichen

[21] *Der Tagesspiegel* vom 2. Juni 2007.

Turbulenzen gelang schließlich auch deren Eingliederung in die Medienlandschaft des wiedervereinigten Deutschlands.

Literaturangaben:

Bentzien, Hans (1991): Schritte zur Demokratie im Deutschen Fernsehfunk. In: Clauss, Werner (Hrsg.): *MEDIEN-WENDE – WENDE-MEDIEN? Dokumentation des Wandels im DDR-Journalismus Oktober 89 – Oktober 90*. Berlin: Vistas, 245-261.

Bisky, Lothar (2005): *So viele Träume. Mein Leben*. Berlin: Rowohlt Berlin.

Bösenberg, Jost-Arend (2004): *Die Aktuelle Kamera (1952 – 1990). Lenkungsmechanismen im Fernsehen der DDR*. Potsdam: Verlag für Berlin-Brandenburg.

Bobke, Justus Wilhelm (1994): *Ost-Berliner Tageszeitungen im Zeichen des politischen Umbruchs am Ende der DDR (1989/90).* 2 Bände, Dissertation auf Mikrofiche. Kiel 1994. Fundstelle: Bibliothek SAPMO-BArch MF/5.

Bürger, Ulrich (1990): *Das sagen wir natürlich so nicht! Donnerstag-Argus bei Herrn Geggel.* Berlin: Dietz Verlag.

Deppendorf, Ulrich (1990): Die Rolle des Westfernsehens bei der revolutionären Wende. In: Ludes, Peter (Hrsg.): *DDR-Fernsehen intern. Von der Honecker-Ära bis 'Deutschland einig Vaterland'*. Berlin: Wissenschaftsverlag Volker Spiess, 349-354.

Dietl, Sylvia (2004): Sendeschluss. Das Ende des DDR-Rundfunks unter struktur- und handlungstheoretischen Aspekten. In: Arnold, Klaus; Classen, Christoph (Hrsg.): *Zwischen Pop und Propaganda. Radio in der DDR*. Berlin: Ch. Links Verlag, 163-181.

Fernsehfunk im Wandel. Aufzeichnungen über das Fernsehen Berlin-Adlershof in der Zeit von September 1989 bis Mai 1990 (1990): Manuskriptdruck. Hrsg. vom Historischen Archiv des Deutschen Fernsehfunks (DFF), Berlin.

Fricke, Karl Wilhelm (1990): Die Liquidierung des MfS/AfNS. In: *Deutschland Archiv* 23, 242-246.

Giese, Florian (2005): Herzlichen Glückwunsch vom Massenmedium Fernsehen. Die politische Berichterstattung im DDR-Fernsehen in der kurzen Ära Krenz. In: *Horch und Guck* 14, 8-14.

Hanke, Helmut (1990): Kommunikation in Aufruhr – Medien im Wandel. In: *Rundfunk und Fernsehen* 38, 319-327.

Hesse, Kurt R. (1990): Fernsehen und Revolution. Zum Einfluß der Westmedien auf die politische Wende in der DDR. In: *Rundfunk und Fernsehen* 38, 328-342.

Hollitzer, Tobias (1999): *'Wir leben jedenfalls von Montag zu Montag'. Zur Auflösung der Staatssicherheit in Leipzig. Erste Erkenntnisse und Schlußfolgerungen*. Berlin: BStU (Reihe B. Analysen und Berichte Nr. 1).

Holzschuh, Anneliese (1990): Die Medien proben die Pressefreiheit. Rundfunk und Fernsehen der DDR im Herbst 1989. In: *Deutschland Archiv* 23, 231-236.

Holzweißig, Gunter (1997): *Zensur ohne Zensor. Die SED-Informationsdiktatur*. Bonn: Bouvier Verlag.

– (2002): *Die schärfste Waffe der Partei. Eine Mediengeschichte der DDR*. Köln u.a.: Böhlau Verlag.

– (2003): Der 17. Juni und die Medien. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte (B23/2003)*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 33-38.

– (2004): Zwischen Pop und Propaganda. Zur Geschichte des DDR-Hörfunks, Berlin 26./27. März 2004 (Tagungsbericht). In: *Deutschland Archiv* 37, 498-450.

Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung (2007): Hrsg. von Mählert, Ulrich, Bayerlein, Bernhard H. et al im Auftrag der Stiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur. Berlin: Aufbau Verlag.

Ludes, Peter (1991): Die Rolle des Fernsehens bei der revolutionären Wende in der DDR. In: *Publizistik* 36, 201-215.

Mühl-Benninghaus, Wolfgang (1997): Rundfunkgeschichte. Sowjetische Besatzungszone – DDR – Die Wende. In: *Was Sie über den Rundfunk wissen sollten. Materialien zum Verständnis eines Mediums.* ARD/ZDF-Arbeitsgruppe Marketing (Hrsg.). Berlin: Vistas, 371-394.

Neubert, Erhart (2000): *Geschichte der Opposition in der DDR 1949-1989*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.

Steffen Reichert (2000): *Transformationsprozesse: Der Umbau der LVZ*. Münster: LIT Verlag.

Schabowski, Günter (1990): *Das Politbüro. Ende eines Mythos. Eine Befragung*. Hrsg. von Sieren, Frank und Ludwig Koehne. Reinbek: Rowohlt.

Wilke, Jürgen (2007): *Presseanweisungen im zwanzigsten Jahrhundert. Erster Weltkrieg – Drittes Reich – DDR*. Köln u.a.: Böhlau Verlag.

Wolff, Franca (2002): Glasnost erst kurz vor Sendeschluss. Die letzten Jahre des DDR-Fernsehens (1985-1989/90). Köln u.a.: Böhlau Verlag.

Abkürzungen

ADN	Allgemeiner Deutscher Nachrichtendienst
AfNS	Amt für Nationale Sicherheit (kurzfristig existierende Nachfolgebehörde des MfS)
ARD	Arbeitsgemeinschaft der Rundfunkanstalten Deutschlands
BStU	Bundesbeauftragter/e für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik
CDU	Christlich-Demokratische Union
DDR	Deutsche Demokratische Republik
DFF	Deutscher Fernsehfunk
DFG	Deutsche Forschungsgemeinschaft
FAZ	Frankfurter Allgemeine Zeitung
FDJ	Freie Deutsche Jugend
LDPD	Liberal-Demokratische Partei Deutschlands
LVZ	Leipziger Volkszeitung
MfS	Ministerium für Staatssicherheit
ND	Neues Deutschland
NDPD	National-Demokratische Partei Deutschlands
NS	Nationalsozialismus
NZ	Neue Zeit
PDS	Partei des Demokratischen Sozialismus
RIAS	Rundfunk im amerikanischen Sektor (von Berlin)
SAPMO-BArch	Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv
SBZ	Sowjetische Besatzungszone Deutschlands
SED	Sozialistische Einheitspartei Deutschlands
ZDF	Zweites Deutsches Fernsehen
ZK	Zentralkomitee

Einführung: Die Kinder von Golzow

Irmy Schweiger

Dem Gespräch von Winfried und Barbara Junge mit Hauke Hückstädt, das am 11. Juli 2007 im Literarischen Zentrum (das im nachfolgenden Beitrag „Jedes Leben ein Film wert" in Auszügen dokumentiert ist) liegt gewissermaßen das Lebenswerk der beiden Filmemacher zugrunde. Die folgende Skizze versteht sich als kurze Einführung, ausführliche Informationen finden Sie auf der offiziellen Website von Winfried und Barbara Junge: www.kinder-von-golzow.de. Bei der Chronik der Kinder von Golzow handelt es sich um die längste Langzeitdokumentation der internationalen Filmgeschichte, die 1961 ihren Anfang nimmt und 2007 zu Ende geführt wird. Protagonisten sind Menschen der Jahrgänge 1953-1955, die in der DDR geboren wurden, dort aufwuchsen und in ihren „besten" Jahren zu Bürgern der Bundesrepublik Deutschland wurden. Ein Stück festgehaltene Zeitgeschichte und Dokumentation einer nicht nur lebensgeschichtlichen, sondern auch historisch-politischen Phase, deren Verlauf völlig unabsehbar, ja überraschend war. Die nahezu dreihundert veröffentlichten Filmstunden – von der Länge des Filmmaterials ganz zu schweigen – dokumentieren insofern nicht nur individuelle Lebensgeschichten, in denen sich DDR-Zeitgeschichte, sondern auch die Entwicklung des DEFA-Filmes über einen Zeitraum von fünf Jahrzehnten.

Im Jahre 1961 – wenige Tage nach dem Bau der Berliner Mauer – werden die Protagonisten als Kinder im brandenburgischen Golzow, einem kleinen Dorf im Oderbruch, eingeschult und erstmals gefilmt. In späteren Einzelportraits, führte sie

das Leben nach acht, zehn oder zwölf Jahren auf verschiedenen Wegen auseinander. Dies ist in den Lebensläufen,[1] die an den Biographien der einzelnen Personen entlang erzählt sind, filmisch dokumentiert. Ab 1990 ist dies ein Leben in Zeiten nach der deutschen Wiedervereinigung.[2]

Als Langzeitbeobachtung hat dieses Jahrhundertprojekt Einmaligkeitswert. Laut einer internationalen Umfrage der Stiftung Deutsche Kinemathek gehören die Lebensläufe zu den hundert wichtigsten Filme, die das deutsche Kino in hundert Jahren hervorbrachte. 1985 gehen die Lebensläufe in London als Film mit der längsten Produktionsdauer der Filmgeschichte in „GUINNESS Film, Fact & Feats“ ein.

Zur Berlinale 2003 ist die Golzower Chronik zum neunten Male im internationalen forum des jungen films vertreten. Davon sieben Mal mit Einzelporträts.

Das auch nach der Wende noch immer unvollendete Golzow-Projekt hat auch Anteil daran, die Notwendigkeit einer DEFA-Stiftung zu begründen. Staatsminister Michael Naumann nennt anlässlich der Stiftungsgründung im Februar 1999 „die Golzow-Langzeitdokumentation von Barbara und Winfried Junge“, als Beispiel für einen der Dokumentarfilme, die eine Fortsetzung und Förderung durch die zu gründende DEFA-Stiftung verdienten.

Die auf der Hand liegende Frage: Warum Golzow? beantworten die Filmemacher mit der Gegenfrage: Warum nicht Golzow?! Die Idee für die Langzeitbeobachtung stammt von dem nunmehr über 90jährigen Nestor des DEFA-Dokumentarfilms, Karl Gass (* 1917), der – nach den Aussagen von Barbara und Winfried Junge – noch immer regen Anteil am Verlauf des Golzow-Projektes nimmt. Der Schauplatz der filmischen Aufzeichnungen war weder zufällig noch von der DEFA ausgewählt, sondern ging auf eine „Empfehlung“ des Schulrats des DDR-Bezirks Frankfurt (Oder) zurück. Golzow als eine Art Vorzeigeprojekt, das dadurch brillierte, dass hier, in einem kleinen Dorf im brandenburgischen Oderbruch, eine neue, zentrale Schule für die Gemeinden der umliegenden Gegenden gebaut worden war. Im Sozialismus war also Bildung auf dem Lande, zumindest für die Dauer von zehn Jahren, möglich geworden. Dazu noch in einer Gegend, deren Dörfer, Felder und Fluren noch weit bis in die 60er Jahre hinein von den verheerenden Verwüstungen des zweiten Weltkrieges gezeichnet waren.

Die Zwergschulen sollten ausgedient haben. Die junge Generation sollte sich bilden können und den „Aufbau des Sozialismus“ tatkräftig mitgestalten. Die ers-

---

[1] *Lebensläufe - Die Geschichte der Kinder von Golzow in einzelnen Porträts*, 1980, (257 Minuten; Farbe und Schwarzweiß). Hierbei handelt es sich um eine Folge von neun biografischen Einzelskizzen mit einem Pro- und Epilog zu Golzow und der Langzeitbeobachtung. Die Skizzen sind eine Vertiefung der vorangegangenen Chronik. Erzählt aus der Golzower Perspektive der Gegenwart, wird Rückblick auf das bisherige Leben und die Lebenskonflikte des Einzelnen gehalten.

[2] Das entsprechende Buch *Lebensläufe – Die Kinder von Golzow* ist 2004 vom Vorsitzenden des Forum Ostdeutschland der Sozialdemokratie, Manfred Stolpe, präsentiert worden. Erschienen ist der Band im Marburger Schüren Verlag.

ten Bilder zeigen die künftigen ABC-Schützen als Gruppe im Sandkasten des Kindergartens gleich gegenüber der Schule. Das Filmteam filmte die ersten Unterrichtsstunden mit "versteckter Kamera". Anfänglich wurden die Kameras draußen vor den Fenstern aufgebaut – das Klassenzimmer lag im Erdgeschoß – doch bald gehörte das Kamerateam zum Schulalltag, aus Filmschaffenden und Kindern wurden Freunde, Freundschaften entstanden und blieben bis in die Gegenwart erhalten. Die Kamera und vor allem der Regisseur Winfried Junge gehörten ab da irgendwie mit zum Leben dazu. Es ist also weit mehr als ein unbeteiligtes Kameraauge, das auf diese Leben schaut. Winfried Junge ist Ethnograph und Kulturanthropologe in einem. Ein Historiker, der mit den Methoden der oral history, ein Stück Zeitgeschichte gegen die historische Masternarrative bürstet. Entscheidend ist, und auch das dokumentieren die Filme, dass im Zentrum dieser Filme immer die Menschen stehen, die ganz im Gegensatz zu den Kriterien einer sozialistischen Ästhetik nicht immer heldenhaft, sondern oftmals in ihrer Zerrissenheit, in ihren Zweifeln oder gar Unzufriedenheit erscheinen. Junge hat diese Grundhaltung, die allen Filmen eigen ist, einmal mit einem lettischen Dichterwort überschrieben: „In Erinnerung bleibt nicht die Zeit, sondern der Mensch, der die Zeit auf seinen sterblichen Schultern trug.“

Die Kinder von Golzow haben kein kleines Publikum. Im Gegenteil: Über das Kino gewannen die Golzower in der ehemaligen DDR in drei Jahrzehnten ein großes Publikum. Über das Fernsehen erreichten die Dokumentationen auch Zuschauer in der Bundesrepublik und den deutschsprachigen Ländern Europas. In dem Maße, in dem die neu entstandenen Filme nicht mehr als Dokumentation einer Gegenwart fungierten, sondern in ihrer historischen Dimension sichtbar wurden, gewannen sie neues Publikum. Das alte, mitgewachsene Publikum, das nicht nur mit den Biographien der Golzower vertraut ist und vor diesem Hintergrund die eigenen Lebensgeschichten betrachtet, möchte den Fortgang der zeitgenössischen Lebensläufe erfahren. Was dieses Zeitdokument und Filmexperiment so faszinierend und bedeutungsvoll macht ist die Tatsache, dass es dem Durchschnittsleben des einzelnen Deutschen, dem Einen unter Vielen, dem Alltäglichen Raum gibt.

Nach einer Reihe zusammenfassender und thematisch gegliederter Filme über die Gruppe „der Kinder von Golzow“, den Ort, die spezifische Golzower Zeitgeschichte und über die Werkstatt der Chronik („Drehbuch: Die Zeiten. Drei Jahrzehnte mit den Kindern von Golzow und der DEFA. Ein Film über einen Film“, 1992), kehren die Dreharbeiten des nunmehr endgültig letzten Filmes der Golzow-Reihe wieder an ihre Ausgangspunkt zurück. Mit Blick auf den Abschluss ihres „Lebenswerkes“, dem dritten und vierten Teil des Filmes „Und wenn sie nicht gestorben sind – dann leben sie noch heute…“ Die Kinder von Golzow. Das Ende einer unendlichen Geschichte (2007), konzentrieren sich die Filmemacher noch einmal ausschließlich auf Geschichte und Porträt der einzelnen Helden und versuchen so, dem individuellen Leben gerecht zu werden. Der Epilog schließt mit einem Lied aus der Golzower Schule, die inzwischen den Namen „Schule der Kin-

der von Golzow“ trägt. Die Kamera gleitet – Abschied nehmend – in der Vogelperspektive durch die weite Ebene des Oderbruchs unaufhaltsam dem Meer entgegen. Mit diesem letzten Teil, der explizit den Einzelnen porträtiert und dessen Lebensgeschichte in den Mittelpunkt stellt, kehren die Filmemacher just zu jenem Konzept zurück, das sich als das spezifisch richtigste, wesentlichste und eindrucksstärkste erwiesen hat und das sie sich selbst zum Motto gemacht haben: das Biographische als Möglichkeit, Zeitgeschichte im individuellen Schicksal zu reflektieren.

Dass dieser Blickwinkel in der DDR oft genug im Gegensatz zum offiziellen stand, versteht sich nahezu von selbst. Der einzelne Mensch – wenn nicht Rädchen und Schräubchen im Räderwerk sozialistischer Revolution – hatte zumindest in der Medienpräsenz als Beispiel für ein erfolgreich umgesetztes Gesellschaftsmodell zu dienen. „Von der Persönlichkeit auszugehen und über die Umstände nachzudenken, die sie prägten“, so die Regisseure in ihrer Einschätzung „setzte nur unbequeme Fragezeichen.“ „Ostalgie“ mag bei der Betrachtung dieser Filme sicher nicht aufkommen. Vielmehr sind sie ein mehr oder weniger unfreiwilliges Dokument einer mitunter schwierigen Beziehung von Kunst und Politik im Sozialismus. Aufgerufen als Zeugen und Zeugnisse von Wende und Wiedervereinigung, erzählen sie auch etwas über deren Freud und Leid.

Jeder Mensch einen Film wert

Winfried und Barbara Junge im Gespräch mit Hauke Hückstädt, Literarisches Zentrum Göttingen

HAUKE HÜCKSTÄDT: *In den letzten Wochen habe ich sehr viel Zeit mit Ihnen verbracht. Genauer gesagt mit Ihrer Stimme, Herr Junge, und mit „den Golzowern". Und nun habe ich das zwiespältige Vergnügen, 45 Jahre ihres Arbeitslebens, das sich in 37 Stunden Filmchronik äußert, die über ein Dutzend Biografien sowie ein Bildarchiv beinhalten, auf Länge eines Spielfilms mit Ihnen zu besprechen. Und am Anfang dieser Zumutung steht natürlich die Frage nach dem Initial. Wer hatte eigentlich wann die Idee zu diesem Filmprojekt:* Die Kinder von Golzow*?*

WINFRIED JUNGE: Die Idee ist nicht von mir beziehungsweise von uns, sondern von dem heute neunzigjährigen Karl Gass. Bei ihm war ich um 1960 drei Jahre lang Assistent. Ich selbst hatte ein Dramaturgie-Diplom der Filmhochschule. Er versprach mir, dass ich, wenn ich ihm drei Jahre treulich dienen würde, einen Film von ihm bekäme, den er eigentlich selber machen könnte. Aber er würde ihn dann mir anvertrauen wollen. Und er hat dann Wort gehalten. Vierzehn Tage nach dem Mauerbau am 13. August haben wir diesen Film begonnen. Ich hatte damals auch nur diesen einen Film vor Augen gehabt. Gass hat weiter gedacht. Für ihn gab es die Vision, nicht nur die zehn Jahre Schule filmisch wiederzugeben, sondern eine ganze Generation. Mit der Einschulung haben wir begonnen, und im Jahr 2000 sind die einstigen Kinder vielleicht schon Großeltern. Darüber sind wir mittlerweile schon hinaus. Gass erlebt das alles noch mit. Und in jedem Film steht auch: nach einer Idee von Karl Gass. Was er uns sehr dankt.

H.H.: *Warum fiel die Wahl auf Golzow?*

W.J.: Das ist ein Zufall, es hätte auch jedes andere Dorf sein können. Einschulungen gibt es eben im ganzen Land. Wir wollten es einerseits in der Nähe Berlins, aber keinesfalls direkt in der Hauptstadt drehen. Berlin war aufgrund der Teilung ein Hexenkessel. Es sollten aber normale Entwicklungen auf dem Land widergespiegelt werden. Es war etwas Neues, dass man dort nun auch zehn Jahre zur Schule gehen konnte. Bis dahin war man bestenfalls acht Jahre zur Schule gegangen. Aber mit einem solchen Schulabschluss konnte man bestimmte Berufe in der Stadt ergreifen, neue Berufe in der Elektronik, in der Petrolchemie usw. Das Oderbruch ist ursprünglich eine Gegend mit vielen Zwergschulen gewesen. In Golzow hat man dann diese zentrale Schule gebaut. Sie wurde uns empfohlen. Hätten wir woanders gedreht, wäre vielleicht ein anderer Film herausgekommen. Die Wahl des Ortes ist insofern von Bedeutung, als dieser 1945 in der Hauptstoßrichtung der Roten Armee lag, in der letzten Schlacht um Berlin. Die Nachwirkungen dieser Ereignisse haben sich aber erst nach und nach gezeigt. Zum Ende des Krieges haben die Menschen im Oderbruch fürchterlich gelitten, kein Stein war auf dem anderen geblieben. Zehn Jahre nach dem Krieg vollkommen neu anzufangen, das war etwas. Das sollte auch so mitgeteilt werden.

H.H.: *Das erzählen die Filme immer auch mit, den schweren und den geschichtsträchtigen Boden bei Golzow. Die Sowjetunion hat dort unheimlich viele Soldaten verloren und auch viele Deutsche fielen. Aber Golzow war doch auch eine Vorzeige-LPG?*

BARBARA JUNGE: Nein, zu der Zeit ganz bestimmt noch nicht. Golzow hat sich erst dazu entwickelt. Golzow war zunächst Durchschnitt. Wir haben auch noch ältere Aufnahmen, die zeigen, wie die Dorfbewohner noch in Baracken gehaust haben. Das Ost-Oderbruch galt als Gemüsegarten Berlins. Sie haben dort einen hervorragenden Boden, der sich für den Gemüseanbau besonders gut eignet. Bereits zu Kaiserzeiten wurde von dort aus die Hauptstadt versorgt.

H.H.: *Aber noch bevor Sie das erste Material belichteten, werden Sie sich eine Vorstellung erarbeitet haben, wie Sie Ihre Arbeit gliedern. Wie lautete das Prozedere? Was sind denn Höhepunkte eines Lebens, die man dann filmt? Wann würde man bei wem wiederkommen, um zu drehen?*

W.J.: Ich kam von der Dramaturgie und musste erst einmal lernen, in Bildern zu denken und zu inszenieren. Dieser Film ist eine Mischung aus Inszenierung und Beobachtung, also kein purer Dokumentarfilm. Er sieht zwar ein bisschen danach aus, aber man muss auch unterscheiden lernen, was spezifisch für den Dokumentarfilm ist und was man besser lassen sollte, weil es in den Spielfilm gehört. Der erste Film war für mich ein Übungsfeld und er hat alle Schwächen eines Debüt-

films. Schon der zweite Film zeigt, welche Steigerungen nach einem Jahr unsererseits möglich waren. Der erste Film, *Wenn ich erst zur Schule geh'*, ist noch von einem altgedienten Wochenschau-Kameramann gedreht worden. Schon für den zweiten Film, *Nach einem Jahr*, habe ich dann mit Hans Eberhard Leupold, der von der Hochschule kam wie ich, zusammen gearbeitet. Dieser Film nahm eine Stellung ein im DEFA-Dokumentarfilmschaffen. Der Dokumentarfilm befreite sich gerade erst von all den Dingen, die undokumentarisch waren. Schließlich wurde Sozialismus vorher nur inszeniert. Schließlich war er so noch nicht zu sehen, also musste man was tun, damit es so aussieht, als ob. Ich möchte das nicht lächerlich machen. Es war gut gemeint, aber es war nicht dokumentarisch und man konnte sich nicht darauf verlassen, dass es sich um Dokumente handelte. Zwischen diesen Ansprüchen ist dieser zweite Film mit seiner Machart angesiedelt. Wir wollten unbedingt beobachten lernen. *Nach einem Jahr* ist also eine Beobachtungsstudie und die hat es dann auch nach Leipzig zum Internationalen Dokumentarfilmfestival 1962 geschafft und im Rahmen des DDR-Programms einen Hauptpreis bekommen. Das war ein Erfolg. Wenn Sie dann den dritten Film sehen, werden sie bemerken, dass wir sehr viel dokumentarischer, beweiskräftiger und emotionaler gearbeitet haben, was eigentlich hineingetragene Poesie ist. Die erwächst in einigen Dingen aus der Sache selbst, aber vieles ist Regieeinfall und abgesprochen. Mit Kindern in dem Alter kann man alles machen, das ist eine Gefahr.

H.H.: *Ab diesem dritten Film,* Elf Jahre alt*, werden die Filme dichter, poetischer. Es nehmen für eine Reihe folgender Filme die sehr schönen Landschaftsaufnahmen einen größeren Anteil ein und diese erzählen mit. – Können Sie etwas über den Zusammenhang von Natur, Geschichte und Privatgeschichte sagen? Denn offenbar war es Ihnen wichtig, solche Zusammenhänge in dieser Phase des Filmens aufzuzeigen. Warum ist es wichtig, so viel Playtime, die vom Sozialismus erzählen sollte, für Bäume, Sträucher und Felder in Nebeln und Schnee „zu verschwenden"?*

W.J.: Das ist die Frage danach, wie man sich die Meter einteilt, Minuten, die Sekunden. Wenn man heutzutage durch ein Leben von über vierzig Jahren will, dann kann man nicht mehr malen. Wir benötigten eine Ästhetik, für die es kein Beispiel geben kann. Wie soll man ein Leben in zwei Stunden fassen? Durch dieses Problem sind wir in den späteren Filmen immer verführt gewesen, die Infrastrukturen eines Porträts – also Landschaft, Umfeld, Geschichte – zu vernachlässigen, damit man mit dem Wichtigsten durchkommt. Damit fühlten wir uns nicht wohl. Wir haben versucht inhaltliche Schwerpunkte zu setzen und zugleich die Landschaft einzubeziehen. Das gelang, wie Sie sagen, später dann nicht immer und ich bedaure das heute sehr. Aber wir hatten die Möglichkeit in neueren Filmen, diese Dinge zu zitieren. Und dann ist es wieder da, dieses Element, die Oder, das Oderbruch, die Zeit, der Winter, die Jahreszeit. Auch die ältere, die Elterngeneration spielt ja mehr und mehr eine Rolle.

B.J.: Im Portrait von Marieluise, das sehr wortlastig ist, weil sie selbst die Aufnahmen kommentiert, standen wir unter Zeitdruck und mussten kürzen. Als erstes fielen die Landschaftsbilder weg, also die Ruhepausen, die man auch braucht. Im Grunde ist der Film etwas atemlos geworden. Im Nachhinein kann man sagen, dass wir an der Stelle einen Fehler gemacht haben und dann vielleicht auf etwas anderes hätten verzichten müssen, was wir damals aber als genauso wesentlich empfanden. Das ist die Zwickmühle, in der wir immer stecken.

H.H.: *Der Charakter der Filme ist geprägt davon, dass Sie, Winfried Junge, beinahe alle Filme selbst sprechen, dass die Off-Stimme die Ihrige ist. Ein Kollege von Ihnen, Dominik Graf, wurde einmal gefragt: „Darf ich Sie als Melancholiker bezeichnen?" Und Graf antwortete: „Natürlich. Das ist doch ein schöner Beruf." Ihre Stimme und die Texte, die Sie geschrieben haben und dann auf dem Film sprechen, sind sehr literarisch, aber eben auch dunkel und ein bisschen schwer, wie das Oderbruch an sich. War Ihnen das klar? Denn dieser Firnis dunkelt etwas ein. Es ist eine schöne Patina, aber Sie haben nicht unbedingt Heiterkeit aufgetragen.*

W.J.: Ich bin wie ich bin. Ein richtig vornehmer Dokumentarfilmer arbeitet ohne Text. Der Zuschauer muss sich alles selbst erzählen. Das kann sehr schön sein. Doch oft gibt es vieles, was nicht zum Ausdruck kommen kann, weil es nicht gesagt wird. Es gibt Dinge, die man einem Film nicht entnehmen kann. Der Zuschauer hat Fragen und ihm fehlen Informationen. Ich denke, dass man den Zuschauer auch orientieren muss. Wir waren schließlich DDR-Bürger, wollten uns äußern und die anderen, die in der DDR lebten und arbeiteten, nicht im Regen stehen lassen. Wir haben auch an sie gedacht. Gegen den Eindruck der Melancholie kann ich natürlich nichts machen, obwohl ich das nicht für schön halte. Ich kann es bloß nicht ändern, und ich glaube auch nicht, dass alles melancholisch ist. Es gibt gerade in dem Film *Die Zeiten* sehr viel Sarkasmus. Das war der erste Film, der nach der Wende in der Bundesrepublik entstand. Man merkt darin, wie ich versuche, sehr kritisch uns gegenüber zu sein, weil wir über die ehemalige DDR inzwischen ganz anders dachten. Aber wir wollten auch gegen das Klischee-Bild der DDR aus dem Westen angehen. Da muss man sarkastisch sein, und das ist ein Film geworden, der viele böse Sachen beinhaltet. Ich würde das gerne ändern, wenn ich könnte. Barbara ist meine erste Kritikerin. Sie kann mich bei dem Film, den wir jetzt machen, warnen. Das ist der Anfang vom wirklichen Ende des Projektes. Ich muss darauf vertrauen, dass das Publikum uns versteht.

H.H.: *Sie beginnen dann später Ihren Beobachterposten aufzugeben und selbst ins Bild zu treten, vielleicht gegen Ende der 70er Jahre. Sie führen die Gespräche mit den Golzowern und sind selbst im Bild. Und über diese große Strecke, über diese vielen Stunden Film und Leben, kann es einem nicht entgehen, dass es ein großer menschlicher Verdienst ist, den Sie gemeinsam geleistet haben in der Art, wie Sie den Menschen dort begegnen, mit einer seltenen, sanften Offenheit, mit Verständnis, mit geweitetem Herzen. Die Kamera begleitet das. Doch diese Kamera ist nicht artifi-*

ziell, sie will keine Kunst machen, nichts zur Schau stellen, niemanden preisgeben. Sie ist ehrlich und ganz bei diesen Leuten, wie Sie auch. Und dennoch, bei all dieser Wärme, die Sie den Menschen entgegenbringen: Hätten Sie nicht manchmal Lust gehabt, sie zu schütteln? Gerade als Erwachsene zeigten doch einige phlegmatische Züge. Gab es nicht die Versuchung, in so eine Biographie einzugreifen?

B.J.: Über die Jahre hat sich das Verhältnis zwischen den Golzowern und den Filmemachern gewandelt. Das war anfangs ein Onkel-Schüler-, oder Lehrer-Schüler-Verhältnis. Der Altersunterschied groß, im Laufe der Zeit hat er sich dann aber doch relativiert. Man lernte sich besser kennen, die Ebenen wurden gleichberechtigter – das zum Ersten. Und zum Zweiten ist vieles auch weggelassen worden, vieles haben wir nicht gedreht, entweder weil wir kein Geld hatten oder weil wir nicht informiert worden sind. Die Golzower haben sich uns nicht angeboten. Telefone gab es in der DDR auch nicht überall, so dass das auch immer eine Frage der Kommunikation war. Jetzt ist es aber ein freundschaftliches Verhältnis geworden, da wir öfter ohne Kamera da sind als mit Kamera. Wir erfahren so eine ganze Menge mehr. Die Gefahr der Bloßstellung ist groß. Das ist das Schwierige bei einem Dokumentarfilm: Es geht um Menschen, die unter uns leben, die ihren Kreis von Nachbarn und Kollegen haben, mit denen sie am nächsten Tag, wenn der Film ausgestrahlt ist, auch noch leben müssen. Gleichzeitig muss man auch sehen, dass man so wahrhaftig wie möglich ist und beispielsweise zu Jürgen auch kommentieren: „Jürgen trank sehr viel in dieser Zeit." Das Dorf hätte uns nie verziehen, wenn wir das nicht erwähnt hätten. Es war klar, dass Jürgen eine ganze Menge getrunken hat. Wenn der Film das nicht thematisiert, dann hätten die gesagt: „Was macht ihr denn für Filme?" Wir wären dort einfach nicht glaubhaft gewesen. Aber man darf auch nicht sagen: „Na, der ist ein Alkoholiker." Das ist ein Balance-Akt.

H.H.: *Ich meinte noch eine andere Stelle, einen Eingriff in die Biographie des Films, keinen Eingriff in die Biographie des Menschen.*

B.J.: Man war aber auch versucht, in die Biographie der Menschen einzugreifen. Das war von staatlicher Seite beim vierten Film der Fall, als es um die 14jährigen, die Jugendweihe hatten, ging. Man hatte festgestellt, dass die Lehrer nicht die besten sind. Das hing auch damit zusammen, dass das Oderbruch dörflich strukturiert ist. Und in der DDR war es so, dass die Hochschulabsolventen drei Jahre dorthin gehen mussten, so der Staat sie hinschickte, weil sie im Gegenzug kostenlos studieren konnten. Es gab eine ziemlich große Fluktuation, wenn diese drei Jahre vorbei waren. Hier stellt sich dann die Frage nach der Einflussnahme des Ministeriums. Man überlegte, ob man nicht bessere Lehrer hinschicken solle, damit ein richtig guter Unterricht abgehalten werden kann.

H.H.: *Aber ich möchte auf ein ganz konkretes Ereignis noch zurück, das Sie mir vielleicht erklären können. Und Herr Junge, Sie sind daran beteiligt. Es geht um Gudrun, eben eine dieser Schülerinnen. Gudrun ist die Tochter des LPG-Vorsitzenden, ihr Vater war eine wichtiger Funktionsträger in der Landwirtschaft. Er hatte dort etwas zu sagen, ein richtungweisender Mann. Und sie schlägt auch eine politische Karriere ein, wird Bürgermeisterin im Nachbarort. Dann kommt die Wende, und sie besuchen Gudrun. Die Szene spielt im Wohnzimmer, die Wende ist vielleicht ein halbes Jahr, ein Jahr her. Die Staatssicherheit sei gescheitert und alle, die für sie arbeiteten, im Ort geschmäht. An dieser Stelle greifen Sie in die Biographie des Films ein, denn ich hätte gerne gesehen, wie es mit Gudrun weitergeht, gerade mit dieser Biographie. Aber Sie fragen Gudrun, warum sie sich denn jetzt noch filmen ließe. Sie legten ihr damit nahe, aufzuhören, wie ich finde. So verstehe ich diese Szene. Wenn es anders war, korrigieren Sie mich.*

B.J.: Nein, 14 Tage später hat ein Klassentreffen in Hamburg stattgefunden und erst da hat sie uns gesagt, dass sie nicht mehr gefilmt werden möchte.

W.J.: Es erstaunt mich, dass Sie denken, wir haben ihr nahe gelegt, Schluss zu machen.

H.H.: *Um ihr das Leiden zu ersparen.*

Beide (B. und W.J.): Nein. Wirklich nicht.

H.H.: *Nein, Sie haben es natürlich nicht so direkt gesagt: „Gudrun, lass es doch sein..."*

B.J.: Wir haben sie gefragt: „Warum lässt du dich eigentlich noch filmen?" Worauf sie sagte, dass es dafür viele Gründe gäbe. Und als wir sie fragten, ob sie zu dem stehe, was gedreht worden sei, sagte sie „Ja" und dass darin so viel für die Nachwelt Interessantes enthalten sei, Dinge, die Geschichte sind und wichtig für die anderen, die es sehen, und für einen selber, der man daran mitgewirkt hat. Im Grunde genommen ist Gudrun dann aus Golzow weggegangen, weil sie keine Chance hatte, dort überhaupt noch einmal auf die Füße zu kommen.

H.H.*: Und sie taucht jetzt in dem Film, von dem wir jetzt gar nicht weiter sprechen wollen, und von dem Sie behaupten, es wird der allerletzte Golzow-Film sein, wieder auf.*

B.J.: Das ist so.

W.J.: Aber eben nur bis zu dem Punkt, wo sie in der Tür steht. Das ist wirklich die letzte Aufnahme. Wir haben von ihr keine Aufnahme mehr. Tut uns leid. Es gibt viele Gründe für Missverständnisse. Es ist wichtig für uns, das zu hören, was Sie da sagen. Schon aus dem Grund, weil die Geschichte an dem Punkt in dem letzten

Film endet. 90 Minuten wurde von Gudrun erzählt und wir enden an der Stelle, weil sie sich – wie gesagt – nicht mehr filmen lässt.

H.H.: *Frau Junge, Sie sind Cutterin, sitzen im Schnittraum. Das ist ein weithin unterschätzter, zu selten gewürdigter Beruf, ähnlich wie der der Kameraführung. Was sind Ihre Aufgaben gewesen bei diesem großen Projekt? Oder andersherum gefragt: Was kann Ihr Mann eigentlich nicht so gut? Was tragen Sie bei?*

W.J.: Das wird ja jetzt spannend.

B.J.: Es fängt damit an, dass ich zunächst mit der die Arbeit an den Filmen stets begleitenden Dokumentation begonnen habe. Das war meine Aufgabe, als ich einstieg. Die erste Zusammenfassung galt *Anmut sparet nicht noch Mühe* (1978/1979) und dann *Lebensläufe* (1980). Das Material war bis dahin völlig ungeordnet, nur in den Büchsen. Man hatte überhaupt keine Übersicht darüber und musste das erst einmal einigermaßen handhabbar machen. Wir haben alles noch so wie die Altvorderen auf Karteikarte. Auf jeder Karteikarte ist dann die Randnummer, welche die Filmlänge beschreibt, die Einstellung, die Bildinhalte, Kamerabewegung und dann eben auch der Toninhalt, so dass man mit einem Blick auf die Karteikarte in etwa den Überblick gewinnt. Bei der Materialfülle muss man den auch haben. Zudem sollte man natürlich noch im Kopf haben, wann man was gedreht hat. Wir kürzen die einzelnen Biographien von Längen um die fünf bis sechs Stunden auf bis zu drei Stunden. Also ich sagte, weil es sich bei Marieluise anbot, dass sie selber reflektieren und kommentieren solle. Damit man auch ihre eigene Meinung zu den Bildern hört, wobei sie dann den Interpretationsspielraum korrigiert. Den Kirchgang mit ihrem Vater zum Beispiel fand sie weniger schön, doch sei es schön gewesen, den neuen Mantel auszuführen. Das war die Funktion des Kirchgangs, so hat sie ihn relativiert. Bei anderen sind es andere Dinge. Bei Bernd bildet der Angel-Aufenthalt in Norwegen die Klammer. Das Interview mit dem Vater in Norwegen durchzieht den ganzen Film, der dann damit endet, dass er als Erwachsener mit 50 Jahren noch das Lied „Anmut sparet nicht noch Mühe" singen kann und auch vor der Kamera singt. Dafür hat er dann, als der Film zur Berlinale lief, extra Applaus bekommen.

H.H.: *Ja, das waren starke Szenen. Der Sohn mit dem Vater beim Angeln.*

B.J.: Das sind eben Dinge, wo man von dem Material ausgehen muss. Es wird erst einmal zusammengestellt und aufbereitet von mir. Es muss ausgekehrt werden. Dann versuchen wir eine Ordnung herzustellen, das Wichtige herauszufiltern und aufzubauen. Wir haben den Vorteil, dass wir auch rückbezüglich erzählen können. Wir können auch Linien ziehen, wenn wir eine Entwicklung bemerken: Was jemand als Siebenjähriger sagt oder als Zwanzigjähriger, wozu er heute vielleicht eine völlig andere Meinung hat, das können wir festhalten. Ob jemand eine Kehrtwende

in seinen Ansichten erlebt hat oder bei seiner Meinung geblieben ist und diese noch verfestigt hat. Man muss das Material kennen und damit arbeiten. Gerade das dauert so lange. Wir drehen nicht mehr viel. Wir sagen immer, dass alles, was wir neu drehen, an altem wieder heraus muss.

H.H.: *Sie benutzten gerade das Bild vom „Auskehren". Darf ich daraus schließen, dass Sie diejenige sind, die ein bisschen auf die Tube drückt?*

B.J.: Damit meine ich, dass wir alles, was möglich ist, aus den Büchsen herausholen, um es hintereinander aufzuhängen, wenn es nicht gerade völlig verdorben bzw. technisch nicht in Ordnung ist. Mit dem „Auskehren" meine ich das Zusammenlesen.

H.H.: *Aber Sie weichen noch meiner Frage nach den Vorzügen Ihrer Arbeitsweise aus. Also, was kann Ihr Mann nicht so gut? Man muss doch annehmen, dass Sie sich ergänzen, denn Sie arbeiten schon so lange erfolgreich zusammen.*

B.J.: Es fängt damit an, dass ich nicht am Drehort bin. Zu den Recherchen sind wir immer zusammen, und die würden sich auch wundern, wenn ich nicht dabei bin. Doch an sich ist es mir ganz lieb, wenn ich die aus dem Kopierwerk gekommenen Muster mit den Tönen zusammen sehe, ganz unbefangen. Daher bin ich nicht von den Drehumständen beeinflusst, und kann objektiv sagen, wie es auf mich wirkt. Ich bin also die erste unabhängige Zuschauerin. Und im rein Handwerklichen, im Schnitt, bin ich schon ein bisschen besser. Was mir nicht so sehr liegt, ist Text.

W.J.: Wir sind beide Regisseure, und sie macht die Co-Regie. Es ist klar, dass es eine gemeinsame Sache ist, wenn man sich zu einer bestimmten Lösung durchringt. Von mir kommt ein bisschen mehr die Dramaturgie, die sie in der ersten Runde nicht ganz ernst genommen hat: „Du immer mit deiner Dramaturgie, Schnitt muss es sein!" Ja, am Ende muss es Schnitt sein, aber wenn man sich in der Struktur eines Films vergaloppiert, dann braucht man auch nicht weiter schneiden. Wir können nicht irgendetwas schneiden, was sich dann nicht erzählen lässt. Ich habe jedoch nicht die Ausdauer am Schneidetisch. Sie hat ihr Tempo und ihre Methodik. Damals, als die frühere Schnittmeisterin, immer pünktlich um 16 oder 17 Uhr ging, habe ich auch selber geschnitten. Da habe ich manchmal lange bis in den Abend hinein gesessen, und selbst ausprobiert. Dann habe ich die Fetzen zusammengesucht und es anders versucht mit der Szene. So ist Wesentliches zu *Elf Jahre alt* entstanden. Barbara sitzt jetzt an einem moderneren Tisch, und es muss ein bisschen schneller gehen und perfekter sein. Das ist nun wirklich ihre Sache. Ich greife nicht mehr ein in den Schnitt und habe einen eigenen Schneidetisch im Nebenraum, wo ich probieren kann.

H.H.: *Was Sie uns auch beantworten könnten, ist eine Frage zur Technik, die Sie in den Jahren benutzt haben, die sich geändert hat. Und auch wie sich das Filmen durch den Einsatz von Digitalkameras verändert. Sind Sie nicht wahnsinnig neidisch, dass jeder von uns jetzt ins Elektrokaufhaus gehen kann, sich eine Kamera kaufen und nahezu sehr gute Bilder machen kann? Wie schätzen sie die Möglichkeiten der Technik ein? Wäre es ein Gewinn gewesen, wenn sie 1961 eine Sony gehabt hätten?*

B.J.: Unser Kameramann, mit dem wir jetzt arbeiten, der arbeitet für das Fernsehen, kann aber auch mit der Filmkamera umgehen. Man merkt immer, dass er Umstellungsschwierigkeiten hat, denn die Filmkamera zwingt zur Konzentration. So eine Filmkassette hat vier Minuten, in die vier Minuten muss man einiges herein bekommen. Im Interview muss man zumindest auf den Punkt kommen. Deswegen haben wir auch so viele Off-Töne, weil immer dann, wenn die Kamera ausgeschaltet ist, die wesentlichen Aussagen kommen. Damit muss man leben. Aber den Kameramann hat die Videokamera zum Schludern verleitet. Bei der Filmkamera muss er sich über Bildinhalt und Bildwirkung im Klaren sein. Für die vier Minuten muss er das schaffen. Er führt eine gute Reportagekamera. Wenn Gesprächsrunden sind, hat er ein Gespür dafür, wo es weitergehen könnte. Aber diese richtig guten Filmaufnahmen, die haben eine andere Qualität als die einer Videokamera. Man erhält natürlich eine ganze Menge. Vier Kassetten á vier Minuten sind sechzehn Minuten. Wenn ich aber vier Kassetten á 35 Minuten aufnehme, habe ich natürlich die Möglichkeit viel auszusuchen, jedoch auch viel Sand dazwischen.

H.H.: *Politik spielt eine große Rolle für das ganze Filmprojekt. Die DEFA, die DDR oder die Kulturpolitik in der DDR hat sich mit den* Kindern von Golzow *gewissermaßen und wohl unwissentlich und ungenutzt ein Frühwarnsystem eingebaut, welches in Bild, Ton und Echtzeit davon berichtet, wie weit Anspruch und Wirklichkeit auseinanderklaffen. Wie wurden die Filme politisch bewertet? Wie viel schwieriger wurde es in den 70er, 80er Jahren so weiterzuarbeiten?*

W.J.: Was uns angeht: So groß waren die Zwänge nicht – relativ gesehen. Es gibt Kollegen, die mehr Probleme hatten. Wer das Antlitz der sozialistischen Arbeiterklasse spiegeln sollte, der hatte es mit anderen Bandagen zu tun. Bei uns war es erst einmal eine Spielwiese mit Kindern. Man hatte uns einfach gelassen. Die Filme waren sympathisch und erfolgreich, im westlichen Ausland und auf Festivals. Man sah: Das kann man vorzeigen. Man hat uns so lange gelassen, bis gefragt wurde: „Kommen denn dabei auch Sozialisten heraus?“ Es fing beim Dreh in der 8. Klasse an, dem Jugendweihejahr. Wir mussten nun rudern, um wenigstens das Minimum zu bieten. Und eigentlich gelang das nicht. Der Film ist trotzdem entstanden. Er sollte zum 20. Jahrestag der DDR entstehen, 1969, aber er erreichte kein Festival. Dafür hat er offiziell sehr gefallen. Man bemerkte aber, dass dieser Film schlechter war als derjenige vorher, denn *Elf Jahre alt* war ein Festivalerfolg. Es lässt sich hier auch von Einflussnahme sprechen. Man wollte, dass Golzow eine Vorzeigeschule wird und das war nicht zu leisten. Wir hatten wirklich Schwierigkei-

ten, das Projekt fortzusetzen. Somit handelt der nächstfolgende Film von der 10. Klasse und der Abschlussprüfung. Der Titel *Die Prüfung* war schon wieder eine Korrektur des vorigen Films gewesen. Damit hangelten wir uns weiter. Es wurde jedoch nie so ganz ernst wie bei anderen. Verharmlosen möchte ich es aber nicht, wir haben auch Selbstzensur geübt. Jeder von uns wusste, was bestenfalls durchgeht, und es war schon eine Errungenschaft, ein bisschen über die bisherige Grenze des Möglichen und Praktizierbaren hinaus zu kommen. Das gelang nicht immer. Wenn bestimmte Dinge aus den Filmen der Kollegen heraus geschnitten wurden, dann hatten wir immer noch die Chance, etwas in den späteren Filmen unterzubringen. Material durften wir aufheben, wir mussten nichts wegschmeißen. Wir dachten: Es könnte ja doch mal 10 Jahre später eine DDR geben, wo die Kulturpolitik eine klügere ist und wo zugelassen wird, dass man liberaler ist zu den Dingen, die man zeigt, dass es vielleicht eine reformierte DDR geben wird. Dieser Punkt wurde auch von uns angestrebt. Wir hatten ein Problem in der zweiten Hälfte der 80er Jahre, nach *Lebensläufe*, dem bekanntesten Film, der noch durchgelassen wurde. Dieser Film sollte an und für sich kein Film werden, sondern nur eine Materialaufarbeitung, vier Stunden und siebzehn Minuten fürs Archiv. Doch dieser Film hat Festivals erreicht und ist heute laut einer Umfrage der deutschen Kinemathek unter den 100 wichtigsten deutschen Filmen in 100 Jahren Kino. Das kann dabei rauskommen, wenn man an einen Punkt kommt, an dem man denkt: Jetzt kannst du das Projekt beerdigen. Ich habe versucht, *Die Kinder von Golzow* über die Jahre hinauszubringen, in denen es kritisch wurde, da Golzow nicht das Bild abgab, das man sich wünschte. Aber *Lebensläufe* hat es dann doch geschafft, die offizielle Aufmerksamkeit zurückzuholen. So haben wir die Wendezeit erreicht, und ab da wurde dann gefragt: Wie geht es euch überhaupt, braucht ihr Förderung, wollt ihr weitermachen?

B.J.: Das war schon 1990. Später wurde es schwieriger. Wir sind angestellt, keine eigenständigen Produzenten, weil wir bei der DEFA auch angestellt waren. Wir haben keine Rechte an dem Material, wir haben nur Urheberrechte. Die Rechte liegen bei der DEFA-Stiftung. Unser Produzent wurde dann angerufen. Ihm wurde gesagt, dass wir nicht mit dem Produzieren anfangen dürfen, bevor nicht die Zuwendung erfolgt ist. Unser Produzent sagte dann: „Wissen Sie, wir produzieren schon seit 1961." Und da verschlug es dem Gesprächspartner dann doch die Sprache. De facto war es so, dass nur, wenn irgend etwas ganz Besonderes war, auch gedreht werden konnte. Die Aufnahmen aus den 90ern sind schon etwas dürftiger. In den 80er Jahren waren wir mit *Lebensläufe* einmal durch die Bundesrepublik getourt. Wir wurden gefragt: Ist ja schön, aber warum gibt es so eine Reihe, so eine Dokumentation nicht bei uns? Inzwischen wissen wir, dass es die nicht geben könnte. Denn wer hätte schon die Frechheit zu sagen, heute, Anfang 2000: „Ich möchte eine Chronik machen, und ich möchte die Chronik über 40 Jahre machen." Den würde man für verrückt erklären.

H.H.: *Ich finde diese ersten Filme so wahnsinnig strahlend, wirklich hell und optimistisch. Das hat mir unglaublich viel über das Land erzählt, in dem ich groß geworden bin. Aber man sieht das Land auch verblühen, und man sieht, dass einige der Golzower, wie soll ich sagen, flügellahm werden. Sie sacken beginnend in den Achtzigern und schließlich mit der Wende ganz in sich zusammen, ein paar wenige andere blühen wieder ganz wunderbar auf. Und man ist richtig erleichtert. Wie haben Sie diese sehr schweren Nachwendejahre mit den Golzowern erlebt? Die waren ja in der Mitte ihres Lebens und mussten sich noch mal vollkommen umorientieren, eigentlich alle.*

B.J.: Die DDR kam natürlich in die Stagnation, und das merkte man auch an den Menschen. Die Hoffnung, den Sozialismus wirklich zu schaffen, Vorbild zu sein für den Westen, wurde allmählich zur Illusion. Man sah, dass es schlechter wurde statt besser. Schließlich kehrte sich alles um. Inzwischen sind mehr Menschen aus dem Osten Deutschlands in die Bundesrepublik gekommen als vor dem Mauerfall. Wir haben eine grassierende Arbeitslosigkeit, doppelt so hoch wie in der alten Bundesrepublik. Und jetzt haben wir, wenn wir die Golzower sehen, eben auch die Arbeitslosen vor uns. Sie sind bedient mit dem, was man ihnen geboten hat, im Sinne von blühenden Landschaften. Viele sehnen sich nach bestimmten Sicherheiten zurück, die sie in der DDR hatten, soziale Sicherheiten natürlich. Denn die Golzower, die brauchten das alles nicht. Die Mauer war sehr weit weg für die. Die hatten ihr Haus, ihren Hof, sie hatten alles, was sie zum Leben brauchten. Politische Dinge wie Gedankenfreiheit oder sogar Reisefreiheit waren gar nicht ihre Probleme. Sie haben so viel Vieh im Hof, dass sie gar nicht reisen können. So einfach ist das. Ich will das nicht bagatellisieren. Es gibt einige, wie zum Beispiel den Dieter, der sich gefreut hat, endlich reisen zu können. Doch ist das auch zweischneidig, weil er in Deutschland keine Arbeit findet. Andere, die leben, die zehren von dem, was sie noch haben, aber auch das geht zurück. Insofern gibt es ernste und tragische Entwicklungen. Jürgen, der zur DDR-Zeit schon getrunken hatte, trank dann, als er arbeitslos wurde, noch sehr viel mehr, rettete sich ab und zu ins alkoholfreie Bier, vor der Kamera vor allem. Aber es hat ein schlimmes Ende genommen. Er lebt nicht mehr, ist im Herbst 2006 gestorben. Speiseröhrenkrebs.

W.J.: Diese Geschichte ist nicht mehr Film geworden. Sein Portrait endet im Jahr 1994 – ein Glück, wie ich finde, denn wir wollen sie nicht von der Wiege bis zu Bahre gefilmt haben. Wir haben jedes Mal mit dem Filmen aufgehört, wenn ein Portrait abgeschlossen war. Wir hätten überall weiter machen können, bis auf wenige Ausnahmen, dann hätten wir aber auch öfter so einen Schluss gehabt wie bei Jürgen. Das sind die tragischen Momente, die unsere Sache hat, und da wir auch am Ende unseres Berufslebens angekommen sind und nicht mehr allzu viel Lebenszeit bleibt, muss man diese unendliche Geschichte beenden, auch wenn sie immer weiter geht. Man muss ihr einfach ein Ende setzen. Es kann jeder weitermachen, die Materialien werden nicht vernichtet. Sie sind im Bundesarchiv aufgehoben, und wenn sich einer daran machen will, dann kann er die Rechte kaufen. Wir haben nicht die Auswertungsrechte, wir haben nur das Urheberrecht. Aber ich

glaube, dass das nicht passieren wird, obwohl ich es schon schön finde, dass die Materialien weiter existieren.

PUBLIKUM: *Wie haben Sie die letzten Jahre der DDR und die Wendezeit erlebt? Wie viele Filme sind nach 1989 noch entstanden?*

B.J.: Zunächst ging es nicht mehr weiter. Dann bekamen wir den Tipp, uns ans Politbüro zu wenden. Wir mussten an jemanden schreiben, der 2000 wirklich noch im Amt ist. Das würde Erich Honecker nicht mehr sein, also wendeten wir uns an Egon Krenz. Und der sagte: „Es geht weiter!“

W.J.: Wir hatten einen Köder ausgelegt. Wir haben gesagt, wir würden gerne zum 50. Jahrestag der DDR den Abschluss machen. Das war 1989.

B.J.: Dann haben wir den Vorzug erhalten, 150.000 DDR-Mark im Jahr. Damit konnten wir drehen, was wir wollten, wir hatten völlig freie Hand. Wir konnten uns neue Fragen nach dem neuen Denken, nach Glasnost stellen. Wir wussten, dass, wenn der Film im Jahre 1999 fertig ist, man das Unpassende rauswerfen würde. Wir hatten Freiheiten und haben dann sukzessiv gedreht. Wir hatten nicht den Zwang, veröffentlichen zu müssen. Bis dahin war es immer so, dass ein Film so gut sein musste, dass er den nächsten wieder tragen konnte. Wenn einer durchgefallen wäre, könnte das Projekt nicht weitergehen.

P: *Hätten Sie sich mehr Auszeichnung und mehr Ausstrahlungen gewünscht?*

W.J.: Im Osten gibt es Gewinner und Verlierer. Den Verlierern sprechen wir eher aus dem Herzen. Man muss sich persönlich die Frage beantworten, wo man steht, was das neue Leben einem gebracht hat, ob der Film dem gerecht wird. Dieses sind Filme, die Millionen Menschen etwas angehen, sonst würden sie nicht seit 10 Jahren vom Fernsehen koproduziert werden. Das Fernsehen weiß sehr genau, was geguckt wird und ob das thematisch eine Chance hat. Der RBB ist sehr stolz darauf, dass er diese Linie mit uns gehalten hat, obwohl wir keinen Film gemacht haben in der Wunschlänge von neunzig Minuten. Aber sie sehen dort, dass dafür ein Publikum vorhanden ist. Wir merken es an den E-Mails, der Post, den Anrufen. Das ist das Entscheidende, dafür gibt es keinen Preis. Es ist auch keine Kunst. Das ist eine Chronik und es ist das Kunststück, sie am Leben zu halten.

B.J.: Ich möchte noch etwas sagen zu den unterschiedlichen Auffassungen und Rezeptionen. Ein typisches Beispiel ist das Portrait von Marieluise. Ihr Mann war Navigator in der Regierungsstaffel der DDR, durfte deswegen aus Sicherheitsgründen von uns nicht gefilmt werden. Er ist als Major übernommen worden, ist dann bei der Bundeswehr zum Hauptmann zurückgestuft worden und inzwischen O-

berstleutnant. Im Osten wird gesagt: Der hat sich aber sehr schnell gewandelt. Und im Westen sagt man: Seht mal, das ist ein richtig gutes Beispiel für eine gelungene Wiedervereinigung. So driftet die Rezeption im Osten und im Westen auseinander. Es läuft – besonders nach dem Film *Das Leben der Anderen* – darauf hinaus, dass es entweder nur Widerstandskämpfer oder nur Stasileute in der DDR gegeben haben soll. Dazwischen nichts. Es ist wichtig zu sagen, dass es Leute gab, die sich eingerichtet hatten in den Grenzen der DDR, zufrieden waren in deren Möglichkeiten, es muss nicht das große Glück gewesen sein, aber sie hatten sich eingerichtet und konnten leben. Es gab keine Ausreiseanträge von den Golzowern, das ist eine Frage, die uns auch immer gestellt worden ist. Die sind alle erst in den Westen gegangen, als es um die Arbeit ging. Man muss deren Denkstrukturen zeigen. Natürlich war es ein sehr enger Kreis, Lebenskreis, den sie hatten. Höhenflüge gab es eigentlich nicht. Zuerst dachte man, dass sie Professoren, Ärzte werden. Schließlich muss man die eigene Vorstellung zusammenstreichen, weil es nicht so gekommen ist. Aber sie sind tüchtige Leute geworden, die in ihrem Kreis zum großen Teil anerkannt sind. Was wir uns zum Vorbild genommen haben, ist ein Wort von Fontane, der sagt: „Die Geschichte handelt von Toten, die sich nicht mehr wehren können. Sie haben ein Anrecht auf Gerechtigkeit." Das sollte man auch der DDR zukommen lassen.

PUBLIKUM*: Haben die Golzower die Möglichkeit zum Veto, wenn ihnen die Aufnahmen nicht gefallen oder sie nicht mir ihnen einverstanden sind?*

W.J.: Es gibt Verträge, die wir mit den Einzelnen haben, das ist eine rechtliche Frage. Wir können nicht einfach das Leben drehen und interpretieren, wie wir denken. Sie müssen die Möglichkeit haben, das zu akzeptieren, was wir gedreht haben, deshalb sehen sie immer alles vorher. Wenn einer käme und sagte: „Das möchte ich nicht und das ist falsch", dann müssten wir reagieren und müssten ändern. Dazu haben sie den Vertrag in der Hand. Hätten sie den nicht, könnten wir tatsächlich schalten und walten wie wir wollten. Nun ist der Vertrag nie wirksam geworden in dem Sinne, denn wir haben nie jemanden gehabt, der den Film ablehnte. Manchmal gab es überhaupt keine Kritik, manchmal gab es einen helfenden Hinweis. Was wir nicht erwartet hatten, haben wir dann im Text gesagt. Aber die Golzower sind da sehr, sehr vertrauensselig, was eine große Belastung für uns ist, denn wir müssen immer an das Publikum denken. Wenn sie nicht bemerken, wie etwas wirkt, dann müssen wir für sie überlegen, ehe wir es veröffentlichen. All diese Portraits sind geschönte Portraits, um sie zu schützen. Nun haben wir nicht alles bekommen, zum Beispiel waren wir nicht bei Ehekrächen dabei. Manchmal erzählen sie uns davon. Aber wir haben versucht, den guten Mittelweg zu finden, zwischen dem, was das Leben wirklich ausmacht und dem, was wir haben kriegen können. Es ist auch eine Dokumentation der verpassten Gelegenheiten oder der Zurückhaltung, wenn wir gesagt haben: Das nicht. Mit einem Vertrag ist eine Anerken-

nung verbunden. Es wurden keine erheblichen Honorare ausgeschüttet, in der DDR machte man so etwas ehrenamtlich.

B.J.: Wir können denen ihr Leben sowieso nicht abkaufen. Das geht ja nicht.

H.H.: *Sie kennen sicherlich den Satz, der mir öfters durch den Kopf ging, als ich all diese Filme gesehen habe und den ich Ihnen jetzt gerne noch zuraunen möchte und der von Ingeborg Bachmann stammt: „Die Geschichte lehrt, hat aber keine Schüler." Sie sind sehr optimistische Menschen, sonst hätten Sie dieses Projekt nicht machen können. Was haben Sie oder was haben Ihnen die Kinder von Golzow gelehrt?*

W.J.: Solche Art Film ist ein Reifeprozess. Als ich anfing, war ich 26 Jahre. Damals habe ich daran geglaubt, dass im Jahr 2000 Sozialismus sein wird und wir in das Kommunistische Zeitalter übergehen. Es war alles zu erreichen. Gagarin war am Himmel, wieso sollte da nicht einer aus Golzow Kosmonaut werden?! Wenn ich das nicht glaubte, dann glaubte das mal einer aus Kasachstan, der uns nachts anrief und fragte, ob der Sigmund Jähn, der erste Kosmonaut der DDR, aus dieser Schulklasse käme. Das fand ich schon ehrenhaft. So waren auch die Ansprüche an das Projekt: Dass es etwas ganz Großes wird. Doch wir haben bald erkannt, dass das Leben stärker ist. Es wiederholen sich viele Lebensläufe so, wie die Familie sie vorgibt. Wenn der Vater Zimmermann war, wird der Sohn wahrscheinlich auch wieder Zimmermann. Einige sind anders geworden, sind Elektronikfacharbeiter geworden oder Chemiewerkler, was es in dem Landwirtschaftsbezirk Frankfurt/Oder bis dahin gar nicht gab. Aber viele haben das Angebot nicht angenommen, zehn Jahre zur Schule zu gehen. Es ist alles viel banaler gelaufen, und wir mussten ständig zurückstecken. Das äußerte sich am Ende auch in den Fragen, die ich ihnen stellen konnte. Vieles ging über sie hinaus. Ehe ich einsah, dass ich nichts weiter bin als Chronist und abzubilden habe, was auch immer da zu sehen ist, ehe ich vom Wunschdenken Abschied nahm, sind Jahre vergangen. Inzwischen bin ich ganz froh, dass wir doch so viele Jahre und Jahrzehnte durchgehalten haben, dass wir mit dem, was wir hier bieten, einen Kontrast bieten zu dem, was normalerweise Unterhaltung und Information ist im Fernsehen. Barbara hat es gesagt: Die DDR bestand nicht nur aus Widerständlern und Stasi. Wir liegen hier in der millionenfachen Mitte mit ganz alltäglichen Geschichten, die niemanden interessiert hätten, wenn wir sie nicht über die Jahre hin festgehalten hätten. Die Momentaufnahme ist hier auch nichts Interessantes. Doch wenn sie sehen, wie ein Mensch wird, wie er sich ändert oder sich gleich bleibt, dann ist das doch ein Dokument, das fasziniert – sagt man uns. Jedes Mal, wenn wir vom Drehen heimkamen, dachten wir: „Ach, das war doch keine Szene, was willst du denn damit? Was hast du denn schon gesehen, was hast du erfahren?" Dann bleibt die Szene liegen und ruht zehn Jahre und dann setzt sie sich am Schneidetisch in Beziehung zu anderen Dingen und schon ist da etwas, leuchtet etwas auf. Wenn man in zwei Stunden diesen Zeitraffereffekt hat durchs Leben, dann erzählt man in einer anderen Dimension. Das

wird uns gedankt. Plötzlich merke ich – und das ist das, was ich gelernt habe – dass jeder Mensch einen Film wert ist, wenigstens im Dokumentarfilm. Die Spielfilmleute müssen anders denken. Aber ich glaube, dass ein Wert in dieser Dokumentation liegt.

Es gab viele Irrtümer in der Haltung gegenüber unserem Projekt. Das merken wir, wenn wir auf Festivals sind an dieser und jener Kritik. Die *taz* hat jahrelang nicht geglaubt, dass das alles stimmt. Erst schrieben sie: „Golzow als Truman-Show". Dann haben sie einen Reporter nach Golzow geschickt und als der wiederkam, schrieb er einen ganz anderen Artikel. Er hätte sich erkundigt und die Leute, die lebten wirklich und dächten auch wirklich so. Das stimmte schon. Plötzlich wurde das eine ganz liebe Zeitung für uns. So etwas erleben wir auch. Aber es gibt zwischen den vielen begeisterten Äußerungen von Zuschauern auch andere. In einer E-Mail stand: „Das ist schlimmer als 100 Tage Big Brother" und ich solle mich schämen, dass ich so etwas mache. Wir müssen schon einiges aushalten, das ist klar. Aber ich denke doch, dass wir jetzt ungefähr wissen, wo die Mittellinie der Urteile liegt. Es gibt ein großes und wachsendes Interesse auch bei der jüngeren Generation der DDR, die nicht mehr weiß, was DDR ist – oder war. Und insofern hinterlassen wir eine Auskunft, die auch weiterhin interessieren wird. Das Interesse wächst.

H.H.: *Vielen Dank, Barbara und Winfried Junge, dass Sie hier waren. Vielen Dank vor allem, dass Sie so gut zugehört haben in all den Jahren.*

Verspätete Antwort auf die beliebteste der Fragen…

Kathrin Schmidt, Berlin

Das ist sie wieder, die Frage. Diesmal kommt sie aus einem dunkelroten Mund in einem hellroten Gesicht, laut und deutlich, gesprochen in einem sächsischen Dialekt. Vor etwa fünf Wochen kam sie aus einem leuchtend roten Mund in blassem Gesicht, das Bayrische war nicht zu überhören. Sie liebt diese Frage nicht, was aber nichts daran ändert, dass sie die beliebteste ist, mit der man AutorInnen, die bereits vor 1989 in der DDR veröffentlicht haben, konfrontiert:

Wie hat sich Ihr Schreiben durch die Wende verändert?

Mal ehrlich: Junge Leute fragen so was nicht. Junge Leute kommen aber auch selten zu Lesungen nicht mehr ganz so junger, mittelalter oder älterer Autoren, was schade, aber nicht zu ändern ist. Man ist unter sich, im älteren Semester, unter seinesgleichen, was der Frage einige Brisanz gibt. Meist hofft man nämlich, sich mit der Autorin verschwistern zu können, indem man in ihr eine Gleichgesinnte findet, die die Vorwendezeit verdammt und auf die ungeahnten Möglichkeiten nach dem Aufschluss aller Grenzen zu sprechen kommt. Wer das anders sieht, fragt in aller Regel so nicht, sondern kommt eher hinterher mit in die Kneipe, um nach dem dritten Bier die Marktmechanismen zu geißeln. Natürlich unterstellt man der Autorin in diesem Fall, die Wende hätte keine ernstzunehmenden Auswirkungen auf ihr Schreiben gehabt. Die Frage zielt also zunächst auf eine ideologische Entblößung ab, die die Autorin zu leisten hat. Aber: Sie ist die falsche Adresse.

Sie wird nämlich scheuen vor dieser Frage, die eine für germanistische Analytiker ist. Sie wird demzufolge sagen, dass das andere zu beurteilen haben, dass „die Wende“ das falsche Wort ist oder dass sie jetzt aber doch lieber einen trinken ge-

hen würde. Aber dann wird, nach dem dritten Bier, der Marktmechanismus aufgefahren… Also verabschiedet sie sich und geht ins Hotel.

Dort liegt sie noch lange wach. Die Frage, die beliebteste, geht ihr nach. Es ist ein langwieriges Unterfangen, sie zu beantworten, das kann sie nicht aus dem Hut oder aus dem Ärmel schütteln. Außerdem – ist sie nicht, wie jeder Mensch, ein Sonderfall? Natürlich!

Wie sieht es also aus?

Sie erinnert sich…

Im Jahre 1986 hat sie begonnen, einen Roman zu schreiben. Die ersten dreißig Seiten reicht sie auf Bitten ihrer Lektorin beim Verlag ein. Der Cheflektor trifft sich Anfang 1987 mit ihr, die Lektorin ist auch dabei.

Ein interessantes Projekt!, sagt der Cheflektor.

Dafür könnte sie doch eigentlich eine Förderung durch den Darmstädter Literaturfonds beantragen, oder?, fragt die Lektorin.

Nanana, so schnell schießen aber die Preußen nicht, meint der Cheflektor.

Vom Deutschen Literaturfonds hat sie noch nichts gehört.

Er fördert Schriftsteller für ein Jahr mit monatlich 1500 DM, wenn sie ein ernstzunehmendes Projekt in Angriff genommen haben, das sich womöglich als nicht marktkonform erweisen wird, antwortet die Lektorin.

D-Mark? In West?, fragt die Frau Schmidt ungläubig.

Nanana, so wird das aber nichts hier, die Frau Schmidt wird doch anderweitig in Lohn und Brot stehen, oder?

Eben nicht. Die Frau Schmidt ist 1985 im Sommer nach Berlin gezogen. Weil sie ihr drittes Kind geboren hat, bekam sie bis zum Sommer 1986 ihr volles Gehalt von der Arbeitsstelle in Rüdersdorf. Dort hat sie vorher gewohnt. Weil sie aber keine Fahrerlaubnis hat und schon gar kein Auto, kann sie dort nicht weiterarbeiten. Die Frau Schmidt hat deshalb im Herbst 1986 einen Sonderkurs am Leipziger Literaturinstitut begonnen. Damit ist sie fein raus, denn sie bekommt ein Stipendium von monatlich 500 Mark der DDR. Das reicht allemal. Dafür muss sie monatlich eine Woche in Leipzig verbringen und sich Vorlesungen anhören zur Mikrobiologie, zur Sozialistischen Landwirtschaft, zur Jugendforschung und zur Sowjetliteratur. Dieser Sonderkurs dauert aber nur ein Jahr, also bis zum Sommer 1987. Und dann?

Tja, dann muss sie eine Arbeit bekommen, sagt der Cheflektor.

Aber sie hat doch so ein interessantes Buchprojekt!, sagt die Lektorin, *da muss sie doch weiter dran arbeiten! Da darf sie doch nicht ihre Zeit in Lohnarbeit vertun, bei so einem Talent!*

Der Cheflektor räuspert sich.

Schweigt.

Spricht dann vom Exposé. Der Roman handelt von einer jungen Frau, die im Jahr 1976 „diesseits der 1949 anscheinend endgültig befestigten Grenze" mit ihrer Urgroßmutter Reisen in die familiäre Vergangenheit unternimmt. Auf einer imaginären Leinwand spielt sich „Die Gunnar-Lennefsen-Expedition" ab. Die Familie hat

eine ostpreußische Vergangenheit, etwas, was man in der DDR noch nicht laut so sagen darf, aber auch nicht mehr so leise sagen muss, dass es niemand hört. Manche dürfen es schon hören. Elisabeth Schulz-Semrau hat 1984 ein Buch über Königsberg herausgebracht, das zwar nicht den Namen Königsberg im Titel führen darf, aber „Suche nach Karalautschi" heißt. Karalautschi ist der litauische Name für Königsberg.

Im Exposé ist von Flucht die Rede und von Neuansiedlung im Osten, aber auch im Westen Deutschlands, die Familie teilt sich, die Fäden bleiben verstrickt. Zum Ende hin soll die junge Frau mit einem Ballon aufsteigen. Wohin? Davon ist nicht die Rede. Aber der Cheflektor sagt, dass das, *natürlich!,* nicht geht, aber es sei ja noch weit bis dahin, *da wird der Frau Schmidt schon noch etwas anderes einfallen, nicht wahr?*

Frau Schmidt denkt nicht daran, etwas am Exposé zu ändern. Das sagt sie aber nicht, sondern schweigt. Der Cheflektor bietet ihr tausend Mark der DDR als Option auf den Roman, *und das mit dem Literaturfonds, das lassen wir mal schön, nicht?*

Frau Schmidt lässt in der Tat die Sache mit dem Literaturfonds. Sie weiß gar nicht, wie sie das Geld beantragen müsste. Außerdem denkt sie, dass sowieso kein Brief von ihr, noch dazu in der erforderlichen A4-Größe, die im Jahre 1949 anscheinend endgültig befestigte Grenze passieren kann. Sie beschließt, das Ganze als Scherz ihrer Lektorin zu verbuchen.

Im Sommer 1987, der Sonderkurs ist leider zu Ende, geht sie wieder auf Arbeitssuche. Ab November ist sie angestellt in einer Marzahner Poliklinik, in der Abteilung Kinder-und-Jugend-Gesundheitsschutz. Im Juni 1988 wird ihr viertes Kind geboren. An den Roman ist unter diesen Umständen nicht zu denken. Nach dem Abstillen des Kindes geht sie ab Januar 1989 wieder voll arbeiten, ihr Mann bleibt ein Jahr lang zu Hause mit dem Kleinen. Gerade ist er aus *der Partei* ausgetreten und hat die Gewerkschaftsleitung abgegeben. So kriegt er nicht so viel ab – er hat es sich verdient.

Das Jahr vergeht schnell.

Der '89er Herbst findet sie politisch. Sie sitzt zum Beispiel für die Vereinigte Linke am Runden Tisch Berlins. An Roman nicht zu denken. Die Berufsarbeit kollidiert mit der am Runden Tisch, zu der man sie mit einem großen schwarzen Auto in Marzahn abholt. Das ist ihr unangenehm. Sie denkt daran, für zwölf oder sechzehn Wochen unbezahlten Urlaub zu nehmen. Sie bekommt ihn natürlich nicht. Also kündigt sie erst einmal.

Die völlig unerwartete Wiedervereinigung gerät schneller auf die Agenda, als sie ihre Pläne für dieses Stückchen Deutschland erarbeiten könnten. Sie fühlen sich im Strudel, im Mahlstrom der Ereignisse. An deren vorläufigem Ende ist aber an einen Wiedereinstieg in den Beruf nicht zu denken! Also arbeitet sie als Redakteurin einer Frauenzeitschrift, als ABM-Kraft in einem Institut für Sozialforschung und zu guter Letzt beim Janus e.V., einer Gründung der Ostberliners Gerhard

Wolf, der experimentelle Literatur fördern und pflegen will und dem ein Verein zur Beantragung von ABM-Stellen und Geldern empfohlen worden war. „Ihr" Verlag wird insolvent. Im November 1994, sie hat den Vertrag für den 1995 bei Suhrkamp geplanten Lyrikband in der Tasche, wagt sie es endlich, sich freischaffend zu machen, denn jetzt kommt es wirklich, das Stipendium des Deutschen Literaturfonds e.V. Zwar nicht für den Roman, aber für den Gedichtband. Als der erschienen ist, kramt sie die 30 Romanseiten von 1986 hervor und ergänzt sie um weitere 400 Seiten, wobei anzumerken ist, dass die ersten 30 in der Tat unverändert übernommen werden. Das ist ein schönes Bild für die Kontinuität, finden Sie nicht?

Nun sind 400 Seiten etwas anderes als 30, werden Sie sagen, und wer weiß, inwieweit das Exposé dann doch geändert wurde… Das Exposé? Ach ja, das hatte es ja gegeben! Nun, das spielt keine Rolle mehr, denn jetzt gibt sie ihrem Affen Zucker, die Frau Schmidt. Sie schreibt über das Jahr 1976, aber natürlich mit anderem Blick als 1986. Wolf Biermann kann sie frei zitieren, und ihre Kenntnisse von Königsberg sind andere als 1986. Damals hatte sie einen alten Stadtplan besessen, den sie ausgerechnet im Schriftstellerheim Petzow bei Potsdam, einer alten Marika-Rökk-Villa, aus einem Brockhaus von 1927 fotokopiert hatte. Anhand dessen hatte sie Entfernungen berechnet und in Zeit übersetzt. Nun aber hat sie zahllose Erinnerungen alter Königsberger Bürger gelesen, Soldatenberichte über das Schlachtgeschehen um Königsberg, hat alles aufgesogen, was ihr vor 1989 nicht zugänglich gewesen wäre. Insofern verändern sich natürlich die Voraussetzungen des Schreibens. Die Quellen der Recherche sind leichter zugänglich, der Roman kann so viel genauer und faktensicherer werden. Er kann, um es einfacher zu sagen, so geschrieben werden, wie es sich die Frau Schmidt schon 1986 vorgestellt hat.

Also doch Kontinuität? Ja, natürlich, aber „die Wende" liefert Grundlagen, die der Roman in der DDR nie gehabt hätte. Kontinuität also in dialektischer Aufhebung…

Nun wird es aber Zeit, es im Rückblick zuzugeben: Ohne die Ereignisse von 1989 hätte sie ihren ersten Roman wohl kaum oder sehr viel später geschrieben. Als Rentnerin? Nun ja, wer weiß… Sie jedenfalls weiß, dass sie (erstens) mit vier kleinen Kindern nicht gewusst hätte, wovon sie als Schreibende leben soll. Die freiberufliche Arbeit wäre auf sehr niedrigem Lebensniveau als Single wahrscheinlich möglich gewesen, aber nicht unter den gewählten Lebensumständen. Sie hätte in Lohn und Brot bleiben müssen. Aber wenn man vier Kinder hat, ist es schlechterdings unmöglich, nach Arbeitsschluss Kraft für einen Roman aufzubringen. Auch unter den Bedingungen der BRD traute sie sich ja vier Jahre lang nicht zu, freiberuflich zu arbeiten! Erst das Stipendium brachte sie dazu, es zu tun. Jenes Stipendium, das ihr fast zehn Jahre früher von ihrer Lektorin frank und frei empfohlen worden war, als kleiner Scherz. So gut ging es ihr damit, dass sie gleich noch ein fünftes Kind bekam. Es kam im Dezember 1996 zur Welt und war immer dabei, als der Roman in die letzte Runde ging. Ein liebes Kind war der kleine Sohn, un-

kompliziert und tagesschläfrig. Als er ein Jahr alt war, wurde der Roman fertig. Und (zweitens): Selbst wenn sie ihn unter DDR-Umständen geschrieben hätte – er hätte keine Chance auf eine Veröffentlichung gehabt. Natürlich hätte sie die Ballonfahrt am Ende nicht abgewandelt in eine mit Boot oder Auto, und auch anderen Änderungswünschen gegenüber wäre sie hart geblieben. Das kannte sie schon von ihrem Gedichtband, in dem als Auslieferungsjahr 1987 steht. Er kam erst 1988 auf den kleinen sozialistischen Markt, weil er so lange auf Halde gelegen hatte – sie hatte sich widersetzt, bis die Hauptverwaltung Verlage einlenkte und der Auslieferung zustimmte.

Soll sie ein Fazit all dessen ziehen, so würde sie sagen:

In ihrem persönlichen Fall verquickten sich äußere und innere Umstände auf's Glücklichste… Sie hatte eine viel zu große Idee. Einerseits für die kleine DDR, andererseits aber auch für sie persönlich, die sie damals mit vier Kindern vollberufstätige Mutter war. Indessen war die Idee groß genug, die Veränderung der politischen Großwetterlage und der persönlichen Voraussetzungen abzuwarten. Zehn Jahre lang konnte sie reifen, sich um- und umdrehen, sich häuten und doch ganz bei sich bleiben. So ist es vielleicht verständlich, dass die Autorin die Kontinuität ebenso empfindet wie den Bruch, die Stetigkeit ebenso wie die Divergenz der Möglichkeiten. Sie ist froh, dass sie abgewartet und den Roman nie beerdigt, ihn aber auch nicht früher als möglich forciert hat. Ihr Leben war es, das so und nicht anders verlief.

Auf die Schnelle hätte sie das keinem Menschen erklären können.

Zufrieden dreht sie sich um.

Morgen ist auch noch ein Tag.

Die Referentinnen und Referenten

zusammengestellt von Irmy Schweiger

Michael Braun wurde 1958 in Hauenstein/Pfalz geboren, studierte Germanistik und Philosophie und lebt heute als Literaturkritiker in Heidelberg. Zusammen mit Hans Thill ist er Herausgeber der Anthologien *Punktzeit. Deutschsprachige Lyrik der achtziger Jahre* (1987) und *Das verlorene Alphabet. Deutschsprachige Lyrik der neunziger Jahre* (1998), beide erscheinen im Heidelberger Verlag Das Wunderhorn. Dort erschienen 2002 auch seine Essays *Der zertrümmerte Orpheus. Über Dichtung*. Michael Braun ist verantwortlich für die Auswahl und Kommentierung des *Deutschlandfunk-Lyrik-Kalenders*. Bekannt ist Michael Braun auch als Moderator u.a. beim Poesiefestival Berlin oder beim Erlanger Poetenfest.

Werkauswahl:

Deutschlandfunk-Lyrik-Kalender. Heidelberg: Das Wunderhorn, 2007.

Der zertrümmerte Orpheus, Über Dichtung. Heidelberg: Das Wunderhorn, 2002.

Das verlorene Alphabet, Deutschsprachige Lyrik der 90er Jahre. Heidelberg: Das Wunderhorn, 1998.

Jahrbuch der Lyrik 1996/97. Zusammen mit Christoph Buchwald und Michael Buselmeier. München: C.H. Beck Verlag.

Punktzeit. Deutschsprachige Lyrik der achtziger Jahre. Zusammen mit Hans Thill, Heidelberg: Das Wunderhorn, 1987.

Der poetische Augenblick Essays zur Gegenwartsliteratur. Vis-à-vis, 1986.

Prof. Dr. Wolfgang Emmerich wurde 1941 geboren. Nach dem Studium der Fächer Germanistik, Geschichte, Philosophie und deutsche Volkskunde an den Universitäten Freiburg im Breisgau, Köln und Tübingen promovierte er 1968 in Germanistik und Volkskunde. Seit 1978 ist Wolfgang Emmerich Professor für Neuere deutsche Literatur und Kulturwissenschaft an der Universität Bremen und nunmehr im Ruhestand. Als Gastprofessor hielt sich Emmerich mehrfach in den USA, Frankreich und Italien auf. Seit 1989 war er Leiter des auf seine Initiative hin gegründeten Instituts für kulturwissenschaftliche Deutschlandstudien an der Universität Bremen.

Es ist vor allem die *Kleine Literaturgeschichte der DDR*, die mit dem Namen Emmerich verbunden ist und die für jeden, der sich auch nur ansatzweise mit Schriftstellern, für deren Biographien und Schreiben die Erfahrung DDR eine Rolle spielt, auseinandersetzt, zum unentbehrlichen Handbuch geworden ist. Aus seiner dezidierten Beschäftigung u.a. mit NS-Zeit und Exil, der Literatur der DDR und Ostidentitäten, dem Status der Intellektuellen und Arbeiterlebensläufen sowie aus seinen Studien zur Mythenrezeption und Mythostheorie (insbesondere zu „Mythenkorrekturen") sind zahlreiche Vorträge und Veröffentlichungen hervorgegangen. Darüber hinaus gilt Emmerichs Interesse vor allem der Wissenschafts- und Ideologiegeschichte der Germanistik sowie Konzepten der Kulturphilosophie und Kulturtheorie.

Werkauswahl:

Gottfried Benn. Reinbek bei Hamburg: rowohlts monographien, 2006.

Die deutsche Literatur – 12 Jahre nach der Vereinigung. Das literarische Feld im Nach-Wende-Deutschland. In: *Koreanische Zeitschrift für Germanistik*, Seoul 2003.

Übergriff und Menschenwürde. Autoren der mittleren Generation zwischen Stasi-Kooperation und Verweigerung. In: Huberth, Franz (Hg.) *Die Stasi in der deutschen Literatur*. Tübingen: Verlag Attempto, 2003, 87-110.

Zur Genealogie der DDR-Moral und ihrem (fast) spurlosen Verschwinden. In: Cambi, Fabrizio und Alessandro Fabrini. (Hg.) (2002): *Zehn Jahre nachher. Poetische Identität und Geschichte in der deutschen Literatur nach der Vereinigung.* Trento: Editrice Università degli Studi di Trento, 179-203.

Deutsche Intellektuelle: was nun? Zum Funktionswandel der (ostdeutschen) literarischen Intelligenz zwischen 1945 und 1995. In: McFalls, Laurence und Lothar Probst. (Hg.) (2001): *After the GDR. New Perspectives on the Old GDR and the Young Länder*. Amsterdam/ Atlanta: Rodopi, 3-27.

Paul Celan. Reinbek bei Hamburg: rowohlts monographien, 1999.

Versungen und vertan? Rückblicke auf 40 Jahre DDR-Literatur und Geschichtsschreibung der DDR-Literatur. In: *Oxford German Studies* 27 (1998), 141-168.

Der neue Staat und die Intellektuellen. Die deutschen Schriftsteller – sieben Jahre nach der Wende. In: Möbius, Regine (Hg.) *Auf dem endlosen Weg zum Haus des Nachbarn*. Göttingen: Steidl, 98-111.

Selektive Erinnerung. Selbstbegründungsmythen der literarischen Intelligenz in Ost und West nach 1945. In: Hastedt, Heiner und Peter Berger (Hg.) (1997): *Orientierung – Gesellschaft – Erinnerung.* (= Rostocker Philosophische Manuskripte N.F., Heft 4). Rostock: Universität, 95-114.

Kleine Literaturgeschichte der DDR. Erweiterte Neuauflage. Leipzig: KiWi, 1996.

Die Technik und die Kehre. Affirmation, Protest und Regression im Technikdiskurs der DDR. In: Emmerich, Wolfgang und Carl Wege (Hg.) (1995): *Der Technik-Diskurs in der Hitler-Stalin-Ära.* Stuttgart/Weimar: Metzler, 231-254.

Dr. Klaus Finke ist LfbA und wissenschaftlicher Mitarbeiter der Arbeitsstelle DEFA-Filme als Quellen zur Politik und Kultur der DDR am Institut für Politikwissenschaft der Universität Oldenburg. Klaus Finke hat in Göttingen, Berlin und Oldenburg Politikwissenschaft, Geschichte und Philosophie studiert. Sein derzeitiger Arbeitsschwerpunkt ist die Aufarbeitung der SED-Diktatur; er hat zahlreiche Veröffentlichungen zum DEFA-Film vorgelegt. Die Arbeitstelle DEFA-Filme als Quellen zur Politik und Kultur der DDR widmet sich der wissenschaftlichen Aufarbeitung von Medien aus der ehemaligen DDR. Dazu untersucht sie die DEFA-Sammlung der Universitätsbibliothek Oldenburg, in der neben 770 Filmkopien mehrere tausend Filmprogramme, -plakate und Drehbücher archiviert sind. Die Arbeitstelle untersucht die Spuren des untergegangenen Realsozialismus medien- und sozialwissenschaftlich. Die Filmdokumente dienen den Wissenschaftlern als Fenster zur „fremden Welt" der DDR. Ihr Ziel ist es, sich durch hermeneutische Untersuchung des „Repräsentationsmediums Film" den Sinnstrukturen der DDR-Lebenswelt zu nähern.

Werkauswahl:

(Hg.) *DEFA-Film als nationales Kulturerbe?* (= Beiträge zur Film- und Fernsehwissenschaft Nr. 58) Berlin: Vistas Verlag, 2001

Utopie und Heimat. Peter Kahanes Film 'Die Architekten'. In: Finke, Klaus (Hg.) (2001): *DEFA-Film als nationales Kulturerbe?* a.a.O., 53-62.

DEFA-Film als nationales Kulturerbe? Thesen zum DEFA-Film und seiner wissenschaftlichen Aufarbeitung. In: Finke, Klaus (Hg.) (2001): *DEFA-Film als nationales Kulturerbe?,* a.a.O., 93-108.

Entscheidung für die 'Heimat des Neuen': das Beispiel 'Der geteilte Himmel'. In: *Heimat in DDR-Medien.* Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung (Schriftenreihe Medienberatung), 1998: 8, 26-37.

Politik und Film in der DDR. Zum heroischen Selbstbild des Kommunismus im DEFA-Film. 2 Bde. zus. 989 S. Oldenburg: BIS-Verlag, 2007.

Evidenz der reinen Idee: die Arbeiterklasse im DEFA-Film. In: Zimmermann, P. und Moldenhauer, Gebhard (Hg.) (2000): *Der geteilte Himmel. Arbeit, Alltag und Geschichte im ost- und westdeutschen Film.* Konstanz: UVK-Verlagsgesellschaft, 219-253.

Dr. Manfred W. Hellmann gilt als Nestor der deutsch-deutschen Sprachforschung. Der inzwischen emeritierte Sprachwissenschaftler hat sich am Mannheimer Institut für Deutsche Sprache (IDS) seit Jahrzehnten mit der Sprache und Kommunikation in und zwischen Ost und West befasst und dies in zahlreichen Beiträgen und Büchern dokumentiert. Für ihn ist diese Auseinandersetzung ein Weg, westdeutsche Vorurteile über die DDR und Ostdeutschland zu „knacken", für gegenseitiges Verständnis zu werben und Informationen zu vermitteln.

In seinen polito-linguistischen Untersuchungen zeigte Hellmann u. a., dass der Ostdeutsche in seiner ‚Resozialisierung' zum Bundesbürger innerhalb der ersten fünf Jahre des wiedervereinigten Deutschlands zwischen 1500 und 3000 West-Wörter lernen musste, der „Wessi" hingegen brachte es gerade mal auf ein Dutzend Ost-Wörter. Da nach 1991 22 Kollegen vom Ostberliner „Zentralinstitut für Sprachwissenschaft" in das Mannheimer IDS einzogen, hatte Hellmann fortan Gelegenheit, in der Zusammenarbeit mit Ostdeutschen seine linguistischen Untersuchungen zu vertiefen und fortzuschreiben, zum Beispiel für sein „Wende-Wörterbuch" (2006 als CD-ROM erschienen).

Werkauswahl:

Wörter in Texten der Wendezeit. Ein Wörterbuch zum 'Wendekorpus' des IDS. Mai 1989 bis Ende 1990. CD-ROM und Begleitband (Einführende Texte und Begleitdokumente des Autors. Mit Anmerkungen und zusätzlichen Registern der amades-Redaktion). Mannheim: amades 1/04, 2006. (Unter Mitwirkung von Pantelis Nikitopoulos und Christoph Melk.)

'Zum Geburtstag unserer Republik' – Eine Untersuchung zum Wortfeld des 40. Jahrestages der DDR aus Anlass eines 65. Jahrestages. In: Steffens, Doris (Hg.)

(2005): Wortschatzeinheiten. Aspekte ihrer (Be)schreibung. Dieter Herberg zum 65. Geburtstag. Mannheim: amades, 181-199.

Forschung zu Sprache und Kommunikation in Deutschland Ost und West – Was bleibt noch zu tun? Ein Überblick. In: Wengeler, Martin (Hg.) (2003): Deutsche Sprachgeschichte nach 1945. Diskurs- und kulturgeschichtliche Perspektiven. Beiträge zu einer Tagung anlässlich der Emeritierung Georg Stötzels. Hildesheim/Zürich/New York: Olms, 364-392.

Divergenz und Konvergenz – Sprachlich-kommunikative Folgen der staatlichen Trennung und Vereinigung Deutschlands. In: Eichhoff-Cyrus, Karin und Rudolf Hoberg. (Hg.) Die deutsche Sprache zur Jahrtausendwende – Sprachkultur oder Sprachverfall. Wiesbaden: Gesellschaft für deutsche Sprache, und Mannheim: Dudenverlag, 247-275.

Wende-Bibliografie. Literatur und Nachschlagewerke zu Sprache und Kommunikation im geteilten und vereinigten Deutschland ab Januar 1990. Mannheim: amades 1/1999, 1999.

'Wörter in Texten der Wendezeit' 1989/90 – Ein Wörterbuch zur lexikographischen Erschließung des 'Wendekorpus'. In: Sociolinguistics 4, Sofia, 1-39.

'Durch die gemeinsame Sprache getrennt' – Zu Sprache und Kommunikation in Deutschland seit der Wende 1989/90. In: Bäcker, I. (Hg.) (1998): Das Wort. Germanistisches Jahrbuch. Bonn (DAAD), 51-69.

Wörter der Wendezeit – Dokumentarisch-lexikographische Erschließung des Wendekorpus. In: Sprachreport (IDS) 3/95, (1995), 14-16.

Ostdeutsch - Westdeutsch im Kontakt – Brücke oder Schranke der Verständigung? In: Terminologie et Traduction (Kommission der Europäischen Gemeinschaft – Übersetzungsdienst – Luxemburg), Nr. 1 (1994), 105-138.

Die Leipziger Volkszeitung vom 27. 10. 1989 – eine Zeitung im Umbruch. In: Muttersprache (Themenheft Sprache nach der Wende) 103/3 (1993), 186-218.

DDR-Sprachgebrauch nach der Wende – eine erste Bestandsaufnahme. In: Muttersprache 100/ 2-3 (1990), 266-286.

Dr. phil. Gunter Holzweißig wurde 1939 in Aue/Sachsen geboren. Von 1967 bis 1970 war er im Mitarbeiterstab der *Dokumente zur Deutschlandpolitik* und anschließend Referatsleiter für Politik und Zeitgeschichte am *Gesamtdeutschen Institut* in Bonn, das 1991 aufgelöst wurde. 1979 bis 1981 wurde er für die Arbeit am *Forschungsinstitut der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik* in Bonn freigestellt. 1982 erfolgte seine Ernennung zum Abteilungs- und Dienststellenleiter des *Gesamtdeutschen Instituts* in Berlin. Von 1992 bis 2004 war Holzweißig Historiker im *Bundesar-*

chiv Berlin, wo er zunächst als Stellvertretender Leiter des Aufbaustabs bei der *Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisation der DDR* und anschließend als Leiter der Projektgruppe „Dokumentation der DDR-Realität“ tätig war. Holzweißig war Mitherausgeber und Mitautor der im Auftrage des Bundesinnenministeriums erstellten Reihe *Die DDR am Ende des realen Sozialismus* und hatte zusätzlich von 1994-1998 einen Lehrauftrag an der Universität Leipzig inne.

Der Historiker und Publizist ist Herausgeber und Bearbeiter von zahlreichen einschlägigen Dokumentationen sowie Verfasser von Beiträgen für wissenschaftliche Zeitschriften und Sammelbände, Zeitungen und den Deutschlandfunk zur DDR-Geschichte bzw. zu deren Medien-, Militär- und Sportpolitik. Weiterhin arbeitet er als Gutachter für die beiden Enquete-Kommissionen des Deutschen Bundestages zur Aufarbeitung der SED-Diktatur, die *Volkswagenstiftung* und das *Bundesinstitut für Sportwissenschaft*.

Werkauswahl:

Quellenkundliche Anmerkungen zur DDR-Historiografie. Koblenz: Materialien aus dem Bundesarchiv, 2006.

Die schärfste Waffe der Partei. Eine Mediengeschichte der DDR. Köln/Weimar/Wien: Böhlau Verlag 2002.

Zensur ohne Zensor. Die SED-Informationsdiktatur. Bonn: Bouvier Verlag 1997.

Sport und Politik in der DDR. Berlin: Verlag Gebr. Holzapfel, 1988.

Militärwesen in der DDR. Berlin: Verlag Gebr. Holzapfel, 1985.

Massenmedien in der DDR. Berlin: Verlag Gebr. Holzapfel, 1983. (Zweite, völlig überarbeitete Auflage 1989).

Diplomatie im Trainingsanzug. Sport als politisches Instrument der DDR in den innerdeutschen und internationalen Beziehungen. München/Wien: R. Oldenbourg Verlag, 1981.

Hauke Hückstädt wurde 1969 in Schwedt/Oder geboren und ist dort aufgewachsen. Im Jahre 1984 reiste er in die BRD aus. Nach dem Studium der Germanistik und Geschichte in Hannover war er dort in der Leitung des Literarischen Salons tätig. Seit 2001 lebt Hauke Hückstädt als Autor und Kritiker in Göttingen. Dort ist er Geschäfts- und Programmleiter des *Literarischen Zentrums*, „der Ort für Literatur in Göttingen“, der „alle Bereiche zeitgenössischer Kultur auf ein und dasselbe Podium“ bringt (www.lit-zentrum-goe.de).

Hauke Hückstädt veröffentlicht Gedichte, Kritiken und Essays in Zeitungen, Zeitschriften und Anthologien (Frankfurter Rundschau, Tagesspiegel, Die Zeit, Literaturen, Akzente, Jahrbuch der Lyrik, Süddeutsche Zeitung, Die Welt u.a.).

Zuletzt in Michael Hofmann (Hg.) *The Faber Book of 20th Century German Poems*, faber & faber 2005 sowie (ders.) *Twentieth-Century German Poetry*, Farrar, Strauss & Giroux 2006. Im Jahre 2006 wurde Hauke Hückstädt mit dem Stipendium des Autoren-Förderprogramms der Stiftung Niedersachsen ausgezeichnet. Er ist der erste Autor, der im Rahmen des Projektes *Kulturen im Kontakt – Artists in Residence* des deutsch-chinesischen Instituts für Interkulturelle Germanistik und Kulturvergleich (Göttingen und Nanjing) zu einem vierwöchigen Aufenthalt nach Nanjing reiste.

Werkauswahl:

Constantine, David: Etwas für die Geister. Gedichte, zweisprachig. Aus dem Englischen von Johanna Dehnerdt und Hauke Hückstädt. Göttingen: Wallstein Verlag 2007.

Literatur und Literaten in Göttingen – Aufenthalte schöner Gegenwart nach 1945. In: Grubmüller, Klaus (Hg.) (2004): *1050 Jahre Göttingen – Streiflichter auf die Göttinger Stadtgeschichte.* Göttingen: Wallstein Verlag.

Die Metropole im Kopf oder begehbare Feuilletons. In: Böhm, Thomas (Hg.) (2003): *Auf kurze Distanz. Die Autorenlesung: O-Töne, Geschichten, Ideen.* Berlin: Tropen Verlag.

Neue Heiterkeit. Gedichte. Springe: zu Klampen Verlag, 2001.

Matrjochkaschritt. Gedichte. Bergen: Eric van der Wal-Verlag.

Herausgaben:

Dominik Graf – Verstörung im Kino. Ein Gespräch, mit einem Vorwort von Peter Körte. Wehrhahn Verlag, 1998.

Sujata Bhatt – Nothing is Black, Really Nothing. Gedichte, zweisprachig, aus dem Englischen von Jürgen Dierking, mit einem Nachwort von Adam Zagajewski. Wehrhahn Verlag, 1998.

Das Literarische Zentrum (Eigendarstellung):
Das Literarische Zentrum Göttingen zeigt, dass heute alle Bereiche zeitgenössischer Kultur auf ein und dasselbe Podium gehören. Ein begehbares Feuilleton. Die Metropole ist im Kopf oder nirgends. Dabei steht das Gespräch an erster Stelle. Talkshows mit dem Publikum, frei von Quotendruck. Und das Zentrum im Zentrum bilden so differente Autoren wie Kronauer und Kaminer, Sielaff und Sebald oder Schädlich und Schamoni. Und aus der Welt: Les Murray und Louis Begley, Judith Herzberg und Andrzej Stasiuk, A.L. Kennedy und A.F.Th. van der Heijden oder Inger Christensen und Dorota Maslowska.

Das Zentrum kennt aber auch Universalgelehrte wie Thomas Kapielski, Alexander Kluge und Wolfgang Müller. Und oft treten Filmregisseure ins Zentrum. Unter ihnen Dominik Graf, Rosa von Praunheim, Caroline Link, Andreas Dresen und Christian Petzold. Außerdem Schauspieler wie Martina Gedeck und Dieter Pfaff. Dazu Kritiker wie Michael Braun und Katrin Hillgruber. Oder Cineasten wie Peter Körte und Michael Althen. Querschläger wie Yves Eigenrauch und Mathias Mertens. Musiker wie Jacques Palminger, Inga Humpe, Thomas Meinecke und Francoise Cactus. Theaterschaffende wie Wuttke und Bierbichler. Maler wie Meese und Sowa. Verleger wie Antje Kunstmann und Michael Krüger. Stimmen wie Christian Brückner und Hansi Jochmann. TV-Macher wie Willemsen, Feuerstein, Thadeusz, Luzia Braun und Manfred Eichel. Seit April 2000 ist das Literarische Zentrum das Haus für Literatur in Südniedersachsen und Göttingen. Das Zentrum vernetzt, kooperiert, schließt Lücken, öffnet Türen, baut Fenster und schafft Öffentlichkeit: für Literatur.

Im Rahmen des Alumni-Seminars war das Literarische Zentrum Veranstaltungsort der Lesung mit Kathrin Schmidt und dem Gespräch Hauke Hückstädts mit Winfried und Barbara Jung.

Der Dokumentarfilmregisseur **Winfried Junge** wurde 1935 in Berlin geboren. Er studierte zunächst Germanistik an der Pädagogischen Fakultät der Humboldt-Universität in Berlin. 1954 wechselte er als einer der ersten Studenten an die Deutsche Hochschule für Filmkunst in Potsdam Babelsberg. Sein Studium der Dramaturgie schloss er 1958 mit der theoretischen Arbeit „Einige Probleme der Gestaltung des neuen Helden im DEFA-Dokumentarfilm mit industrieller Thematik" an der Deutschen Hochschule für Filmkunst in Potsdam-Babelsberg ab. Bekannt ist Winfried Junge vor allem durch das in seiner Form weltweit einmalige Langzeitprojekt *Die Kinder von Golzow*, in dem er seit 1961 die Lebensläufe von dreizehn Schülern einer Schulklasse aus dem brandenburgischen Golzow (Oderbruch) verfolgt. Das Projekt, das eigentlich „nur ein kleiner Film über den dörflichen Schulbeginn werden" sollte, wie Holde-Barbara Ulrich in der ZEIT schreibt, sei „schließlich ein monumentales Filmgemälde […], das trotz seiner vielen Grautöne und seines beschaulichen Gleichmaßes das erregende Bild der DDR zeichnete", geworden. Die 19 seither entstandenen und teilweise abendfüllenden Dokumentarfilme sind vor allem Studien des politischen Alltags in der DDR.

Seit 1983 arbeitet seine im Jahre 1943 in Neunhofen (Thüringen) geborene Frau **Barbara Junge** als Schnittmeisterin und spätere Koregisseurin an der Langzeitdokumentation mit. Die Diplomdolmetscherin begann ihre Laufbahn 1969 im DEFA-Dokumentarfilmstudio.

Nach dem Ende der DDR und damit auch der DEFA wird das Golzow-Projekt seit 1995 in Koproduktion mit den Sendern der ARD, vor allem des RBB weitergeführt. Die a jour Film- und Fernsehproduktion GmbH wird Produzent der Filme. 1990 wird Winfried Junge Vizepräsident des Komitees Internationales Leip-

ziger Festival für Dokumentar- und Animationsfilm, 1995 Mitglied der AG Dokumentarfilm e.V. und 1996 wird er zusammen mit Barbara Junge zum Mitglied der Akademie der Künste Berlin-Brandenburg berufen. Winfried Junge hat insgesamt mehr als 50 Dokumentarfilme fürs Kino und fürs Fernsehen gedreht – davon 16 mit seiner Frau –sowie Reportagen aus dem Ausland (Syrien, Somalia, Libyen, England, Ukraine).

Werkauswahl/ Cintematographie:

Dieter Wolf (Hg.) Barbara Junge, Winfried Junge: Lebensläufe – Die Kinder von Golzow. Marburg: Schüren Verlag, 2004.

Die Kinder von Golzow 1961-2005. 19 Filme in 3 Boxen bei der absolut Medien GmbH (www.absolutondemand.de).

Kathrin Schmidt wurde 1958 Gotha geboren. Sie studierte Psychologie in Jena und war anschließend als Kinderpsychologin und in der klinischen Psychologie tätig. 1986/87 absolvierte sie einen Sonderkurs am Literaturinstitut Johannes R. Becher in Leipzig. Seit 1994 lebt sie als freie Schriftstellerin in Berlin-Hellersdorf. Dort war sie 1997 auch Stadtschreiberin. Der literarische Durchbruch gelang Kathrin Schmidt mit ihrem ersten Roman *Die Gunnar-Lennefsen-Expedition.* Darin erzählt die Autorin die deutsch-deutsche Geschichte des vergangenen Jahrhunderts. Der Roman ist zugleich Familiengeschichte, Zeitgeschichte, DDR-Alltags-Dokument und nicht zuletzt ein feministisches Manifest. Die Kritik hat die Sprachgewalt der *Gunnar-Lennefsen-Expedition* mit dem jungen Günter Grass verglichen, wobei die Autorin eine Anlehnung an Grass entschieden zurückgewiesen hat.

Als 2002 ihr Roman *Koenigs Kinder* erschien, feierte die *Neue Züricher Zeitung* die Lektüre als „Ein kleines Erzählwunder!" Die Zeitschrift *Literaturen* hob „die mächtige, in düsteren Schwingungen all die Motive, Figuren, Schauplätze atmosphärisch verwebende Erzählerstimme" hervor, die „diesem Roman etwas ambitioniert Gewalttätiges und zugleich bezwingend Dämonisches" gebe. An einer Tankstelle wird ein grausam misshandeltes Mädchen gefunden. Das Schicksal der „kleinen Janina", wie die Medien das Mädchen nennen, hält drei sehr verschiedenen Familien den Spiegel vor und beschwört ihre eigenen Kindheitsverletzungen oder ihr gestörtes Verhältnis zu Kindern herauf. Die unterschiedlichen Biographien, die dem Leser im Laufe des Buches als zunächst unzusammenhängend begegnen, werden immer mehr miteinander verwoben, bis schließlich ein psychologisch dichtes Beziehungsgeflecht entsteht.

Im Mittelpunkt des Romans *Seebachs schwarze Katzen* von 2005 steht der ehemalige IM Bert Willer, ein Romeo der Stasi, einst als Liebhaber mit politischem Auftrage unterwegs. Ein Thema, das bei Thomas Brussig noch zur Zote dient, wird bei

Kathrin Schmidt zur Frage nach Identitätsverlust und Identitätssuche und zur Aufforderung, über Wahrheit und Lüge nachzudenken.

Preise und Auszeichnungen:

2003 Droste-Preis der Stadt Meersburg
1998 Förderpreis des Heimito-von-Doderer-Preises
1998 Preis des Landes Kärnten beim Ingeborg Bachmann-Wettbewerb
1994 Meraner Lyrikpreis
1993 Leonce-und-Lena-Preis der Stadt Darmstadt

Werkauswahl:

Seebachs schwarze Katzen. Roman. Köln: KiWi, 2005.

Koenigs Kinder. Roman. Köln: KiWi, 2002.

Totentänze. Gedichte. Mit Holzstichen von Karl-Georg Hirsch. Leipzig: Leipziger Bibliophilen-Abend, 2001.

GO-IN der Belladonnen. Gedichte. Köln: KiWi, 2000.

Drei Karpfen blau. Berlin: Berliner Handpresse, 2000.

„Im Wattenmeer der Utopie. Autor nachlaufender Bedeutung. Wie mir zufällig Günter Grass begegnete“, in *Freitag*, 7.7.2000.

Die Gunnar-Lennefsen-Expedition. Roman. Köln: KiWi, 1998.

Flußbild mit Engel. Gedichte. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1995.

Poetenseminar 1989 (Hg.) Berlin: Verlag Neues Leben, 1990.

Ein Engel fliegt durch die Tapetenfabrik. Gedichte. Berlin: Verlag Neues Leben, 1987.

Poesiealbum 179. Berlin: Verlag Neues Leben, 1982.

„Auf den Graten der deutschen Sprache“, in *Neue deutsche Literatur*, Heft 4 (1979), 84-86.

Die Veranstalterinnen

Prof. Dr. Hiltraud Casper-Hehne leitet als Universitätsprofessorin für Interkulturelle Germanistik / Sprachwissenschaft seit April 2004 die Abteilung Interkulturelle Germanistik des Seminars für Deutsche Philologie der Georg-August-Universität Göttingen. In die Abteilung sind sowohl das Deutsch-chinesische Institut für Interkulturelle Germanistik und Kulturvergleich als auch das Lektorat Deutsch als Fremdsprache integriert. Hiltraud Casper-Hehne ist Vorstandsvorsitzende des Fachverbands Deutsch als Fremdsprache (FaDaF), dessen Geschäftsstelle ebenfalls Teil der Abteilung ist und Chinabeauftragte der Universität Göttingen. Ihre derzeit aktuellen Projekte befassen sich u.a. mit der Curriculumsentwicklung für einen deutsch-chinesischen Masterstudiengang Interkulturelle Germanistik, der Lehrbuchentwicklung mit Kooperationspartnern aus der Ukraine und Fragen der interkulturellen Kompetenzvermittlung und -messung. Die Forschungsschwerpunkte von Hiltraud Casper-Hehne liegen in den Bereichen Wissenschaftskommunikation, Interkulturelle Kommunikation, Kulturwissenschaft, Testen und Prüfen, Angewandte Sprachwissenschaft und Gesprächsanalyse. Derzeit arbeitet sie an einer umfassenden Untersuchung zur deutsch-chinesischen Seminarkommunikation.

Werkauswahl:

Interkulturelle Alltagskommunikation zwischen anglophonen US-amerikanischen FremdsprachenlernerInnen und deutschen MuttersprachlerInnen. Zu narrativen, diskursiven und direktiven Gesprächen. Tübingen: Niemeyer Verlag, (Reihe Germanistische Linguistik, Bd. 69), 2006.

Die Neustrukturierung von Studiengängen Deutsch als Fremdsprache: Probleme und Perspektiven. Zusammen mit Uwe Koreik und Annegret Middecke. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen, 2006.

Zur Konzeption einer Interkulturellen Germanistik Deutschland – China. Am Beispiel eines Doppediplomstudiengangs. In: Lee, Hae Wook (Hg.) (2006): Asiatische Germanistentagung. Seoul.

Zum Konzept einer Kulturwissenschaft in Deutsch als Fremdsprache. In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache Bd. 65. München: Iudicium Verlag. München, 2006.

Wissenschaftskommunikation in internationalen Studiengängen und Deutsch als Fremdsprache. In: Gebert, Doris (Hg.) (2006): Innovation aus Tradition. Dokumentation der 23. Arbeitstagung 2004. Bochum: AKS-Verlag, 249 - 261.

Interkulturelle Germanistik Deutschland – China. Konzepte – Perspektiven. In: Krumm, Hans-Jürgen und Ruth Esser (Hg.) (2006): Sprachen, Kulturen, Unterricht. München: Iudicium Verlag.

Kommunikation in der Wissenschaft. Zusammen mit K. Ehlich. Regensburg: Iudicium Verlag (Materialien Deutsch als Fremdsprache 69), 2005.

Zur Sprache der bündischen Jugend. Am Beispiel der Deutschen Freischar. Tübingen: Niemeyer Verlag, (Reihe Germanistische Linguistik, Bd. 91), 1989.

Dr. Irmy Schweiger ist Sinologin und Germanistin (Interkulturelle Literaturwissenschaft) und seit April 2004 als wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Abteilung Interkulturelle Germanistik tätig. Sie ist Geschäftsführerin des Deutsch-chinesischen Instituts für Interkulturelle Germanistik und Kulturvergleich und im Rahmen von Asia-Link als Projektmanagerin mitverantwortlich für die Entwicklung eines deutsch-chinesischen Masterstudienganges Interkulturelle Germanistik. Irmy Schweiger ist Initiatorin des Projektes „Kulturen in Kontakt – Artists in Residence", einem deutsch-chinesischen Künstleraustausch zwischen Nanjing und Göttingen (www.artistsinresidence.de).

Ihre Forschungsschwerpunkte fokussieren im weitesten Sinne den kulturellen Transfer im deutsch-chinesischen Kontext, deutsch-chinesische Modernitätsdiskurse, Fragen zum kulturellen Gedächtnis im Hinblick auf einen literarischen Umgang mit einer traumatischen Vergangenheit sowie imagologische Fragestellungen.

Werkauswahl:

Günter Grass in China – Von der Kulturrevolution bis zur Wirtschaftswunderwelt. Lektüren eines Nobelpreisträgers. In: Kesting, Hanjo (Hg.) (2008): *Die Medien und Günter Grass.* Köln: sh Verlag, 161-173.

现代性的建造 (Xiandaixing de jianzao) The making of Modernities. In: *中德文化对话* (Zhongde wenhua duihua) *Kulturen im Kontakt: Deutschland – China.* Nanjing: Nanjing Daxue chubanshe, 2008.

(The Image of) China. In: Beller, Manfred and Joep Leerssen (ed.) (2007): *Imagology: a Handbook on the Literary Representation of National Characters.* Amsterdam, New York: Rodopi (Studia Imagologica. Amsterdam Studies on Cultural Identity), 126-131.

Yu Hua. In: Ruckaberle, Axel (Hg.) (2006): *Metzler Lexikon Autoren der Weltliteratur.* Stuttgart: Metzler.

Chinesische Stadt-Landschaften. Studien zur kulturellen Produktion von 'Stadt' in der chinesischen Literaturkritik und Literatur des ausgehenden 20. Jahrhunderts. Hamburg: Verlag Dr. Kovač, 2005.

Xu Xing: Und alles, was bleibt, ist für dich (Roman übersetzt aus dem Chinesischen zs. mit Rupprecht Mayer. Mit einem Nachwort von Irmy Schweiger). München: Schirmer Graf Verlag, 2004.

Halber Himmel Ganzer Herd. Die Wiederbelebung der Weiblichkeit: Eine Analyse des Diskurses über 'Frauenliteratur' im post-maoistischen China. Heidelberg: Wunderhorn Verlag, 2001.

Gao Xingjian: Nächtliche Wanderung. Reflektionen über das Theater (Übersetzung aus dem Chinesischen zs. mit Weigelin-Schwiedrzik, Martin Gieselmann et al. Neckargemünd: Edition Mnemosyne, 2000.

Dichtung und Wahrheit aus sinologischen Perspektiven. In: *Bochumer Jahrbuch zur Ostasienforschung*, 2003, 279-281.

Red Guards in mid-life crisis. In: *EACS newsletter* 2002.

Mit ihren Expertenseminaren für Alumni im Ausland möchte die Georg-August- Universität Göttingen die Bindung zu ihren Ehemaligen langfristig stärken und ein weltweites Netzwerk aufbauen.
Der vorliegende Band ist das Ergebnis des Expertenseminars „Deutschland und die Wende in Literatur, Sprache und Medien“, an dem Wissenschaftler, Schriftsteller und Filmemacher mit ihrem Blick auf die deutsche Gegenwartsgeschichte sowie Alumni aus China, Japan und Korea, die sich in ihren Heimatländern für die Verbreitung der deutschen Sprache und Kultur engagieren, teilnahmen.
Das Seminar und sein nachfolgender Band stellen eine spezifisch deutsche Erfahrung in den Mittelpunkt und thematisieren damit gleichzeitig Fragen, die etwa in Korea und China hohe Aktualität besitzen. Die Beiträge des Bandes nehmen das gewählte Thema in den Blickpunkt, indem etwa die Sprache vor und nach der Wende, die literarische Intelligenz in Ost und West, die Filme der DEFA, oder der Wandel der DDR-Medien durch die Wende, die Wende-Filme bis hin zur Wende im Spiegel der Gegenwartslyrik beleuchtet wird. Andere Beiträge des Bandes zeigen die Situation der Auslandsgermanistik in den Herkunftsregionen der Alumni oder die wachsende Bedeutung einer kulturwissenschaftlich geprägten Interkulturellen Germanistik auf.



Deutscher Akademischer Austausch Dienst
German Academic Exchange Service







ISBN: 978-3-940344-58-8

Universitätsverlag Göttingen